

Heide und Moor.



Märchen

für

Alt und Jung.

Von

Marie Mindermann.

1916:2232



—○○○○○○○○—
Lübeck,

Carl Boldemann's Buchhandlung.

1854. 7

Rotes Kreuz, Bremen
Sammelstelle für Lesestoff
Sandstrasse 3.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page.



Druck von Heinrich Schmidt in Lübeck.

Boten Kreis, Bremen
Sammelstelle für Lesezettel
Sundstrasse 4.

„Je weniger die Menschen wissen, desto zugänglicher sind sie für Traumgebilde und abenteuerliche Geschichten: der Sinn dafür geht mit der halben Cultur, die stets den Stabilismus bedingt, verloren, aber er kehrt auf ihrer Höhe zurück. Der roheste und der gebildetste Geschmack begegnen einander.“

„Der Beschränkte wird zuletzt des Fragens müde, er begnügt sich mit dem Erreichten, und mit dem Weiterschließen hört nothwendig auch

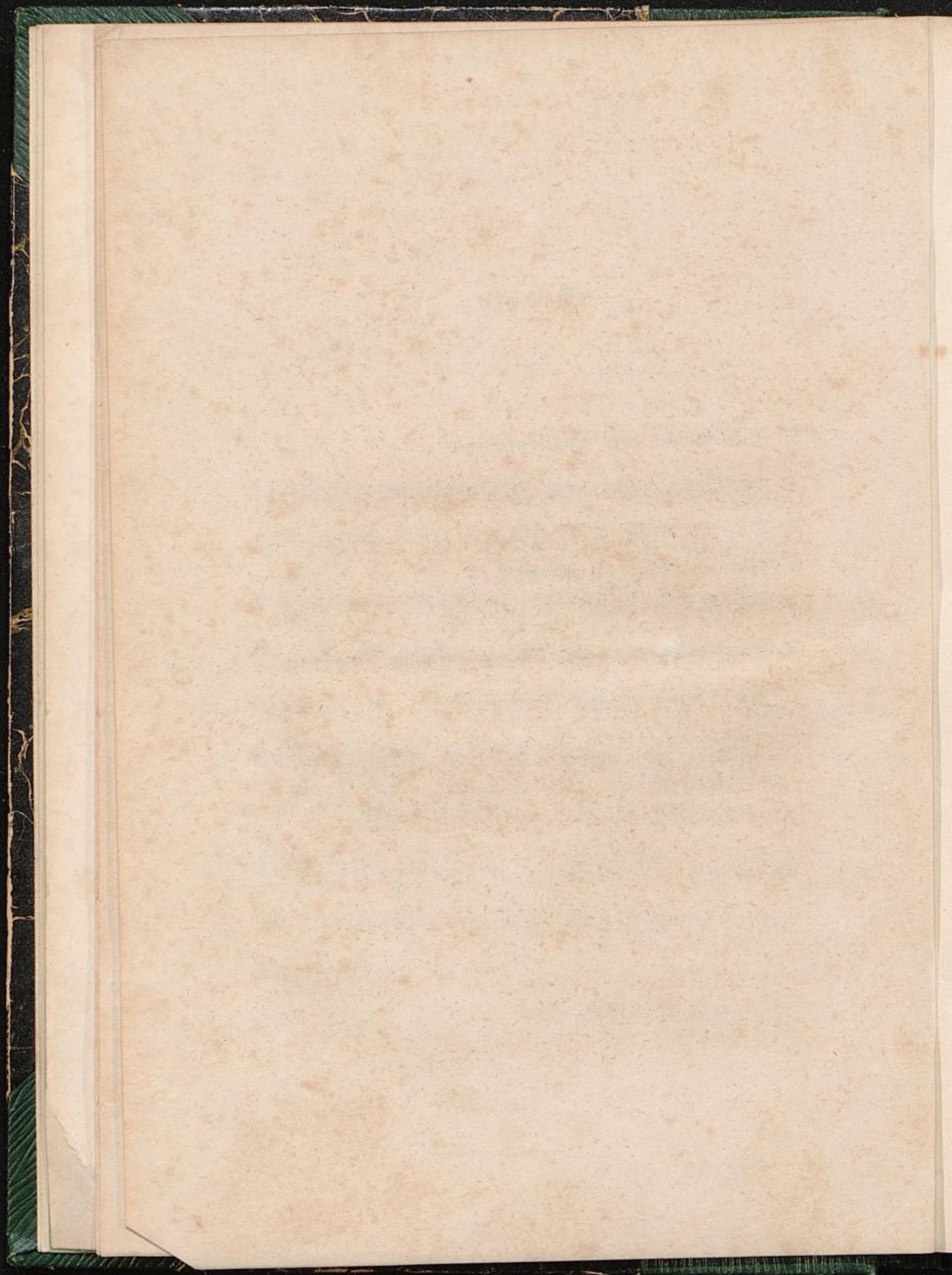
das Weiterträumen auf; der Selbstgenügsame, der Philister hat darum auch nie Sinn für Gedichte und Märchen, — alle Wunder nehmen bei ihm ein Ende. — Aber über ihn hinaus beginnt ihre Herrschaft wieder; die höchste Empfänglichkeit für das Wissen und Erkennen drängt wieder in Kreise, in denen Träume und Märchen zu Hause sind. Wir müssen vorwärts ins Unbekannte, — und dort wohnen ja die Märchen.“

Mar Waldau.

Inhalt.



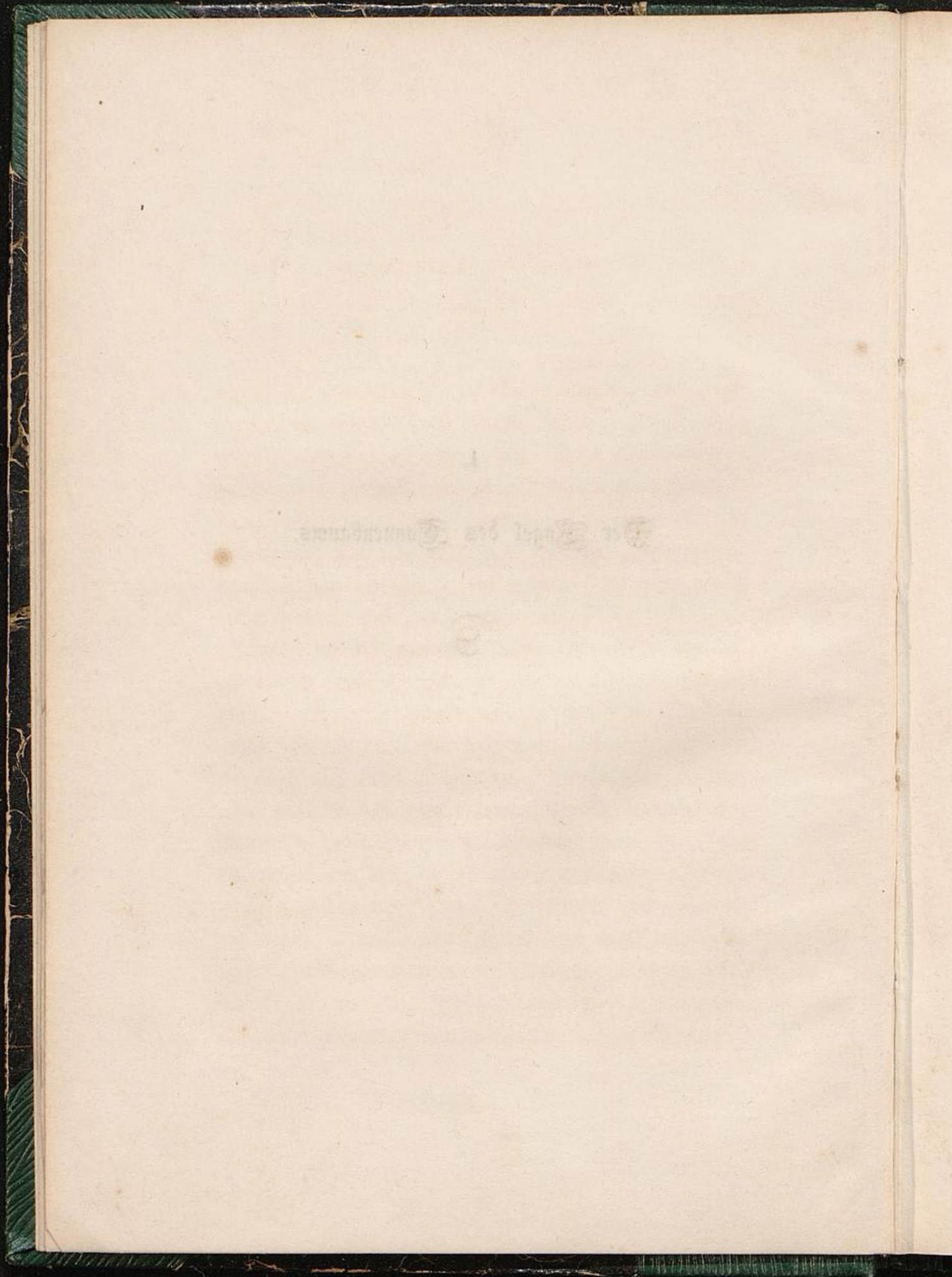
| | |
|--|------|
| 1. Der Engel des Tannenbaums | 3. |
| 2. Aus dem Leben eines Maikäfers | 17. |
| 3. Die trauernde Schwalbe | 47. |
| 4. Traumbilder. In acht Blättern | 67. |
| 5. Der Bienenkranz | 99. |
| 6. Die erzählende Eiche. Märchen in sieben Bildern | 127. |
| 7. Der Knabe und das Meermädchen | 165. |
| 8. Emma | 189. |
| 9. Die Störche | 207. |



1.

Der Engel des Tannenbaums.

9



Der Engel des Tannenbaums.

Es war Christabend und in vielen Häusern der Stadt großer Jubel, denn die Kinder standen vor den flimmernden Tannenbäumen, die an ihren grünen Zweigen eine stattliche Bescherung trugen. — In manchen Häusern aber war es auch dunkel und still; das war, wo die Armuth wohnte oder die Krankheit eingekehrt war. Da war kein flimmernder Baum, keine Bescherung — und da jubelten auch die Kinder nicht. Auf den Straßen wirbelte der Schnee, trotz dessen sah man hie und da an den erleuchteten Häusern kleine Buben und Mädchen durch die kristallhellen Fenster lugen. Es mochten wohl Kinder aus den dunkel gebliebenen Häusern sein, denn ihre Kleidchen waren dünn, auch hin und wieder zerrissen, und in die kleinen nackten Hände bliesen sie den Athem, um sie zu erwärmen; sie mochten wohl keine Pelzhandschuhe haben, mit denen sie oft die reichen Kinder im Schlitten zur Schule fahren sahen. Die armen Kleinen! Zu Hause wartete ihrer kein Jubel, d'rum wollten sie gern andre froh sehen und jubeln hören. Und sie hörten den Jubel in Hülle und Fülle bei jedem neuentdeckten Bescherungsstück, und er wurde oft so laut, daß den Kleinen mitunter die Augen schmerzten, und sie danach fasten, als

wäre ihnen eine scharfe Schneeflocke hineingefahren; — aber es war kein Schnee, es war eine schmerzende Thräne, die sie zerdrückten. — So standen sie lange, bis die Kälte ihre Füßchen schwer und schwerer, und ihre Händchen starrer machte; dann gingen sie zu Hause und erzählten von aller Herrlichkeit, die sie gesehen. Die meisten aber verschwiegen es, daß der Wind eine zackige, harte Flocke in ihr Auge geweht habe. —

In der Nähe der großen Stadt lag ein kleiner Tannenforst mit himmelhohen, schönen Tannen, hin und wieder einzelne Birken und Erlen dazwischen, auf denen die Vögel ihre Nester hatten. Die Tannen standen stolz und gerade wie Kerzen bei einander; auf ihren Zweigen lag der lichte Schnee, aus welchem die dunkelgrünen Nadeln prächtig hervorschauten. Es hatte aufgehört zu schneien und der Mond schien, so daß man die Gegenstände deutlich unterscheiden konnte. Auf einer kleinen Erhöhung des Bodens, am Fuß einer riesigen Tanne saß ein kleiner Knabe. Er hielt ein zerstörtes und geknicktes Tannenbäumchen in der einen Hand, das er unverwandt anschaute; die andre Hand führte er oft an den Kopf, als fühlte er dort einen Schmerz, — auch schluchzte er mitunter leise. Neben ihm am Boden lag ein Bündel Reifig.

Der arme Knabe! Er war am Nachmittag ausgegangen, um etwas Reifig zu sammeln, denn im Hause wohnte der Mangel; und in manchen Gegenden ist es den Armen ja erlaubt, Reifig zu suchen in den Wäldern, um sich ein Feuer

anzumachen und die starren, harten Glieder daran zu wärmen. Wenn dann die Flamme lustig knistert und allerlei Bilder mit ihrer feurigen Zunge zeichnet, dürfen sie auch hineinschauen und sich alle Dinge wünschen, die sie gern hätten, und die die Flamme oft neckisch bildet; Dinge, die oft so gering sind, daß die reichen Leute darüber lachen würden; — aber die Wünsche erfüllen sie dessenungeachtet doch nicht; oft, weil sie es nicht wissen, öfter, weil sie es nicht wollen.

Als der arme Knabe sein Reifig eingesammelt hatte und auf der Rückkehr begriffen war, fand er hart am Fußwege ein Tannenbäumchen liegen, das wahrscheinlich der Sturm dicht über dem Wurzelgesticht gebrochen hatte. Der Kleine hob es auf, bejammerte das junge, zerstörte Leben des Bäumchens, war aber dennoch erfreut, es zu finden; denn, war ihm auch die Mutter seit einem Jahre gestorben, der Vater dem Trunk ergeben, und hatte er auch keine Geschwister, so hatte er doch zu Hause einen steinalten Großvater, der war schon, so lange der Knabe denken konnte, kindisch gewesen und freute sich über nichts so sehr als über Tannenzweiglein und Lichter. Vom Nachbarn, dem Krämer, wollte der Kleine nun ein Talgendchen erbitten, dasselbe auf dem Baum befestigen und dem alten Großvater eine rechte Herzensfreude damit machen.

„Kannst du auch nicht mehr wachsen, du liebes Bäumchen,“ so sprach der Knabe vor sich hin: „und dich der Einsamkeit des Waldes nicht mehr erfreuen; kannst du die

Sonne nicht mehr spielen sehen auf deinen Zweigen, und den kühlenden Wind nicht mehr fühlen, wenn er deine Nadeln bewegt; kannst du auch die kleinen Vögel nicht mehr hören, die im Laube der andern Bäume nisten und jubelnd die Flüglein schlagen und in der frischen Luft sich wiegen; — so will ich dich doch mit einem Lichtchen schmücken, das wohl nicht funkelt wie die Sterne über dir in der stillen Nacht, das aber doch unser kleines Stübchen ganz erhellen und auf allen deinen Nadeln zittern wird. Und ich will dich hüten bis der Frühling kommt, dann will ich dich hinaustragen in den Sonnenschein und will dich mit Wasser feuchten, daß du meinen sollst, es küsse dich die Sonne und es bade dich der Regen, und du wüchsest wie sonst."

So war der Knabe mit seinem Schaze vorwärts geeilt; theils mit dem Bäumchen sprechend, theils an den Jubel des kindischen Großvaters denkend. Da plötzlich trat ihm der neue Forstwärter in den Weg und hielt ihn an, barsch nach dem Funde fragend. Der Kleine war wohl erschreckt von dem finstern Wesen des Mannes, doch sicher in seinem guten Gewissen, erzählte er freimüthig, wie er dazu gekommen. Aber der Forstwärter glaubte ihm nicht, sondern nannte ihn einen frechen, lügenhaften Buben; der Kleine protestirte, denn er hatte ja noch nie gelogen. Die Lüge hatte ihm die verstorbne Mutter stets als eine schwarze Sünde geschildert, die nach und nach das Herz schwarz und düster mache, wie eine Nacht, aber ohne Sterne; wie hätte er je lügen können mit seinem Abscheu vor der Lüge? —

Aber der Wärter, der ein böser, zorniger Mann war und von niemandem etwas Gutes glaubte, weil er selbst nichts Gutes that, und sein Aemtchen nur vielfachen, krummen Wegen verdankte, duldete keine Einsprache und rief: „Der Sturm hat die Tanne geknickt, Du Balg? — Du selbst hast sie gebrochen, um sie insgeheim zu verkaufen, und den Erlös zu verschlemmen! Man kennt Euch Lumpenvolk; Ihr macht dem Staat und seinen wohlgesinnten Bürgern, nichts als Plage und Last. Wart', ich will Dich lehren ein andermal Tannen zu brechen!“ — Und mit diesen bösen Worten schlug er den Kleinen mit geballter Faust in das zarte, bleiche Gesicht, daß ihm die hellen Funken aus den blauen Augen sprangen und er zu Boden taumelte, als vergingen ihm die Sinne. Dann setzte der Forstwärter den schweren Fuß auf die Mitte des Stammes, bog heftig die Krone des Bäumchens vorüber, daß der Stamm zusammenbrach und die jungen Zweige wie nasse Flüglein herabhingen; schleuderte es mit einem bösen Fluche weit von sich und ging seines Weges, ohne sich weiter um den Geschlagenen zu kümmern. Was bedurfte es auch der Sorge, wegen eines gemißhandelten armen Knaben!

Als der böse Mann die Faust zum Schlag ins Angesicht fallen ließ, da hatten die Tannen mit ihren grünen Zweigen gerauscht und gezittert, daß der Schnee auf die Erde rieselte; so entsetzt waren sie über die gesehne Unbill; aber der Forstwärter hatte es nicht bemerkt, oder es für den Wind gehalten, der den Schnee von den Zweigen schüttelte.

Aber der Wind war es nicht gewesen, sondern die Herzen der Tannenbäume hatten in Angst und Schreck hoch aufgeklopft; denn die Bäume theilen mit den Menschen die Empfindung — aber es fehlt ihnen die Thatkraft; im Uebermaß ihres Gefühls können sie nur mit den Zweigen rauschen. Sie mögen wohl oft gerauscht haben, wenn ihr grünes Haupt die Gräuel angesehen, die in der Nacht des Waldes verübt worden sind. Aber die den Frevel verübten, glaubten wohl, es sei der Sturm gewesen, der in den Zweigen ras'te. — So erging es auch dem Forstwärter; der Böse versteht die Stimme des Baumes nicht!

Als der arme Knabe sich wieder erholt hatte, versuchte er aufzustehen; wie schwer ihm das wurde! Er versuchte zu gehen, das war unmöglich! Das einzige, was er vermochte, war hinzukriechen nach dem zerstörten Tannenbäumchen, es auf seinen Schoß zu nehmen und nach Kinderart die abgerissenen Zweige wieder an die Stelle zu halten, wo sie gefessen hatten. Durch die Bewegung quoll ihm jetzt, als Folge des Schlages, das Blut aus Nase und Mund, und er nahm sein Halstüchlein um das Blut abzutrocknen. Wie war er so müde und matt! So müde, wie er es noch nie gewesen zu sein glaubte, selbst dann nicht, wenn er einen ganzen Tag lang Keifig gelesen im Walde, ohne etwas zu genießen. Dazu fing ihn mächtig zu frieren an; Hals und Händchen waren bloß, seine Füße wurden starr und versagten ihm den geringsten Dienst. So saß er still, den Rücken an eine Tanne lehrend — und ließ den Abend herankommen.

Das Schneegestöber war nun vorüber, und da stand der Mond am Himmel und schaute so mild auf den Kleinen wie eine Mutter auf ihr krankes Kind. Aber der Mond hatte keine Arme und konnte den Knaben nicht betten auf weichen, warmen Schoß, wie es die Mutter kann. Die riesigen Tannen bewegten ihre Zweige, daß der Schnee auf den Boden rieselte — als wollten sie ihm von ihrem Mitgefühl erzählen, aber ihre Arme waren kalt und starr, und vermochten nicht zu ihm hinabzureichen; auch sie konnten den kranken Knaben nicht einwiegen.

Als der Kleine nun auf den Mond schaute, da erfaßte ihn ein großer Schmerz; er dachte an seine Mutter, an seinen Vater, an seinen Großvater. Die Mutter todt, der Vater ein liebloser, leichtsinniger Mann, der Großvater kindisch! O wie ihm dies alles in die Kindesseele schnitt, wie mit einem scharfen Messer! Wie so unendlich einsam und verlassen fühlte er sich in diesem Augenblicke! Es ergriff ihn eine heiße Sehnsucht nach der frommen Mutter, deren Herz wohl auch der Kummer gebrochen hatte; doch das wußte er nicht; er meinte, nur die Krankheit des Körpers breche die Herzen. Nie hatte der Knabe so heiß und schmerzlich sich Flügel gewünscht, um zu der Mutter, in den Himmel aufzufliegen zu können; aber es wuchsen dem Armen keine Flügel, sondern er lag auf kalter Erde. Da traten ihm helle Thränen in die Augen, und als er wiederum auf die Tannenzweige blickte, da blitzte es auf an jeder Nadel wie ein glänzendes Licht, und er meinte, die Sterne seien herab-

gekommen, um sein Christbäumchen anzuzünden und mitten in seinen Schmerzen dachte er: „Sähe der Großvater das Bäumchen so, wie es so prächtig funkelt!“ — Es waren aber seine eignen Thränen, die sich in blühende Sternlein brachen.

Als nun der Mond am höchsten stand, da knitterte es in den Tannenzweigen; sie wanden und drehten sich in den Händen des Knaben, daß es ihn fast schmerzte und er die Zweige auf das Moos niederlegen mußte. — Und horch, nun krachte es dumpf in den Nestern, — weißfunkelnde Lichter flackerten auf aus den dunkeln Nadeln, ein bläulicher Dunst zog auf und nieder, und hüllte, einer leichten Wolke gleich, das Bäumchen ein und aus der Wolke entwickelte sich nach und nach eine glänzende Erscheinung. Das war der Engel des Tannenbaums. — Zwei große, leuchtende Flügel lagen an seinem Rücken, ein grünes Gewand, als sei es von frischen, zarten Tannenreisern geflochten, ging bis auf die Erde, und um das schöne, liebliche Gesicht zitterte ein überirdischer Glanz, der sich von dem Auge aus verbreitete. Zarte, feine Tannenzapfen schlangen sich als Kranz um das goldenstrahlende Lockenhaar. Und der Engel ließ sich zu dem erstaunten Knaben nieder und streichelte ihm das wunde Haupt mit den Händen; da blutete und schmerzte es nicht mehr. Dann erzählte er ihm, daß er die Seele des Tannenbäumchens sei, um deswillen der Knabe so schwere Unbill ertragen. Seine Stimme war wie ferne Musik, und was er sprach klang wie ein frommes, schönes Märchen,

das ihm seine Mutter früher manchmal erzählt hatte. „Ein jeder Baum,“ sagte der Engel, „hat eine Seele, so wie der Mensch eine Seele in seinem Körper trägt. Die Bäume leben und sterben, so wie die Natur es will, oder wie sie dem Nutzen der Menschen dienen. Werden sie aber böswillig verletzt oder zerstört, dann springt die Seele hervor aus ihrem dunkeln Hause und verfolgt den Zerstörer mit ihrer Rache, der er nicht entkommen kann und trübe sie ihn noch so spät. Wer aber ein Bäumlein hegt und pflegt wie Du gethan, dem sind wir Engel der Bäume freundliche Begleiter; den decken wir schirmend mit unsern Flügeln, wenn auch unsichtbar.“ „Aber ich sehe Dich doch“, sprach der kranke Knabe wie in einem süßen Traume, und sein Auge leuchtete in heller Freude. — „Wohl siehst Du mich“, entgegnete der Engel des Baumes, „aber nur weil ich Dich fortführen will von der kalten Erde, um dahin Dich zu bringen, wo Dich nicht mehr friert und hungert, und wo Du Deine Mutter wiedersehen wirst.“ — Und nun klang des Engels Stimme immer süßer, wie Flötenton und sanfter Glockenlaut. Es ging durch die Luft ein wunderbares Zittern wie von Harfengelispel und dazwischen säufelte es wie von Blätterrauschen und duftete es süß wie von Lorberrosen. Die Sterne schienen hernieder zu steigen aus der dunkelblauen Luft; sie schlangen ihre Strahlen wie leuchtende Arme in einander und senkten und hoben sich wie im schwebenden, unhörbaren Tanze. Alle Wunder des Paradieses, wie sie das sehnende Herz sich ausmalt, zogen wie auf

leichten Rosenwolken an dem Auge des Knaben vorüber; und tausend und aber tausend Engel umgaben ihn und wiegten sich auf den Strahlen der Sterne und neigten sich freundlich zu ihm nieder. Einer aber, größer und schöner als sie alle, küßte ihn auf Mund und Stirn und winkte ihm mit der Hand, — das war seine Mutter.

Der Knabe sah und horchte in seliger Verzückung, und als er die Augen schloß so selig müde, so selig ahnend, da sah er noch immer die Engelschaar, da fühlte er noch immer den warmen Kuß seiner Mutter; und das Bild des bei ihm sitzenden milden Engels trug er auch mit hinüber vor sein innres Auge, da stand es hell und strahlend wie die Morgen-sonne. An sein Ohr aber klang noch immer die süße Stimme, die von Palmenhainen und von Paradieseswundern flüsterte. — So lag der Knabe mit seliglächelndem Antlitz und geschloßnem Auge eine lange Zeit, und der Engel neigte sich über ihn und bewachte seinen leisen Athem, der immer leiser und leiser wurde. Als aber die Augenlieder nicht mehr zuckten, als die Augen sich nicht wieder öffneten und der Athem sich nicht mehr regte: — da merkte der Engel, daß die Blutwelle des Körpers nicht mehr floß und das Herzchen stillstand; und er breitete den einen glänzenden Flügel über das seliglächelnde Antlitz des Kleinen und hütete die ganze Nacht über seinen tiefen, tiefen Schlummer. —

Als am andern Tage die Holzknechte durch den Forst gingen, fanden sie den Knaben theils verblutet, theils erfroren; an seiner Seite lagen zerknickte Tannenzweige und

zusammengesessne Reiser. Man glaubte, er sei auf dem Boden ausgeglitten, habe sich den Kopf verletzt und sei in Folge dessen gestorben. — Den bösen Forstwärter aber, als er die kleine Leiche vorübertragen sah, faßte das Entsetzen und er eilte in den Wald um sich nicht zu verrathen. Wie ein gejagter Hirsch rannte er durch das Dickicht, und willenlos trieb es ihn nach der Stelle, wo er den armen Knaben gestern gemißhandelt. Noch war der Schnee geröthet vom Blut und die Tannenzweige lagen zerstreut umher. Dicht bei der unheilvollen Stelle aber stand der Engel des Tannenhäuschens, doch, nicht mild wie gestern, sondern streng und ernst. Er schüttelte langsam die mit Reif bedeckten Flügel, daß es seltsam in den Lüften rauschte und richtete das große Auge drohend auf den Flüchtigen. Der aber erbebte in seiner Seele, als erschiene ihm ein Bote des Weltgerichts und in namenloser Angst stürzte er einem Bächlein zu, das in der Nähe des Forstes seinen kristallhellen Rücken zeigte. Wie ein von der Meute gehegtes Wild sprang er bröhnend auf die Eisdecke, um der entsetzlichen Erscheinung zu entrinnen, deren toddrohendes Auge ihn wie ein Pfeil getroffen, — aber die Decke brach und die zürnenden Geister des Wassers zogen ihn hinab in die Tiefe. —

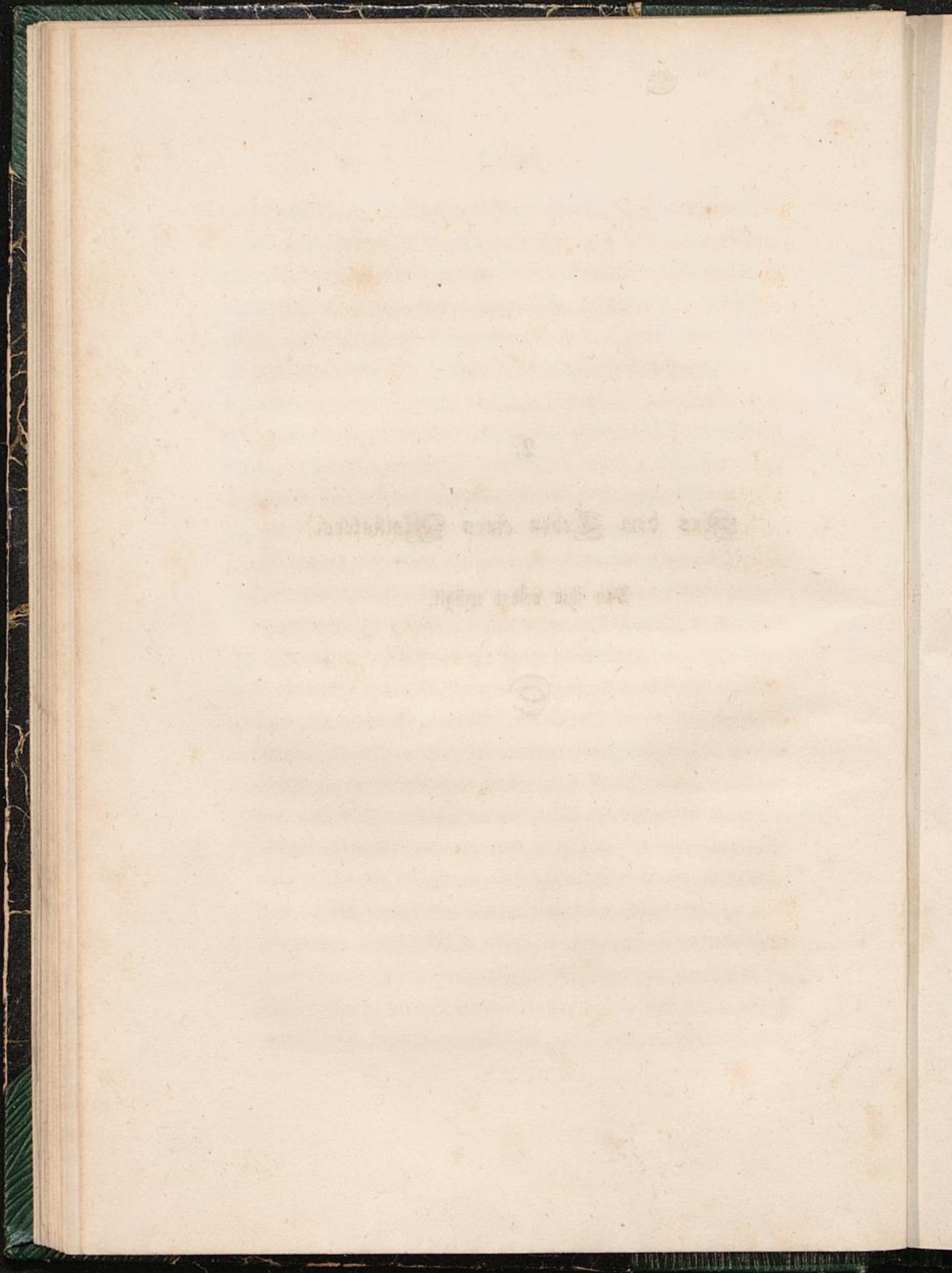
Im nächsten Frühlinge spülte die hohe Fluth die Leiche ans Ufer. Niemand ahnte die Rache des Baumes; die Rache des eignen Gewissens! —

2.

Aus dem Leben eines Maikäfers.

Von ihm selbst erzählt.

©



Aus dem Leben eines Maikäfers.

Von ihm selbst erzählt.

In einer alten Handelsstadt findet man einen mächtig großen Platz, den man gewöhnlich die „Heide“ nennt. Vor vielen Jahrhunderten nämlich erblickte man hier nichts als eine fast unermessliche Heideebene, hin und wieder mit Brombeerbüschen geschmückt. In der Folge, als das Christenthum festen Fuß faßte, erbaute man auf dieser Fläche ein hölzernes Kirchlein, das nannte man die Dom-Kirche, weil ein Bischof es gegründet hatte. Allein das hölzerne Baumaterial verwitterte bald, und machte eine festere Kirche nöthig. Diese, die an derselben Stelle von Stein aufgeführt wurde, stand mehre Jahrhunderte. Da warf die Hand der Rache den Feuerbrand in die heiligen Hallen und das Gebäude wurde nebst bedeutenden Kirchenschätzen ein Raub der Flammen. Nun erbaute man die dritte Kirche; schöner, größer und fester als die vorigen. Sie hatte zwei Thürme, von denen der eine noch steht. Der andere und zwar der kleinere stürzte vor vielen Jahren zusammen und begrub acht Menschen unfer seinem Schutt. In den höhern Thurm fuhr später

einmal der Blitz hinein und zerstörte einen beträchtlichen Theil des schönen, schlanken Baus. Zwar stellte man ihn wieder her, aber nur mangelhaft. Das fast stumpfe Spitzdach oder die gedrungne Kuppel scheint die Hast des Bau-meisters und die geringen Mittel die man anwandte, zu verrathen. Die Dom-Kirche aber steht noch jetzt kräftig und schön da, und wird sicher manches Jahrhundert noch dem Sturme der Zeit trotzen.

Man hatte nun in der Folge in der Nähe des Doms Häuser erbaut und Straßen angelegt, so daß von der Heide bald nichts mehr als der oben bezeichnete Platz übrig blieb, den man zur Erinnerung an die alte Zeit unbebaut ließ und ihm später den Namen „Domsheide“ beilegte. Dieser Platz war mit Linden bepflanzt worden; doch als die Zeit ihren scharfen, unsichtbaren Zahn an das Mark der Bäume setzte, da wurden sie hohl und richteten manchmal großen Schaden an, wenn der Sturm ihre mürben Nester herunterschlug. Man rodete sie deshalb aus, und setzte Akazien und Kastanienbäume an ihre Stelle. Es war ein freundlicher Platz, diese Domsheide, und daher auch ein oft benutzter Spielplatz der Jugend, wenn die Schule beendet war.

Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ein Maikäfer so sehr gelehrt und unterrichtet erzählen kann, da er doch weder Geschichte, noch sonst irgend eine Wissenschaft studirt hat. Ich erachte es daher für nöthig zu erklären, daß ich meine oben entwickelten Kenntnisse einem ehrwürdigen, alten Maikäfer verdanke, welcher der Großvater meines Vaters

war. Jener hatte nämlich lange Zeit auf einem alten, dichtbelaubten Kastanienbaume gewohnt, der häufig als Ruheplatz benutzt worden war, da eine bequeme Bank in seinem Schatten stand. Zwei alte Stadtbürger, die nur noch in der Erinnerung an vergangene Zeiten lebten, hatten allabendlich Besiß genommen von dem traulichen Plätzchen und sich einander von frühern Tagen und Einrichtungen unterhalten. Wie es nun häufig der Fall ist, daß man bereits erzählte Dinge zwei- und dreimal, vielleicht auch noch öfterer wiederholen hört, so war es meinem Ahn auch ergangen und war es ihm daher ein Leichtes, nachdem er die menschliche Sprache inne hatte, so häufig Wiederholtes zu behalten und sich vielfache Kenntnisse dadurch zu verschaffen. Später, als man den Kastanienbaum seines hohen Alters wegen umhauen mußte, verlor mein Urgroßvater mit seiner Wohnung zugleich jene ihm lieb gewordenen Unterhaltungen, was ihm um so unangenehmer war, da es ihm fast zum Bedürfniß geworden, sich durch menschliches Zwiegespräch zu unterrichten. Neues kam ihm nun freilich nicht mehr zu Ohren; aber das Alte behielt er tren im Gedächtniß und die Sprache der Menschen verstand er nach wie vor. Von meiner frühesten Jugend an, ließ mein Ahn es sich angelegen sein, mir alle seine nützlichen Kenntnisse beizubringen, und er fand einen lernbegierigen Schüler an mir. — Mein Vater, der Enkel meines Urgroßvaters, lachte oft über unsern gelehrten Discurs, wie er es nannte, und meinte, er schwärme lieber im Abendsonnenschein umher, als daß er sich das Gedächtniß

mit derlei Sachen beschwere, die einem echten Maikäfer doch nie von Nutzen sein könnten. Daran hatte mein Vater nun freilich Unrecht, wie die Folge meiner Erzählung lehren wird.

Unter den Menschen, welche ab und an die obenbenannte Domscheide besuchten, um dort spazieren zu gehen, oder auszurufen, hatte ich einen gefunden, der mir vor allen gefiel. Das war ein sogenannter Dichter und zwar einer, der vorzugsweise gern Märchen zusammensunt. Ein solcher Märchendichter ist in der Regel ein recht gutes, freundliches Geschöpf; er liebt alle Thiere, sie mögen fliegen oder kriechen, schwimmen oder laufen. Dies traf nun auch bei meinem Lieblinge recht zu. Denn, wenn er unter einem Baume saß, die Augen freundlich hier und dorthin gerichtet, so kam es mir oft vor, als lauschte er auf unser Summen und Schwirren; und wenn ein Vöglein niedrigen Fluges an ihm vorüberhuschte, so verfolgte er es aufmerksam mit den Blicken, als freute er sich des kleinen geflügelten Dinges. Es war natürlich, daß er uns nie ein Leid that, auch das weiße Hündchen nicht schlug, das er stets bei sich hatte; im Gegentheil, er war immer freundlich mit ihm, streichelte ihm Kopf und Hals und nannte es seinen lieben Fido. — Später, als ich ihn näher kennen lernte, was um so leichter war, da wir gegenseitig unsre Sprache verstanden, wurden wir recht gute Freunde. Wir führten manches trauliche, lehrreiche Gespräch mit einander; und wenn er einmal ausblieb mit seinem Fido, konnte ich oft von Herzen traurig sein. Dieser Freund ist es auch, der mir zu Liebe einige denk-

würdigen Ereignisse aus meinem Leben niedergeschrieben hat.

Wie ich vorhin erwähnt, war die Domsheide ein freundlicher Platz, dessen schöne, dichtbelaubte Kastanienbäume uns Maikäfern zur Wohnung dienten. Es war eine rechte Lust wenn wir Abends — den Tag über saßen wir still im dunkeln, schattigen Grün — sobald die Sonnenstrahlen am schrägsten fielen, aus unsern Nestern hervorkamen, und dann im Abendglühn umherschwirrten von Baum zu Baum, hier hin, dort hin, wie es uns nun eben gefiel; wenn wir den Thautropfen, der auf einer Blume oder an der Spitze eines Grashalms zitterte, auflesen mit unserm feinen Rüssel und ihn in unser heimliches Nest trugen, um für den nächsten Tag unsern Thauwein, wie wir ihn nennen, zum Imbiß zu haben. Dieser Thauwein, mein lieber Leser, ist so klar, so rein, so duftig und kräftig, wie es keiner von allen Weinen der Erde ist, in denen die Menschen sich so oft berauschen. Wir behalten bei dem Thauwein stets unsre Gesundheit und unsern Verstand, mögen wir ihn in noch so reichem Maße genießen. Bei den Weinen, welche die Menschen trinken, ist es nicht also, wie mir mein Freund wohl erzählt hat; nicht selten geht ihre Gesundheit und oft sogar ihre Vernunft bei dem zu häufigen Genuß ihrer künstlichen Getränke verloren. — Oft habe ich die Menschen bedauert, daß es ihnen nicht so gut geworden ist, Thauwein zu trinken wie wir; dann aber lachte mein Freund und sagte: „Lieber Maikäfer, bedaure die Menschen nicht, die durch übermäßigen Genuß ihrer

Weine, Gesundheit und Verstand verschmerzen; die wunderlichen Leute mögen den reinen, klaren Thau nicht, er ist ihnen gar zu einfach, gar zu kunstlos. Sie lieben es, scharfe und herausschende Dinge zu genießen, eben weil sie weder Maß noch Ziel wollen.“ Das vermochte ich nun freilich in meinem einfachen Käferstunne nicht recht zu begreifen; mein Freund aber konnte mir die Sache nicht deutlicher machen, und so war es denn das Beste, daß wir auf andere Gegenstände übergingen, die ich leichter zu fassen verstand.

So lustig wir Maikäfer nun auch waren im schattigen Laube unserer breitästigen Bäume, so störte doch eins recht häufig unsre Ruhe und unser Wohlsein. Die Buben nämlich waren, ich weiß nicht wie, in eine gar böse Gewohnheit hineingerathen. Nachmittags, wenn die Schule beendet war, und wir des hohen Sonnenstandes wegen noch fein heimlich im dunkeln Laube saßen, dann kamen die Knaben gleich einer wilden Horde herangestürmt, und schüttelten und rüttelten mit aller Macht an den Kastanienbäumen, um einige von uns armen Käfern habhaft zu werden. Die nun durch das Schütteln Herabgefallnen wurden flugs von den Buben aufgelesen und dann begann ihr Elend. Man band ihnen das Ende eines langen Fadens ums Beinchen, wickelte sich das andere Ende um die Hand und drehte sich erst langsam, dann immer schneller und schneller im Kreise herum, den Faden mit dem gefesselten Maikäfer weit von sich streckend. So zog man im raschen Fluge das arme Thierchen durch die

Luft. Manchmal wurde der Gequälte durch die Wildheit der Knaben, im pfeilschnellen Kreise mit Allgewalt gegen einen Baumstamm geschleudert, so daß er zerquetschte und nach qualvollen Zuckungen verschied. Manchmal schnitt der scharfe Faden den Armen so tief ins Beinchen, daß es abriß und der Verletzte weit weg auf die Erde stürzte, wo er mit verwundetem Körper liegen blieb. Die Buben kümmerten sich dann nicht mehr um ihn, sondern suchten sich andere Maikäfer, um es mit diesen eben so zu machen.

Und doch war ein solcher Verletzter noch am glücklichsten; denn, wurde ihm auch das Kriechen schwer, so versuchte er doch einen Versteck zu erreichen, wo er sich erholte; und am Abend flog er dann, wenn auch langsam und mit Schmerzen, wieder zu seinem Neste, wo mit der Zeit seine Wunde heilte. Wenn ihm nun auch kein Füßchen wieder wuchs, so war er doch nur froh, schlimmeren Mißhandlungen entgangen zu sein. Wenn dann die Knaben wieder schüttelten, um die armen Maikäfer zu fangen und sie zum gefesselten Fliegen zu zwingen, so suchte ein solcher einmal Verletzter sich doppelt so fest an die Blätter zu klammern, daß er nicht aufs neue in so rohe Hände gerathe.

Mein Freund, der Märchenschreiber, hatte den Knaben ihr böses Treiben oft ernstlich verwiesen und ihnen die Grausamkeit ihres Beginns vorgestellt, wofür alle Maikäfer ihm recht dankbar waren; allein, wenn auch die Buben in seiner Gegenwart ihr Spiel nicht fortzusetzen wagten, da sie sich doch schämten, ihm offen entgegenzuhandeln; und

wenn auch einige überzeugt von seiner Vorstellung, sich später gar nicht mehr an solchen Quälereien betheiligten; so war die Zahl der Verstockten doch immer die größte, die hinter seinem Rücken ihre böse Gewohnheit fortsetzte.

Mit Furcht und Angst sahen wir schon der Stunde entgegen, wo das wilde Heer aus der Schule entlassen, unsern Bäumen zustürzte, um uns einzufangen. Mir nebst vielen andern war es bis dahin noch gelungen, uns auf den Blättern festzuhalten, so daß alles Rütteln und Schütteln vergeblich gewesen war. Doch auch meine Zeit sollte kommen. Eines Nachmittags stürmte es sehr und die Zweige der Kastanienbäume wurden gewaltig gegen einander geschlagen. Die Knaben waren wieder in voller roher Lust bei ihrem Zerstörungswerke beschäftigt; sie schüttelten und rüttelten und der Sturm that ihnen treffliche Dienste. Viele der Unsern lagen schon am Boden, und wurden nun von der umstehenden Horde mit lautem Geschrei aufgegriffen; die Fäden flogen aus den Taschen, denn die Tyrannen en miniature waren stets auf ihre Quälereien eingerichtet, und nun ging es ans Binden, ans Drehen im Kreise, und meine armen Genossen wurden unbarmherzig umhergerissen. Ich hatte mich so fest als möglich an ein großes Blatt geklammert, und glaubte schon der Gefahr, wie so oft, entronnen zu sein; da kam ein heftiger Windstoß; der Zweig, der mich hielt, brach und mit lautem Jubel begrüßte die liebe, zarte Jugend, der die ganze Zukunft gehört, sein Herunterstürzen. Nun war ich geliefert. Ein ziemlich

großer Bube mit brennendrothem Haar und in feiner, nobler Kleidung, machte das gewöhnliche Experiment mit mir; dann rief er einen kleinern, gab diesem das Ende des Fadens in die Hand und commandirte: „Nun drehe Dich rasch im Kreise, so schnell Du kannst, dann muß er fliegen, wenn er auch den Teufel im Leibe hätte.“ Der Kleine, er mochte sieben Jahre zählen, leistete der Weisung schnelle Folge, und nun begannen die Qualen, die mir so oft von den glücklich Entronnenen geschildert worden waren. O, wüßten diese kleinen Barbaren wie uns armen Maikäfern zu Muth ist, wenn sie uns zu ihrem Spielwerk machen, wie uns fast der Athem ausgeht von dem raschen Schwunge, wie uns die Füßchen schmerzen, um die der scharfe Faden geschlungen: ach, sie hätten dann wohl Mitleid mit uns, und ließen uns ruhig die kurze Zeit unsers Daseins auf den Bäumen sitzen und suchten sich andre Spiele auf, die einem Geschöpfe Gottes keine Qualen verursachten. Aber sie wissen es nicht, und wenn es ihnen auch hin und wieder gesagt wird, so lachen sie darüber und meinen, die Käfer hätten keine Empfindung, so habe ihr Lehrer es ihnen erklärt. Welche Wunderlichkeit! Ein solcher Lehrer ist ja niemals ein Maikäfer gewesen, was weiß er von unsern Empfindungen? Wie, ist es etwa keine Qual sich gefesselt zu sehen und gezwungen nach eines Andern Pfeife zu tanzen, und mit dem besten Willen nicht von der Stelle zu dürfen?

Wie oft hat mein armer Freund sich abgequält mit den Rangen — und wie wenig hat es ihm geholfen! Dann

sagte er wohl so recht unmuthig vor sich hin: „In Schulen und Familien muß mehr darauf hingewirkt werden; aber die Lehrer haben ihr Augenmerk nur auf den Verstand und das Gedächtniß; das Gefühl, das den Menschen erst zu einem höhern Wesen macht, ist für sie Nebensache oder gar so ziemlich überflüssig. Die Aeltern, mit einzelnen Ausnahmen, haben keine Augen für die bösen Angewohnheiten und Neigungen ihrer Sproßlinge, oder bestärken sie wohl gar in ihren kleinen Tyranneien, weil die Kinder doch Zeitvertreib haben müssen, wie sie es weise nennen.

Als mein siebenjähriger Quäler sich lange genug mit mir abgetummelt hatte; als die liebe Jugend, müde ihres Treibens die Heide verließ, nachdem sie ihre armen Opfer theils zertreten, theils mit dem Faden am Füßchen auf die Erde geworfen hatte; nahm der Kleine mich mit sich nach Hause. Hier schnitt er mir den Faden ab und setzte mich in ein kleines, dunkles Behältniß, das die Menschen eine Schachtel zu nennen pflegen. Da saß ich nun in meinem engen, düstern Kerker; weder Licht, noch Luft, noch Grün um mich. O, wie wurde mir da so ängstlich, so beklommen zu Muthe! Welch ein Schicksal mochte meiner warten! Es war ein Glück für mich, daß der Kleine den Deckel nicht fest geschlossen hatte, sonst würde ich wohl nach kurzer Zeit erstickt sein; so aber kroch ich dicht an die Scheidung und erhielt eben Luft genug, um nicht elendiglich umzukommen.

Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande hin-

gebracht; die Zeit dehnte sich mir zu einer Ewigkeit aus. Da hörte ich Geräusch von Dritten; es rauschte wie von Seide in meiner Nähe; dann sagte eine scharfe, spitz klingende Stimme: „Sind die Blätter schon da?“ „Ja,“ war die Antwort, „hier sind sie, Madame!“ Hierauf verließ jemand das Zimmer, wahrscheinlich die Magd, der wohl die obige Frage gegolten hatte. Ich hörte jetzt Papier knittern und rascheln, wie wenn jemand Zeitungen zur Hand nimmt und hin und wieder darin liest. Die scharfe Stimme von vorhin ließ sich aufs neue vernehmen als spräche sie zu sich selbst: „Ja wohl, die Zeitung hat Recht: „Das Christenthum und der Glauben an das Wort müssen wiederhergestellt werden, sonst giebt es kein Heil mehr auf Erden!“ Dann wurde es still. Nach einer Pause raschelte es wieder, als ob jemand ein anderes Blatt zur Hand nähme; dieselbe Stimme fuhr fort: „Wohl wahr, was der hochverehrte Ministerialreferent in seinem herrlichen Blatte sagt: „Ohne die Heilighaltung des Sabbaths ist keine Religion möglich; der gänzliche Mangel an Gottesfurcht ist die Quelle der Unzufriedenheit und der maßlosen Ansprüche des Volks.“ — Neue Pause, ein gewaltiges Rascheln — das war gewiß die „Neue Preussische!“ Ich horchte, aber die Stimme klang undeutlicher, ich hörte nur das Wort: „Ein christlicher König“ — weiter konnte ich nichts verstehen.

So viel hatte ich indessen aus dem Selbstgespräche entnommen, daß ich auf die Christlichkeit und die Gottesfurcht der Dame glaubte rechnen zu dürfen; und das war

mir ein rechter Trost. Das Christenthum nämlich hatte ich von meinem Ahn stets als eine Lehre des Heils, als einen Inbegriff aller Tugenden preisen hören; und daran knüpfte ich meine Hoffnung. Vollkommen überzeugt von dem, was ich von meinem Ahn vernommen, sagte ich zu mir selbst: „Nein, Maikäferchen, wo vom Christenthum und von der Gottesfurcht die Rede ist, da kann es dir nicht schlimm ergehen. Wüßte die „Madame“ nur erst, daß du hier im dunkeln Kerker schmachtest, sie brächte dich gleich in die kühlende Luft und gäbe dir die Freiheit. Ach, wenn sie dich nur erst erblickt hätte!“ — Diese Hoffnung, ja, diese Zuversicht hielt mich aufrecht; ich kroch so dicht ich's vermochte an die Scheidung des Deckels um Luft zu schöpfen und zu horchen, ob nicht die Stunde meiner Befreiung schlage.

Jetzt wurde die Thür aufgerissen und ich vernahm die Stimme meines kleinen Quälers von vorhin: „Mama, Bücher! Sieh, viele Bücher! Der Buchhändler hat sie so eben herübergeschickt. »Zur Einsicht« steht darauf.“ — „Was enthält das Packet?“ fragte die bekannte, scharfe Stimme, die wie ich nun wußte, der Mutter des Knaben gehörte. „Deffne es einmal mein Lieber; wahrscheinlich neue geistliche, oder religiöse Schriften.“ — Ich athmete wieder in Hoffnung tief auf, als ich das Wort „religiöse“ vernahm. Nun hörte ich, wie das Packet geöffnet wurde; dann sagte der Knabe freudig: „O Mama, wie herrlich! Sieh einmal, Bilder, schöne Bilder in den Text gedruckt. Goethe's Götz von Berlichingen mit Randzeichnungen von Ketsch.“ „Goethe?“

rief die Mutter schauernd aus, „leg' schnell das Buch bei Seite, Kind, die Schlange lauert darin unter Blumen versteckt.“ Rasch schob der Kleine das Buch von sich, als fürchtete er, die Schlange möge sofort nach ihm schnappen. Dann faßte er nach einem andern Buche, ich hörte es an dem Rascheln des Papiers, und begann aufs neue: „O, wieder Bilder! Schau nur, Wilhelm Tell, wie er den bösen Gefler erschießt — ach wie herrlich! — Auch Schiller's Portrait mit den langen Locken und den klugen, sanften Augen.“ „Siehe den Revolutionair nicht an, der ewig von der Freiheit spricht!“ rief die Mutter entrüstet aus, „Er geht wie der Leibhaftige dem jungen Volk im Kopfe herum; daher auch keine Ruhe, keine Demuth, kein Gehorsam!“ — „Aber hier,“ bat der Kleine mit kläglicher Stimme, „dies eine laß doch hier — sieh der Sultan Saladin, der edle Heide, wie so königlich er hier abgebildet ist; — und dann Nathan, der weise Jude, mit dem ehrwürdigen Barte. — O, das mußt Du mir kaufen, Mama!“ „Kind, Du weißt nicht was Du bittest,“ sagte mit unterdrücktem Aerger die Mutter; „ein Werk von Lessing in Deinen reinen Händen? Von Lessing dem Christenverführer, der Juden und Heiden mit uns, den Auserwählten, auf eine Stufe stellt? — Von dem Verfolger des edeln, christlichen Göze? — Nimmermehr, mein Sohn! — Sei hübsch gehorsam, ich schenke Dir auch nächstens schöne Bilder, weit schöner als diese. Sei hübsch folgsam mein Kind, und packe schnell alles wieder zusammen. Ich werde es einmal gelegentlich dem

Buchhändler sagen, daß er mich mit solchen Schriften versehenen möge.“ „Hier ist noch mehr Mama,“ versetzte der Kleine geschäftig; „eins, zwei, drei verschiedene Tractätchen vom Verein zur Verbreitung christlicher Schriften. Und dann Predigten von Krummacher: Elias, — und hier: Salomo und Sulamith.“ Das schien die Mutter zu beruhigen, denn sie sagte ganz freundlich: „Ach, nun das laß ich mir gefallen. Die Bücher bleiben hier — Du sollst mir daraus vorlesen. Jetzt gib die andern Sachen der Magd, daß sie dieselben hinüberschafft; dann komme gleich wieder, es ist Zeit zur Bibelstunde.“ — Der Kleine ging, und kam nach wenigen Augenblicken zurück, schob einen Stuhl an den Tisch und las nach geraumer Weile langsam und vernehmlich: „Das vierte Capitel im hohen Lied Salomonis.

1. Siehe meine Freundin, du bist schön, siehe schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen. Dein Haar ist wie die Ziegenheerden die beschoren sind auf dem Berge Gilead.
2. Deine Zähne sind wie die Heerde mit beschchnittner Wolle, die aus der Schwemme kommen.
3. Deine Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur und deine Rede lieblich. Deine Wangen sind wie der Granatapfel, zwischen deinen Zöpfen.

Hier unterbrach sich der Knabe: „Ach, laß mich etwas andres lesen, liebe Mama, von dem duldbenden Hiob, oder die schöne Bergpredigt, die Christus vor so vielem Volk gehalten hat.“ „Was fällt Dir ein, Kind?“ fragte verwundert

die Mutter, „Alles zu seiner Zeit! Du mußt die ganze Bibel kennen lernen.“ „Aber was ich da eben gelesen, das verstehe ich ja gar nicht,“ entgegnete der Knabe, „was heißt das denn?“ „Du hast von der Schönheit der Kirche Christi gelesen,“ sagte die Mutter mit Salbung. Verwundert fragte der Kleine: „Hat die Kirche denn Augen und Zöpfe und Zähne wie eine Heerde mit beschorner Wolle?“ „Das ist ein Sinnbild, Du kleine Unschuld!“ versetzte die Mutter belehrend: „Lies nur weiter!“

In diesem Augenblicke fühlte ich eine schwankende Bewegung meines Behältnisses, und war es nun in Folge meines ruhelosen Umherkriechens oder hatte der Knabe die Schachtel überwiegend auf eine Kante gestellt: genug, ich stürzte mit meiner Behausung zur Erde. Dies gab ein so lautes Geräusch, daß die Mutter aufschrie; der Knabe sprang herbei, bemächtigte sich meiner und rief: „Mama, ich habe ganz vergessen, Dir meinen Matikäfer zu zeigen, sieh einmal!“ — Er machte den Deckel auf; o, wie ich die entbehrt Luft wonnig einsog! — „Pfui, das garstige Thier!“ rief die Mutter mit Abscheu aus, „wirf's ins Feuer, ich kann solches Geschmeiß nicht leiden!“ — Ein unbeschreibliches Entsetzen faßte mich bei diesen Worten; alle meine Hoffnung auf die Christlichkeit der Dame erlosch augenblicklich. Ich versuchte die Flügel zu regen um wenigstens für eine Minute der Henkershand zu entinnen; aber ich war so matt von Hunger, so ohnmächtig von der Gefangenschaft, daß ich's nicht vermochte. „Erst sollst Du ihn fliegen sehen,

Mama," rief der kleine Barbar, „komm in den Garten: ich binde ihm einen Faden ums Bein, dann zappelt er hübsch, erst fliegen und dann“ — Ich war mehr als todt, ich war wie vernichtet von der Vorstellung des grauenhaften Looses, das mich treffen werde.

Man trug mich hinaus, fesselte mich auf gewohnte Weise und begann das quälende Experiment mit mir. Der Kleine that sein Möglichstes mich wie in einem Sturme herumsausen zu lassen und die Mutter lachte überlaut und klatschte in die Hände vor Vergnügen und belobte ihren Sprößling, daß er sich so schnell wie ein Kreisel drehen könne. Da mitten in meiner Qual riß der Faden und ich flog hart gegen die Gartenhecke. Der Knabe suchte mich, aber die Mutter rief: „Laß das häßliche Thier — es war ohnehin schon matt; morgen soll Carl Dir einen andern Maikäfer herunterschütteln. Jetzt komm mein Lieber, Du mußt mir noch vorlesen aus einem der herrlichen Tractätchen, damit Du lernest, was Religion und Christenthum ist.“ — Da wurde es still; die christliche Mutter mit ihrem Sohne hatte den Garten verlassen, ohne zu forschen, ob ich todt oder verletzt sei; warum sollten sie's auch? Sie mußten ja Tractätchen lesen und darin stand gewiß nicht, daß man einen Maikäfer nicht quälen solle. Glücklicher Weise war ich nun weder todt, noch verletzt; nur Erschöpfung und Hunger hatten meine Kräfte gelähmt. — Nachdem ich mich erholt, versuchte ich den Faden von meinem gequälten Füßchen zu lösen, was mir auch nach vieler Mühe gelang.

Dann kroch ich langsam auf ein dunkles Blatt, an dessen Spitze ein klarer, duftiger Tropfen hing; begierig sog ich das köstliche Naß ein und fühlte mich wunderbar gestärkt. Ich reckte und dehnte die kleinen Flügel, die mir fast am Körper festklebten von der erlittenen Tyrannei; ich versuchte zu fliegen und welches Glück! ich wiegte mich in der Luft wie sonst und erreichte, wenn auch oft ausruhend, meinen lieben Kastanienbaum. Die Sonne war längst untergegangen, die Sterne standen glänzend an der hohen Himmelkuppel, der Thau blinkte in großen Tropfen an den Halmen, der Nachtwind flüsterte in den Blättern, daß sie leise auf- und niederzitterten, — es war, als ob alles meine Freiheit begrüßen und feiern wollte. Wie war ich so dankbar, so selig auf meinem saftigen Blatte! —

Einige Tage hatte ich mich meiner neuen Freiheit gefreut; da ging die wilde Horde wieder ans Nütteln und Schütteln, und ich Unseliger, noch ziemlich schwach von jenen entsetzlichen Stunden, vermochte mich nicht zu halten, stürzte hinab und wurde wiederum die Beute eines langen Buben. Schon war er im Begriff mich zu fesseln, da bat ein kleiner Knabe mit sanftem Stimmchen: „Gieb ihn mir, gieb ihn mir, binde ihn nicht fest!“ Mechanisch reichte der Gebetene mich dem Kleinen und suchte sich dann einen andern meiner Leidensgenossen. Der Kleine aber rannte schnell mit mir zu Hause. — Hier wurde ich dem Schwesterchen gezeigt; das bewunderte meine rothen Flügel, meinen kleinen Rüssel und rief einmal über das andere: „Ach, das liebe Thierchen!

wie wollen wir es pflegen, guter Bruder!“ Nun wurde ich in ein hübsches, geräumiges Pappkästchen gesetzt: in dasselbe hatte man weiße, zarte Baumwolle gelegt, darüber einige Kastanienblätter; dann schnitt man kleine Oeffnungen in den Deckel, daß mir die Luft nicht fehle; goß mehre Tropfen hellen Wassers auf die Blätter und setzte mich dann ans Fenster. Beide Kinder wurden nicht müde mich zu betrachten und zu bewundern. O, wie verschieden war doch meine Gefangenschaft hier bei den lieben Kleinen, von jener bei der christlichen Mutter mit ihrem Sohne. Ich hatte seitdem vor dem Worte „christlich“ eine rechte Scheu bekommen und dachte mir darunter nur etwas Böses und Hartes.

So hatte ich einige Stunden in meiner neuen Umgebung zugebracht; mir ging nichts ab — aber ich war doch meiner Freiheit beraubt. Der Abend kam heran, mit ihm die Zeit des lustigen Umherschwärmens; es zuckte in meinen Flügeln — aber ich konnte nicht hinaus in die duftige, kühle Luft — ich saß gefangen im glänzenden Kerker! — Was halfen mir die Liebe und Bewunderung der Kinder — mir fehlte die Freiheit, die wahre Lebenslust! „Ach,“ sagte das Schwesterchen vergnügt, „wenn die Mama heimkommt von der kranken Tante, was wird sie sagen von unserm kleinen Schätze? Wie wird sie sich mit uns freuen; die gute Mama, sie macht uns so gern eine Freude. Wenn's nur erst morgen wäre! Die ganze Nacht muß die liebe Mama bei der Kranken wachen. Ach, wie müde wird sie sein, wenn wir so süß in unserm weichen Bettlein schlafen können.“ „Ja, wär's nur

erst morgen!“ setzte der Knabe hinzu. Nun trat das Mädchen herein und brachte den Kindern die Abendsuppe. „Liebe Gertrud“, bat das Schwesterchen, indem es der Eingetretenen meine Wenigkeit im Kasten zeigte, „unser kleiner Gast muß auch sein Abendbrot haben; siehe, das Brüderchen hat ihn sich erbeten von einem großen Jungen, der wollte das Thierchen quälen. Willst Du unserm kleinen Schätze wohl ein frisches Blatt aus dem Garten holen? Weißt Du von dem Kastanienbaum dicht an der Geisblattlaube, wir können nicht hinaufreichen.“ Gertrud küßte die Kleine, holte das Verlangte, und die Kinder öffneten behutsam das Kästchen und schoben das frische, schon vom Thau befeuchtete Blatt durch die Oeffnung. An ein Entrinnen meinerseits war nicht zu denken; auch muß ich's offen gestehen, daß ich's nicht hätte wagen mögen, selbst wenn der Deckel mehr gelüftet worden als es der Fall war; ich hätte die guten Kleinen nicht betrüben mögen durch meine Flucht. — Ich ergab mich deshalb, sog begierig den Abendthau ein und hoffte auf morgen. — Nun waren die Kinder fertig mit dem Essen, und nachdem mir beide zugerufen: „Schlaf wohl, lieb Käferlein! schlaf wohl, bis morgen!“ verließen sie mit Gertrud das Zimmer, wahrscheinlich um sich ebenfalls schlafen zu legen.

Wie lang wurde mir die Nacht! Der Vollmond schien hell ins Zimmer und seine Strahlen vergrößerten meine Sehnsucht, draußen im Freien lustig umherzuschwärmen mit den Genossen. War's mir doch deutlich als schwirrten sie

an meinem Fenster vorüber und raschelten dann in den Zweigen die dicht am Fenster auf- und abschwanften. Im Zimmer standen schöne Geräthe, ich konnte alles sehen, denn ich kroch dicht an die Oeffnung; kostbare Möbel, wie sie die Menschen zu ihrer Bequemlichkeit brauchen. Um mir die Zeit zu verkürzen, überlegte ich, was wir Maikäfer wohl mit solchen Dingen anfangen sollten, wenn man sie uns auch schenken möchte. Aber es wollte mir doch nichts einfallen, wozu sie uns nützen dürften. Auf unsern grünen Bäumen würden wir nichts davon anbringen können, und in der Luft, die uns zum Spazierfluge dient, würde auch alles überflüssig sein, und uns nur die frische Luft und den Platz benehmen; auch könnte von allen diesen Sachen nichts in der Luft haften, denn kein's davon hatte ja Flügel. — Es war so sauber, so schön im Zimmer, aber mein Kastanienbaum war doch schöner, die freie Luft doch saubrer.

So unter echt maikäferlichen Betrachtungen verging die Nacht. Der erste Sonnenstrahl fiel durchs Fenster in mein glänzendes Kästlein. Ich kroch unter meine grünen Blätter; da saß ich ganz still und träumte, ich sei wieder auf meinem lieben Baum und fühle das Säufeln des kühlen Windes an meinen Flügeln. Da hörte ich leichte, schnelle Kindertritte draußen; darauf ein lautes Jubeln: „Mama, Du liebe Mama, willkommen, willkommen!“ Dann antwortete eine sanfte, freundliche Stimme: „Guten Morgen, liebe Kinder! schon aufgestanden? das ist schön!“ Jetzt wurde das Zimmer geöffnet und die Kinder traten an der Hand einer schönen,

schlanken Frau herein. Ich lugte durch meine Fensterchen und konnte sie genau betrachten. Sie schaute so mild aus den Augen und liebkosete den Kleinen so zärtlich, so mütterlich, daß es eine Lust war es anzusehen. Als die Mutter nun erzählt, daß es mit der kranken Tante sich beßre; als allerlei gefragt, ob beide auch artig gewesen, ob sie ihre Lectiön gelernt, ob sie auch vor dem Einschlafen und nach dem Aufwachen ihr Gebet verrichtet? und als die Kinder alles freudig bejaht, da küßte die Mutter sie auf die Stirn und sagte: „So ist's recht, dann habe ich Euch auch lieb.“ — Nun konnte endlich der Knabe dazu kommen, das Wichtigste für ihn zu erzählen: wie er mich erhalten, und wie ich einquartiert sei, und dann wurde die Mutter zur Fensterbrüstung gezogen, und ich ihr unter lautem Jubel gezeigt. Das Schwesterchen aber eilte hinaus und brachte mir ein frisches, duftiges Kastanienblatt.

Die schöne, schlanke Frau mit dem feinen, klugen Gesicht und den milden Augen betrachtete mich eine Zeit lang; dann setzte sie sich, zog die Kinder rechts und links an ihre Seite und fragte ruhig: „Und — was beabsichtigt Ihr denn mit dem lieben Thierchen?“ Der Knabe versetzte rasch: „Wir wollen's fleißig füttern und sorgsam pflegen, und bei Tage in die Sonne setzen, daß es nicht friere; auch von unserm Zucker soll es picken, und wenn Du uns Kuchen Sonntags schenkest, soll es mitspeisen. — Mehr wissen wir nicht.“ „Und immer frische Blätter und Wassertropfen;“ setzte das Schwesterchen hinzu, „ja, — mehr wissen wir

gewiß nicht!" „Ihr meint das recht gut," nahm nun die Mutter das Wort; „aber Ihr meint es gut auf Eure kindische Weise. Glaubt Ihr denn, das Thier werde glücklich sein? Zucker und Naschwerk liebt es nicht; die Sonnenstrahlen bei Tage würden es nur quälen, denn es sucht den Schatten. Frisches Laub und Wasser sind freilich seine Speise — aber, habt Ihr nicht noch eins vergessen, was dem Thierchen unentbehrlich ist?" Die Kinder sahen die Mutter fragend an. Diese fuhr fort: „Nur eins ist es, was dem Thiere fehlt, aber dies eine bedarf es nothwendig: die Freiheit!" Die Kinder sahen sich verlegen an. Jene sprach weiter: „Seht Euch einmal das Kästchen an, in welches ihr Euern kleinen Gast gesetzt; kann er darin umherfliegen? und fliegen muß er doch, wozu wären ihm sonst die Flügel gewachsen? Seht, in seinem Gefängnisse vermag er ja kaum die kleinen Fittige auszuspannen. — Sein Haus ist der tausendblättrige Kastanienbaum, da kann er auf- und abkriechen wie's ihm behagt. Ihr gebt ihm ein kleines Behältniß, wenig größer als er selbst, und mit einigen Blättern und Wassertropfen glaubt Ihr alles gethan zu haben? Sein Element ist die Luft. Wenn die scheidenden Sonnenstrahlen den Abend ankündigen, dann breitet er seine Flügel aus einander und schwirrt von Baum zu Baum, von Halm zu Halm, von Blume zu Blume; trägt den Thau in sein heimlich Nest, und schwirrt wieder fort, hierhin und dorthin, wie's ihm zusagt. Wohin soll er denn fliegen in

Guerm Pappfästchen? Es ist ja weder Raum noch Luft für den kleinen Abendsegler darin."

Meine Leser werden mir gern die Schilderung meines Gefühls, bei den verständigen Worten der schönen Frau erlassen; ich bin überzeugt, daß sie mir dieses nachempfinden werden. — Die Kinder standen betroffen; das kleine Mädchen zupfte an der Schürze; der Knabe schlug den Blick zu Boden; dann versetzten beide kleinlaut: „Daran haben wir nicht gedacht!“ — „Das glaube ich gern,“ sagte die Mutter freundlich: „sonst würdet Ihr dem Armen wohl schon gestern die Freiheit gegeben haben. — Alles, meine Kinder, gedeihet am besten und fühlt sich am wohlsten in der Freiheit, die ihm der Schöpfer geschenkt, in dem Elemente, das er ihm angewiesen hat. Das Element des Vogels ist die Luft; des Wildes — der Wald; des Fisches — das Wasser. — Denkt Euch einmal an die Stelle Eures kleinen Gefangnen. — Wenn man Euch in ein schönes Zimmer setzte mit hellen Fenstern und gemalten Wänden; mit allen Bequemlichkeiten, mit Bildern und Spielsachen; wenn man Euch speis'te mit Leckerbissen aller Art, und gut und freundlich gegen Euch wäre; wenn Ihr aber für dies alles entbehren solltet, hinauszugehen in die frische Luft, in den blühenden Garten, auf die grüne Wiese; wenn Ihr Eure Spielgenossen nicht auffuchen dürftet und sie auch nicht zu Euch kommen könnten; wenn Eure Thür verschlossen, Eure Fenster vergittert wären? Ihr sähet hinaus aber vergebens, Ihr sehtet Euch nach Luft, Ihr entbehret sie schmerzlich —

aber niemand erfüllte Euer Verlangen; Ihr säßet in einem glänzenden Kerker und hättet keine Freiheit! Seht, so würde es dem Maikäfer auch sein, wenn Ihr ihn eingesperrt hieltet; Ihr trenntet ihn von seinen kleinen Genossen, von seiner Gewohnheit; Ihr würdet ihn langsam tödten, indeß Ihr ihn zu pflegen glaubtet.“

Da hielten die Kinder sich nicht länger; sie fingen bitterlich zu weinen an, fielen der Mutter um den Hals und baten unter Schluchzen: „Vergieb, beste Herzensmama, daß wir das alles nicht bedacht. O, wir sind recht unbarmherzig gewesen; aber wir wollen es wieder gut machen und den armen Maikäfer auch um Verzeihung bitten.“ Die Mutter lächelte, aber ich sah es wohl, daß ihr eine Thräne ins Auge trat; das war wohl eine Thräne der Freude über die lieben Kleinen. Sie küßte beide; strich ihnen das lockige Haar von der Stirn und sagte nichts, so bewegt war sie. — Nun kamen die Kinder herangeeilt, blickten mit den noch feuchten Augen in mein Kästchen und flüsterten: „Vergieb uns, liebes Thierchen, daß wir Dich einsperrten; gleich wollen wir Dich frei lassen.“ „Das nicht,“ versetzte die Mutter, „ich habe Euch schon vorhin gesagt, daß die heißen Sonnenstrahlen das Käferlein ermatten; es kann nicht fliegen, bis es Abend wird. Aber tragt das Kästchen hinaus in die Laube, daß die Luft hineindringe.“ —

Die Kinder trugen mich hinaus in die von Geißblatt umrankte Laube. O, wie das duftete und wogte in der Luft! Wie war es so kühl, so heimisch in der Laube!

Es mochte wohl Sonntag heute sein, denn die Kinder waren den ganzen Tag über im Garten; die Mutter ging ab und zu, und als es Mittag war, da aßen alle drei zusammen und hätten mir wohl gern mitgetheilt, wenn mir's nur angestanden. Des Nachmittags kam ein warmer Regen. Wie das rieselte von Blatt auf Blatt; wie das klang in den Büschen und Bäumen wie hundert feine Glöcklein; wie das schillerte und bligte auf Blättern und Blumen; wie das funkelte im Grase! Ach, es war herrlich! In meinem ganzen Leben hatte ich es nie so schön gefunden. Die Kleinen aber brachten mir frische Blätter, auf denen die flüssigen Diamanten der Wolken schimmerten in allen Farben des Regenbogens. —

Nun wurde es Abend; nun zuckte es mir in den Flügeln; nun wurde meine Sehnsucht nach Freiheit wieder stärker. Da sagte die Mutter zu den Geschwistern: „So, nun ist es Zeit; nun geht dem Gefangenen die Freiheit; vielleicht bleibt er hier im Garten und nimmt zu seiner neuen Wohnung den Kastanienbaum dicht bei der Laube. Dann seht Ihr ihn vielleicht noch oftmals schwirren, wenn die Sonne sinkt, und in seinem Gesumme sagt er Euch Dank, daß Ihr ihn wieder freigelassen.“

Mit vor Freude zitternden Händen öffnete der Knabe das Kästchen, die Abendluft zog über meine Flügel; ich dehnte und streckte mich — dann ging's mit raschem Sausen aufwärts, — ich flog im Kreise umher, — dicht über den Köpfen der Kleinen, daß diese laut jubelten und in die

Hände klatschten. Dann schaufelte ich mich auf den würzigen Blumen und sog den Nektar ihrer Kelche ein; dann flog ich auf den Kastanienbaum, den ich mir schon zur Wohnung bestimmt hatte, um den lieben Kleinen nahe zu sein. So ging's auf und nieder, in die Kreuz und in die Quer, und die Lust der Kinder wollte nicht enden. „Da fliegt er!“ rief der eine. „Da sitzt er, da schaufelt er sich!“ rief die andre; — dann liefen sie zur Mutter und sagten: „O, wie herrlich ist doch die Freiheit! — Siehe nur, wie glücklich unser Gefangener jetzt ist!“ — Und die Mutter drückte die Kleinen schweigend an sich, und es entging mir nicht, daß wiederum eine Freudenthräne in ihrem Auge stand. —

Jetzt trat ein junger Mann in den Garten, den die Mutter mit den Worten „lieber Bruder“, anredete. Die Kinder umringten ihn jubelnd, und erzählten ihm ihr kleines Abenteuer mit dem Maikäfer; worauf er sie belobte, daß sie den kleinen Burschen frei gegeben. Die Stimme des jungen Mannes klang mir so bekannt; wo hatte ich sie denn gehört? Da „pliff, pliff!“ stürmte ein weißes Hündchen den Gartenweg herunter, und „Fido, Fido!“ riefen die Kinder und schmeichelten dem neuen Ankömmling. Nun wußte ich, wie ich d'ran war. Ich schwirrte tiefer; — das war ja mein lieber Freund, der Dichter mit seinem treuen Fido! —

Nun ist der Kastanienbaum im Garten meine Wohnung. Von der Domscheide sind mir viele Genossen gefolgt,

denn an der neuen Stelle ist es sicher. Allabendlich schwirren wir wie gewöhnlich umher; ich aber fliege am niedrigsten, wenn ich die bekannten, lieben Gestalten im Garten sehe. Dann rufen die Kleinen: „Sieh, sieh, das ist unsrer! Er kennt uns!“

Das sind nun bis dahin die Erfahrungen meines Lebens, lieber Leser, und da ich dachte, es könnte Dir vielleicht zu Nutz und Frommen gereichen, indem Du Dir etwa eine Lehre daraus zögest, so habe ich alles meinem lieben Dichter umständlich erzählt, als er eines Abends allein in der Geißblattlaube saß und ich mich auf dem schwanken Gesflechte wiegte; und siehe, so hat er's aufgezeichnet, und so ist's in Deine Hände gekommen.

Die trauernde Schwalbe.



The Journal of

18

Die trauernde Schwalbe.

An einem Hause unterm Giebelbache war ein Schwalbennest mit Jungen; die Alten flogen sorgsam aus und brachten den unmündigen Kleinen Fliegen und Würmer; auch Raupen suchten sie von den Bäumen, eine leckre Speise für die lustigen Eßer, welche ihre Freude durch leises Gezwitzcher kund gaben. Eines Morgens, als die Sonne recht warm schien, verfolgte der Schwalbenvater eine große Fliege auf den Ziegeln eines niedern Ruchendachs. Dieses wurde oft von der hübschen, weiß und gelben Kaze des Bewohners besucht, um sich dort zu sonnen. Das Thier war fromm und gut, kam gehorsam auf jedes Locken der Kinder, ließ sich streicheln und necken, ohne daß es ein andres als ein Sammetpfötchen gebrauchte, stahl auch nichts aus der Küche, d'rum ihm die Köchinn auch gut war; aber seine Raubnatur bei dem Anblick von Vögeln hatte es nicht unterdrücken können. Als die Kaze den Schwalbenvater bemerkte, der in Verfolgung seines Raubes nicht an einen Ueberfall seines gebornen Feindes dachte, da legte sie die Ohren dicht an den Kopf, kroch auf dem Bauche langsam weiter, und den

günstigen Augenblick erspähend, sprang sie mit einem raschen, lautlosen Satz auf die arglose Schwalbe; und so faßte ein Räuber den andern im Raube begriffnen. — Die Fliege flog hastig in die Höhe; sie war noch frei, vielleicht nur noch auf wenige Stunden, — aber die Schwalbe? — Ein Biß und das arme Thierchen sperrte noch einige Male den Schnabel auf und versuchte die gefesselten Flügel auszustrecken; dann sank das Köpfchen schlaff nieder; es war todt.

Die Knaben des Hauses entrißten zwar der Katze, die vom Dache heruntergesprungen war, das gemordete Vöglein, und begruben es im Gärtchen; allein, was nützte es? — Die Schwalbe war todt und kehrte nicht wieder zurück zum Neste.

Das Schwalbenweibchen sah spähend umher, den treuen Genossen vermissend, aber es erblickte ihn nicht. „Wo bleibt der Vater mit der Fliege, die er uns versprochen?“ fragten die halbnackten Jungen in der Schwalbensprache, die nicht ein jeder versteht. „Ich weiß es nicht,“ antwortete die Mutter, „die große Fliege mag ihn geneckt haben, und er ist weiter geflogen, um Euch sein Versprechen zu halten.“ — Aber der Vater kam nicht; das Weibchen wurde bekümmert; es flog, nachdem es den Jungen Futter gebracht, aus, um den Gatten zu suchen, aber vergebens. Laut rief es sein zärtliches „Privii“ *) — aber er kam nicht, und einsam

*) Wir wußten den eigenthümlichen Schwalbenton nicht anders wiederzugeben.

und traurig kehrte es zum Neste zurück. — „Der Vater wird morgen wohl wiederkehren mit der großen Fliege,“ sagten die Kleinen; die Mutter aber schwieg und breitete die weichen, glänzenden Flügel weit aus über die Brut, um sie zu erwärmen. Es ward Nacht; das Schwalbenweibchen schlief nicht, es horchte auf jeden Ton in der dunkeln Luft, auf jedes Rascheln an der Mauer; umsonst! — Der Tag graute; die Jungen schliefen noch und träumten wie nun eben junge Schwalben träumen können; — da zog die einsame Mutter leise die Flügel zusammen, breitete sie sacht schlagend, wieder aus, und flog im langsamen Zuge durch alle bekannten Räume der Höfe und Straßen. Vor dem Hause erstreckte sich eine saftige, grüne Wiese, auf derselben lagen die Kühe noch im tiefen Schlafe; die Schwalbe fau'te niedrigen Fluges dicht an ihnen vorüber, aber sie erwachten nicht. Sie flog dicht über's Gras, daß ihre Flügel feucht wurden vom blinkenden Demant des Thau's, den der säumende Sonnenstrahl noch nicht aufgeküßt hatte und von der abgeblühten Butterblume streiften ihre Flüglein die grauen Flocken, daß sie niedersanken ins feuchte Gras und der nackte Stengel traurig schwankte. Von den Gänseblümchen, die dicht umringt vom dunkeln Grase standen, schienen einige zu erwachen vom Laut des Fluges; träumerisch öffneten sie halb die Kelchlein, aber schon war die Schwalbe sacht vorübergeschwirrt um weiter zu suchen, und die Blumen schlossen schlaftrunken ihre Kelche wieder. — Sie hatten wohl nur geträumt vom Schwirren eines Vo-

gels. Dann erhob sich die Schwalbe leise, flog zu den süßduftenden Linden, mit denen die Wiese umkränzt war, und lauschte angestregten Ohrs, ob auf ihr sanftes „Privii“ ein ähnliches antwortete. Die Vögel in den Laubnestern der Bäume fuhren aus dem Schlafe, von dem Tone der Schwalbe aufgeschreckt; doch als diese lauschend anhielt, ob ihr keine Antwort werde, da glaubten die Vöglein in den Nestern sie hätten geträumt, und steckten die Köpfe wieder unter die Flügel. Sie ahnten den Kummer nicht, der schon lange wachte. —

Als die Sonne höher stieg und alles lebendig wurde und des glänzenden Lichts sich freute, da suchte die Schwalbe Nahrung und brachte sie ihren Jungen, und als diese fragten, wo denn der Vater wohl sein möge, da ließ das Mütterchen den Kopf sinken und sagte mit bezwungenem Kummer: „Ich weiß es nicht!“ — Dann flog sie wieder aus, den Verlorenen zu suchen; immer rascher und ängstlicher fuhr sie durch die Luft; immer lauter erscholl ihr „Privii“ als drängte innere Angst ihr den Ruf aus der Kehle. An jedem Schwalbenneste hielt sie an, aber niemand hatte den Genossen gesehen. Dann gedachte sie der Kleinen und brachte ihnen Futter; über dem Kummer vergaß sie ihre Pflichten nicht. — So trieb sie es viele Wochen, suchend und sorgend stündlich. Die Kleinen hatten schon nach Verlauf der ersten Tage nicht mehr nach dem Vater gefragt, und als die Mutter ihnen einst eine große Fliege brachte, da waren sie ganz zufrieden; ihnen war es gleich, wer für sie sorgte,

Vater oder Mutter; wenn nur gesorgt und ihrem Verlangen ein Genüge gethan wurde.

Im nächsten Hause wohnte mit ihren Aeltern ein kleines Mädchen; das sah oft die Schwalbe auf dem Sims des Fensters sitzen und hörte ihr sehnfüchtiges „Privii,“ — aber es wußte nicht, welcher Schmerz, welche Klage in diesem Tone lag. — Wenn das Schwalbenweibchen dann oft lautlos dasaß und das schwarze Köpfchen auf die rothe Brust senkte in stiller Trauer und Entsagung, dann kam der Kleinen doch zuweilen eine Ahnung, als ob das Thierchen nicht ganz heiter sei und sie fragte dann oft: „Du lässest das Köpfchen hängen, liebe Schwalbe, und singst ja doch so lustig?“ Dann verstand das Böglein das Kind wohl, sah es starr mit den klugen, schwarzen Augen an, schlug mit den Flügeln und sang ein langgezogenes, schmerzliches „Privii, Privii!“ weiter konnte es sich nicht verständlich machen. Eines Morgens krante das Kind in bunter Seide vor dem offenen Fenster, und machte ein Halsgeflecht für sein Lieblingspüppchen; da flog die Schwalbe wieder auf den Fenster Sims, denn sie war dreist geworden, und hatte längst eingesehen, daß die Kleine ihr nichts Uebles that, wie die bösen Buben, die in Uebermuth oder Bosheit oft Steine nach dem Neste warfen, um es zu zerstören. Warum? Nun eben aus Lust am Zerstören. Und diese Lust am Zerstören zerstört denn auch den Schatz des Mitgefühls und der Liebe in ihrer eignen Brust, der doch stets bewahrt und vermehrt werden sollte, — und sie wandeln

dann älter geworden dahin ohne Herz, lieblos und gemieden. Aber sie denken nicht daran, daß sie die eignen Zerstörer ihres Himmels waren.

Als die Schwalbe nun wieder auf dem Simse saß und ihr zärtliches „Privii“ rief und dann das Haupt sinken ließ in stummer Trauer, da streckte das Mädchen die Hand aus und streichelte ihr den blanken, schwarzgrünen Rücken, und ein goldnes Fädchen nehmend sagte sie schmeichelnd: „Willst Du mein Vöglein sein?“ — Und die Schwalbe sah sie mit den klugen Augen verständig an und ließ sich ruhig streicheln. „Dann muß ich Dich auch kennen,“ fuhr die Kleine fort: „siehe, ich binde Dir dies Goldfädchen um den Hals, und wenn Du im nächsten Jahre wiederkehrst mit Deinen Genossen und ich sehe das Zeichen, dann weiß ich, daß Du es bist.“ Geduldig ließ die Schwalbe sich das leichte Goldfädchen, das die Kleine schnell von den Fädchen geflochten, um den schlanken Hals legen, und versuchte nicht es abzupicken nach Art andrer Vögel. — Sie flog fort damit, sang ihr „Privii“ noch einmal so lang, noch einmal so laut, suchte nach Nahrung und brachte sie den gefräßigen Kleinen. — Diese hatten nun längst Federn und versuchten nach und nach die Flüglein zu gebrauchen und mit der Mutter nach Nahrung auszufliegen. Und als der Sommer zu Ende und die Schwalbenkinder kräftig genug waren, da verließen sie die Mutter ohne Dank; nahmen sich Weibchen oder Männchen, je nachdem es war; bauten sich Nester fest und sicher wie das älterliche, und gedachten weder des ver-

schollenen Vaters, noch der einsamen, trauernden Mutter. Das ist nun einmal der Welt Lauf also bei den Thieren, häufig auch bei den Menschen.

Nun war der Herbst gekommen; die Tage wurden immer kürzer und kälter; nächtlicher Reif lag früh Morgens auf der Wiese; die Kühe waren längst in warmen Stallungen untergebracht, und die Schwalben schickten sich an, einen wärmeren Himmelsstrich aufzusuchen. Ob Indien? Ob Aegypten? Wer weiß es? Wohin ziehen die Störche, die Kraniche? Niemand weiß es sicher. — Aber alle gehen dem Süden zu, denn es sind südliche Naturen.

Die verlassne Schwalbe, die noch stets den verlorenen Gatten gesucht und fortwährend ihr „Privii“ in der Luft und auf dem Fenster Sims gesungen hatte, verließ nun auch ihr einsames Nest, setzte sich noch einmal auf den wohlbekannten Platz, rief noch einmal ihr „Privii“ dem kleinen Mädchen zum Abschiede, ließ sich geduldig streicheln, und schloß sich dann dem zahlreichen Schwalbenzuge an. Mit Thränen im Auge und mit der kleinen Hand Grüße winkend sah das Kind den Vogel davonfliegen. Es sah seinen Liebling noch lange; es kannte ihn ja am Goldkettchen, das in der rothen Morgensonne blinkte; es sah ihn noch lange, denn er flog ganz zuletzt und allein. — „Komm wieder im Frühling, Du liebes Thierchen!“ rief das Kind ihm sehnfüchtig nach, und weinte verstohlen über der Puppe. Und noch manchmal weinte das Kind, bis die Zeit ihm mit weichem Finger über die Augen strich und die Thränen trocknete.

Oft aber und in Sehnsucht gedachte das Kind der fortgezognen Schwalbe und es fragte sich manchmal, weshalb das Vöglein wohl so ganz anders als die übrigen gewesen sei, — so traulich und doch so schweigsam, so zärtlich und doch so einsam? Das Mädchen legte dann bei solchen Gedanken jedesmal die schön gepuzte Puppe bei Seite, legte die zarten Händchen in einander und sah still vor sich hin oder blickte auf den Rosenstock, der auf dem Fenster Sims in voller, üppiger Blüthe stand, je zwei oder drei duftende Rosen bei einander, wie traute Gespielen. Dann sagte die Kleine wohl zu dem Rosenstock, den sie vor allen Dingen liebte und hegte: „Kannst Du es mir nicht sagen, warum meine Schwalbe so einsam war, und ob sie wieder heimkehrt wenn der Frühling sein grünes Kleid über die Erde breitet; oder ob sie sich anderswo ihr Nestchen baut und das kleine Mädchen vergißt, das ihr das goldne Kettchen um den schlanken, grünen Hals geflochten?“ Der Rosenstock aber schwieg und duftete in seiner stillen Weise fort; nur zuweilen ging ein sanftes Zittern durch seine Blätter, dann duftete er süßer, — das mochte wohl der frische Wind thun der durchs offene Fenster drang und sanft über die Blumen strich. — Das Kind aber konnte die Schwalbe und ihre seltsame Weise nicht vergessen und fast täglich wiederholte es die Frage an den Rosenstock, der still weiter duftete und manchmal seine Blätter leicht bewegte.

An einem Sonntage war es, da zog der Klang der Kirchenglocken feierlich durch die frischen Morgenlüfte und

schlug wunderselig an das lauschende Ohr des lieblichen Kindes, das am Fenster stand und die wohlbekannte Frage an den Rosenstock richtete. Es hatte mit dem Gießkännchen so eben die vollen, üppigen Blumen getränkt; die hatten sehnsüchtig das klare, erquickende Maß eingesogen und standen nun schöner und glühender als zuvor. Die Perlen der frischen Bluth waren nach und nach von den blanken Blättern herniedergerollt und suchten sich nun ein Plätzchen in der weichen Erde, um die Wurzeln des schönen Bäumchens zu küssen. Nur in dem Kelche der einen Rose, der schönsten und größten von allen, stand noch ein heller Tropfen, wie eine leuchtende Perle. Ein feiner Sonnenstrahl zog über den Fenster Sims und senkte sich nieder auf den Rosenstock und spiegelte sich in dem Perlentropfen, der nun in den Farben des Regenbogens erglänzte. Das Kind blickte seligen Auges auf die glänzende Rose. Die Glocken draußen klangen immer melodischer, die Blumen dufteten süßer, ein stärkeres Zittern bewegte das Bäumchen, und die Wasserperle im Kelche schien auf- und niederzuwallen. Dem Kinde war wunderselig zu Muthe, so wunderselig, als müßte sich irgend ein Wunder vor seinem Auge gestalten. Es drückte die Händchen auf das pochende Herz, es haftete mit dem dunkeln Augenstern an der Rose und lauschte dem Glockenton und dem flüsternden Winde. Und es richtete wiederum seine alte, rührende Frage an den Rosenstock. — Da war's als ob ein heller Ton der Kirchenglocken sich ablöste von dem mächtigen, gewaltigen Klingen und wie ein Blitz über den Tropfen im

Rosenkelche fuhr, daß der Tropfen zitternd auf den rothigen Blättern hing. Dann vergrößerte er sich, wurde immer klarer und leuchtender und in seiner Mitte wallte es auf wie ein brennender Punkt. Von diesem Punkte ging ein seltsames Tönen aus, als wäre es ein schwaches, geisterartiges Echo der Kirchenglocken. Der brennende Punkt ward größer und größer und ward plötzlich zu einem lieblichen Engelsköpfschen, das mit hellen Augen aus dem Kelche hervorschaute. Und siehe — der Rosenstock schwankte auf und nieder, als pulsiere darinnen ein frisches Leben; und immer weiter trat das Engelsköpfschen hervor und glänzende Schultern und Armchen wurden sichtbar. Dann erklang es voll und wunderbar im Kelche; das Bäumchen neigte sich tief auf den Fenster Sims; die schönste und größte der Rosen schien schwer aufzuathmen; dann ward es still. Das Bäumchen hob sich wieder und stand ruhig wie vorhin. Aus dem Wassertropfen aber hatte sich ein zartes Wesen gebildet, das jetzt in lieblicher Schönheit vor dem staunenden Kinde stand. Es war ein Englein wie aus Morgenroth und Sternenschein gebildet: um das lockige Haupt den duftenden Rosenkranz, um den zarten Körper ein rothiges Gewand mit frischen Blüthenknospen geschmückt; zwischen den feinen Fingern hielt es eine Rose, so schön, so duftend, so glänzend, als wäre sie eben in den Gärten des Paradieses gebrochen. Der Engel berührte mit der Blume die Stirn des Mädchens und begann mit feinem, süßem Tone: „Ich bin der Engel des Rosenbäumchens und zugleich Dein Schutzgeist. Du hast

in rührender Liebe mich so oft um das Schicksal der Schwalbe befragt, und nicht nachgelassen in Liebe und Sorge um das einsame Vöglein. Ich durfte Dir nicht früher Antwort geben, bis ich überzeugt war, daß die Liebe und Sorge für andere fest in Deinem Herzen hafteten und nicht durch kindischen Leichtsinn hinausgetrieben wurden, wo sie keine Heimath mehr finden. Du bist ein liebes, frommes Kind; drum geb' ich Dir Rede und Antwort jetzt, und werde nimmer von Dir weichen, auch wenn Du ferner mich nicht wiedersehen wirst mit leiblichen Augen."

Der Rosenengel schwieg und senkte den leuchtenden Blick tief in den dunkeln Augenstern des lieblichen Kindes, das überwallt von Entzücken dastand und nicht zu reden vermochte. Von den Lippen des Engels aber erklang es nun wie holde Musik und das Mädchen vernahm aus den sanften Tönen das Schicksal der Schwalbe; ihre Lust, ihr Weh und weißhalb sie so einsam gewesen sei. Da strömten des Kindes Augen über im tiefen Schmerz und die Thränen wollten nicht versiegen. Was es in kindischem Sinne für den Ausdruck der Lust gehalten — ach, es war das Echo des Schmerzes gewesen! — Da berührte der Engel die weinenden Augen des Kindes mit der Rose des Paradieses und die Thränen versiegeten und standen still im Auge wie leuchtende Perlen; und mit dem süßesten Liebeston sagte er: „Hast Du einen Wunsch so sprich ihn aus, es ist mir die Macht gegeben, ihn zu erfüllen.“ Da faltete das Kind die Finger in einander und bat: „O so laß mein Vöglein

wieder heimkehren, wenn der Lenz kommt; und wecke den todten Genossen aus seinem Grabe, damit die Trauernde wieder fröhlich werde und sich einige, was getrennt war.“ — Der Rosenengel nickte mit dem lockigen Köpfchen; seine glänzenden Flügel bewegten sich, und lautlos wie ein sanfter Windeshauch entschwebte er durch das offene Fenster. Durch den Rosenstock aber ging ein Zittern und Klingen. Das Kind stand still in seliger Erwartung; sein Herzchen pochte hörbar; sein dunkles Auge blickte unverwandt nach dem Fenster.

Jetzt ging von dem Bäumchen ein süßerer Duft aus und seine Blätter schwankten stärker: das kündete die Heimkehr des Engels an. — Lautlos wie er entschwebt, kehrte er zurück und ließ sich vor seinem lieben Schützling nieder. In seiner Linken hielt er eine todte Schwalbe mit grünen Blättern bedeckt. „Nimm!“ sagte er zum Kinde und reichte ihm das starre Vöglein zu. Das Mädchen nahm das Thierchen und hauchte unwillkürlich den warmen Athem auf die kleine Leiche — aber sie blieb starr. Da berührte der Engel die Schwalbe mit der Rose — und ein süßberauschender Duft wogte durch das ganze Zimmer. Das Kind fühlte ein leises Zucken in den Händen; die Federchen des Vögleins sträubten sich, die Flügel dehnten sich aus, das geschlossene Auge öffnete sich. Der Blick der Kleinen haftete fest auf dem Vogel der den Tod abstreifte, und ihr Herz durchdrang eine nie empfundene Lust. — „Die Liebe macht lebendig — sie überwindet den Tod!“ — So klang's flüsternd

von den Lippen des Engels. — Das Kind hörte die Worte und blickte auf, — aber der Blumengeist war verschwunden; nur das schwankende Rosenbäumchen zeigte an, wo er geblieben.

Jetzt schlug die Schwalbe mit den Flügeln; als wollte sie den letzten Staub des Grabes abschütteln; dann entschlüpfte sie den Händen des Kindes, schwirrte durchs Zimmer auf und ab, setzte sich auf den Fenster Sims und rief ein langes, zärtliches „Pri-wii!“ Das war derselbe Laut, den das Kind so oft von der trauernden, fortgezogenen Schwalbenmutter vernommen; der klang wie ein lautes, kräftiges Gschrey jenes nun lange verschollnen Rufes. Fröhlich klatschte das Mädchen in die Hände und näherte sich dem neuen Lieblinge; der saß ganz still und ließ sich ruhig streicheln und schmiegte das glatte Köpfchen zärtlich an den Arm der Kleinen. Diese aber flüsterte leise vor sich hin: „Ich will ihm auch ein goldnes Kettchen flechten um den schlanken Hals; wenn dann sein Weibchen heimkehrt, wird es den Genossen bald erkennen, da er gleichen Schmuck mit ihm trägt.“

Geduldig wie einst die trauernde Schwalbe, ließ das Böglein sich das Kettchen um den Hals schlingen; rief sein „Pri-wii“ in den frischen Sonntagmorgen hinein und hüpfte lustig auf und nieder auf dem breiten Fenster Sims. Durch den Rosenstock ging ein stärkeres Zittern als gäbe der Engel darinnen seine Freude kund am erweckten Leben. Das Kind wußte sich kaum zu fassen in seiner Wonne, und die Wangen

flamnten ihm hochroth wie Morgenglühn, und die Augen leuchteten wie Sterne in tiefer Nacht. Plötzlich erhob sich die Schwalbe, breitete die glänzend schwarzen Flügel aus einander und strich dahin durch die Luft, so langsam, so selig, daß man es ihr ansah, wie lange sie des erquickenden Fluges entbehrt hatte. Das Kind verfolgte den Schützling angestregten Blickes; er flog weiter und weiter; jetzt sah es ihn nicht mehr. — Wollte er undankbar seine Retterinn verlassen und in die Fremde ziehen?

Nach einer Weile traten die Aeltern der Kleinen in das Zimmer; sie waren zurückgekehrt aus der Kirche und begriffen nicht, wie das Töchterchen es versäumt hatte, ihnen eine Strecke entgegenzueilen, wie es sonst ihre freundliche Weise war. — Als die Kleine ihre seltsamen Erlebnisse erzählt, da wunderten sie sich nicht mehr über ihr Daheimbleiben; — sie lächelten, streichelten ihr die weichen Locken und küßten sie auf den blühenden Mund. Dann sprach der Vater: „Dein vom Tod erwecktes Vöglein wird wohl nicht wiederkommen; es wird fortziehen um sein Liebchen zu suchen. Gräme Dich nicht darum, weißt Du doch, daß es lebt und fröhlich ist.“ — Das Kind schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, es kehrt wieder, es wird mich nicht verlassen; es wird hier sein rückkehrendes Weibchen erwarten.“ Und so war es auch. Es rauschte leise in der Nähe des Fensters und siehe, die Schwalbe war's mit dem Goldfettchen, und in ihrem Schnabel trug sie ein Lehmstückchen zum Bau eines neuen Nestes. Dicht über dem

Fenster, in der Ecke eines Mauervorsprungs, da war ein stilles, sicheres Plätzchen; da baute das Thierchen sich sein Nest. Darinnen wohnte es einsam bei Nacht, — bei Tage aber saß es auf dem Fenstersimse, ließ sich schmeicheln und streicheln von dem warmen Kinderhändchen, oder wiegte sich auf dem Rosenstocke; — und wenn es ausflog Speise zu suchen, so kehrte es doch bald wieder heim an den Ort, wo Liebe und Sorge ihm eine sichere Stätte bereitet hatten.

Der Frühling schickte seine lustigen Boten, die neckischen, milden Lüfte ins Land — die küßten die schlafenden Blumen, die nackten Zweige, die dürre Erde: und es überkleidete sich alles mit zartem Grün, und die Blumen schüttelten den langen Schlaf des Winters von sich und erschlossen ihre Kelche und schickten den Duft hinauf, hinab; auf die Höhen, in die Gründe, — daß er sich wiegte auf den unsichtbaren Flügeln der Luft und ein Weihrauch, ein Dankopfer dahinzog für das neu empfangene, schöne Leben.

Die Störche und Schwalben kehrten zurück und suchten ihre verlassenen Nester oder baueten sich neue. Der Schwalbenvater saß auf dem Simse, das Kind stand am Fenster und beide spähetem hinaus, — sie wußten wohl warum? — Die Ankömmlinge flogen rasch vorüber und keiner hörte auf den lockenden Ton des wiedererstandnen Vögleins. Sie hatten alle den Genossen an ihrer Seite und niemand kümmerte sich um den Einsamen da unten. Der Zug war vorübergerauscht; der Himmel blickte klar hernieder auf die

blühende Erde. Die einsame Schwalbe rief ihr langgezogenes „Pri—wi—i,“ aber es klang matt und schmerzlich, wie in getäuschter Hoffnung; — in des Kindes Auge trat eine große Thräne. Da, in weiter, weiter Ferne erschien ein dunkler Punkt in der blauen Luft, er kam näher und näher — das war ein Nachzügler der lustigen Schaar! Langsam strich das Böglein durch die würzige Luft und die schwarzen Flügel glänzten im Sonnenschein. Jetzt war es in der Nähe des Fensterimses. — Was funkelte um den Hals des kleinen Seglers? — Es war ein wohlbekanntes, goldenes Kettchen! — — Erst in weiten, dann in immer engeren Kreisen umflog der Ankömmling das Haus, und aus der kleinen Kehle ertönte wie zum Gruße, ein zärtliches aber schwaches „Privii, Privii!“ Das Kind hatte seinen Schützling vom vorigen Herbst längst erkannt, aber es war still — seine Freude drängte sich nicht durch das Thor des Mundes — sie lag im Herzen und im leuchtenden Auge.

Der Schwalbenvater auf dem Simse antwortete dem Rufe durch einen lauten, schmetternden Ton; — da hielt das Weibchen an im Fluge wie gebannt und schickte einen scharfen Blick auf den Einsamen da unten; — — dann schoß es pfeilschnell in gerader Richtung hinab auf die Fensterbrüstung und stand dem betraurten Genossen gegenüber. Ob es ihn wohl erkannte? Gewiß, denn die Liebe sieht scharf und erkennt leicht. Siehe, wie es ihn umhüpft, wie in übermäßiger Freude; wie es das Schnäbelchen auf seinen schlanken Hals legt, wie es mit den schwarzen, flugen

Neuglein in die seinen schaut, als wollte es fragen: „Kennst Du mich noch?“ — Der Schwalbenvater drehte das Köpfchen hin und her, umkreiste sein treues Weibchen und schlug leise mit den Flügeln. Dann erklang ein lustiges „Privii“ der beiden um die Wette, und des Hüpfens und Liebkosens war kein Ende. Das Kind aber stand regungslos und weinte in stiller, seliger Lust.

Von nun an saßen den Tag über zwei Schwalben statt einer auf dem Fenster Sims, oder sie wiegten sich auf dem Rosenbäumchen und riefen ihr „Privii, Privii!“ Das Kind war glücklich im Glück seiner kleinen Lieblinge, und segnete den Rosenengel, der ihm einen seiner frömmsten Wünsche erfüllt hatte.

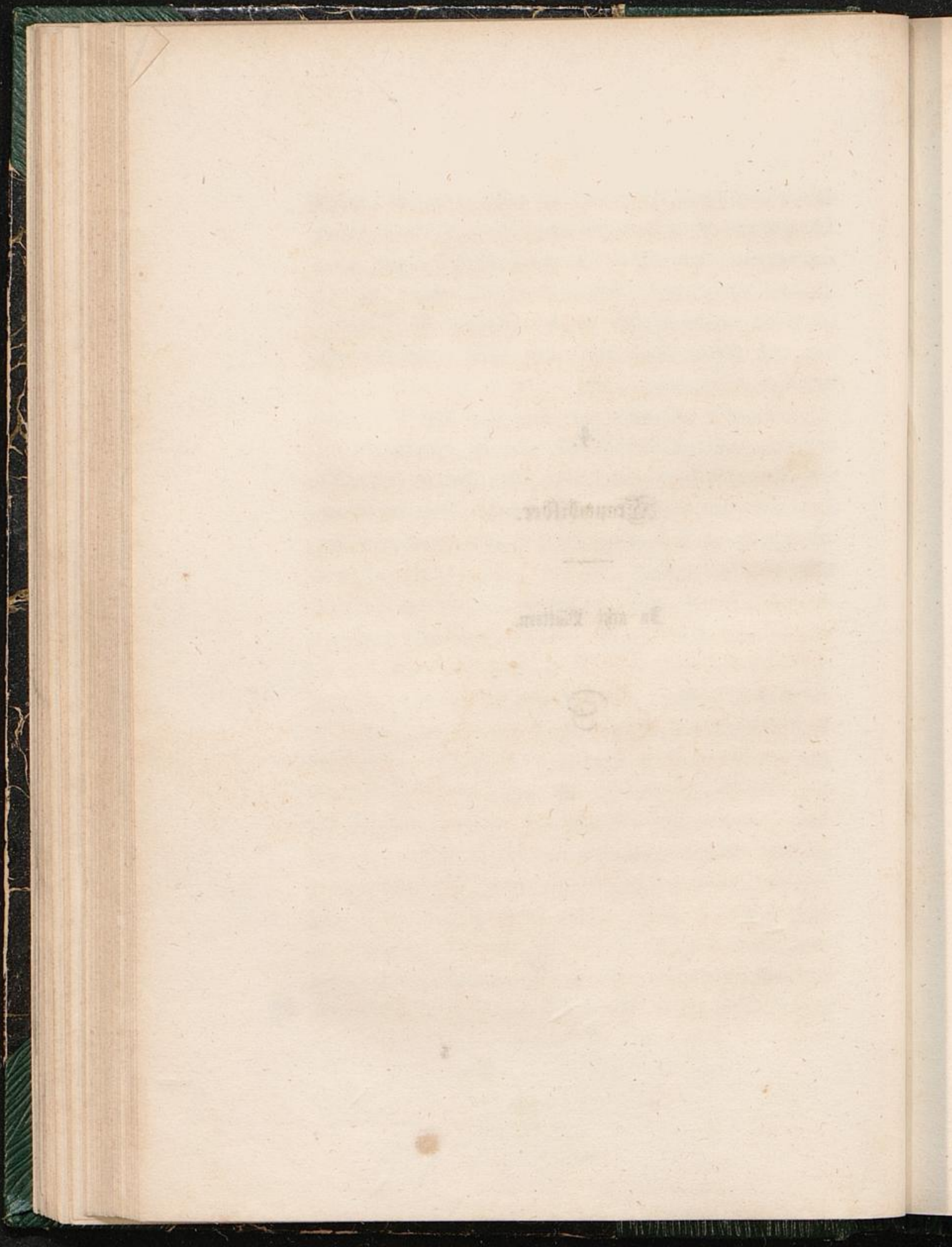
4.

Traumbilder.



In acht Blättern.





Traumbilder.

In acht Blättern.

Ohne Zweifel, lieber Leser, kennst Du den Schlaf, der eine übervolle Hälfte Deines Lebens in Anspruch nimmt; auch wirst Du seine Söhne, die Träume, kennen; — denn wer hätte nicht schon geträumt! Mancher träumt ja oft wachend; mancher verträumt gar sein ganzes Leben und kommt nicht eher aus den wirren Träumen heraus, bis ihm der Bruder des Schlafes, der Tod, einen eisigkalten Kuß auf die Lippen drückt. — Die Griechen nannten den Traumgott Morpheus, und stellten ihn mit Attributen dar, so bunt sie nur ein Traum durch einander zu würfeln vermag: Krone und Blumen, Stirnbinde und Lorberkranz, Trinkschalen und Kleinodien, Gold, Würfel und — Henkerbeil. — Die Träume erscheinen in ewig wechselnder Gestalt; sie sind entweder lieblich, oder erschreckend; ermunternd, oder warnend; lohnend, oder strafend. Häufig sind sie ein Spiegelbild der menschlichen Seele und führen die guten und bösen Thaten, theils in treuen Wiederholungen, theils in ähnlichen Bildern, vor das innere Auge des Schlafenden. — Die Kinder nennen den Schlaf auch Sandmann oder Sandstreuer, und

sie haben vollkommen Recht; denn ist Dir's nicht, wenn Du müde auf Deinem Lager liegst, als ob Dir einzelne Sandkörnchen in die Augen gestreut würden? Du zwinkerst mit den Lidern; Du schlägst sie mühsam noch einige Male auf, — aber der Sandstreuer streut so schnell und dabei so leise, daß Du plötzlich ganz still liegst und Deine Augen wie versteigelt sind. Dann kommen die Träume und wirken ihr buntes Gewand. —

Der Gott der Träume saß auf seinem mohnbekränzten Thron und um ihn standen seine zurückgekehrten Boten, Bericht zu erstatten von den Erfahrungen der letzten Nacht. Im weiten Saale herrschte tiefe Stille, bis ein Senken des Scepters das Zeichen gab, die Rede zu beginnen. Der erste Bote trat hervor, schüttelte den Nachthau von seinen Schwingen und begann:

Erstes Blatt.

„Ich stand diese Nacht am Prachtbett eines mächtigen Herrschers. Die Schlummerkörner, die ich auf sein Haupt gestreut, wollten längere Zeit ihre segnenden Kräfte nicht bewahren, denn das dunkelglühende Auge des Ruhenden stand offen und auf dem langen, schmalen Gesichte zuckte es auf wie von Schreck oder von innerer Angst; selbst das Pochen seines Herzens vernahm ich deutlich. Endlich schlossen sich die Augen, die harten Züge glätteten sich, das Herz klopfte leiser; der Gewaltige, vor dem Tausende sich beugten in Furcht und Unterwürfigkeit, sank in den bezwingenden

Arm des Schlafes. — Lange wartete ich auf die zweite Wirkung des Mohns, — da zeigte mir eine seltsame Bewegung seiner Lippen den herannahenden Traum. Ich senkte mein Auge in die Kammern seines Hirns, und hörte und sah. Bleiche Gestalten, um die das Elend und das Siechthum ihre unheimlichen Schatten warfen, drängten sich in Schaaren herbei, und von ihren zitternden Lippen klangen die vorwurfsvollen Worte: „Siehe her, der Hunger hat in unsern Kreisen gewüthet; Hunderte sind erlegen dem Jammer, und wir schleppen dahin ein erbärmliches Dasein. — Warum stillest Du den Hunger des Armen nicht, sondern füllest den Tisch des Schwelgers? Deine stolzen Heeresmassen saugen das Mark des Landes; Deine Junker und Deine Bischöfe zehren von unsern Kräften, — und Du selbst schaust finster und lieblos auf diejenigen, deren Vater Du sein solltest; Du rührst die Lippen zum wortreichen Gebet, aber Deine Seele kennt kein Beten zu dem, der alle Klagen und alle Seufzer der Gedrückten vernimmt. Glaubst Du, Waffen erringen Liebe, und Phrasen täuschen den Allwissenden?“ — Der Schlafende warf sich hin und her; waren denn die seidnen Kissen mit Dornen gefüllt? Der Schweiß rieselte von der bleich gewordenen Stirn und die Lippen zuckten krampfhaft. — Das Traumbild verschwand, aber ein anderes trat an seine Stelle. Es waren viele Kerkerzellen, die sich alle auf einmal dem innern Blick des Herrschers öffneten. Die von Gram und edlem Zorn gebeugten Bewohner derselben starrten den Mächtigen mit durchbohrenden Blicken

an, und es klang dumpf wie Flüche von ihren schmalen Lippen, und die unheimlichen Töne wurden zu Worten und erreichten das Ohr des Träumenden: „Du mordest die Kraft des Lebens; Du schlägst den Geist der Freiheit in Ketten und Banden; Du bannst das Wort der Wahrheit in Kerkerluft und versuchst durch wahnwitzige Strenge die edelsten Kräfte der Seele zu brechen. Du willst in dumpfen Kerkerzellen das Licht der Vernunft und des Geistes dämpfen, damit Du herrschen kannst über blutlose Mumien, über gleichgültige Maschinen. Fürchtest Du das Gericht der Mit- und Nachwelt nicht?“ Das Bild verschwand; die Brust des Träumenden flog pochend auf und nieder; das Haar war naß vom Hauche der Angst und des Grauens. Er riß die Augen weit auf; wie irrsinnig starrten sie in den tiefen Höhlen. Der Mächtige richtete sich auf von seinem Lager und warf die scheuen Blicke auf die seidenen Umhänge des Betts, in deren Falten noch einzelne Schatten seines Traumes zu hangen schienen; dann griff er nach der Klingel und schellte heftig. Ein Diener kam und der Gewaltige befahl — niederschlagendes Pulver, sein heißes Blut abzufühlen. — Ich aber entschwebte, von Schauder ergriffen.“

Der zweite Bote trat heran, neigte sich und erhob seine Stimme:

Zweites Blatt.

„Ich stand am Lager eines Kardinals. Das feiste Gesicht des Kirchenfürsten lag in glatten Falten; die feine,

weiche Hand, deren Finger mit kostbaren Ringen bedeckt waren, ruhte auf der seidnen Decke. Auf einem Tische vor dem Bette stand ein silberner Armlencher mit brennenden Wachskerzen; in einem kostbar gearbeiteten, goldenen Becher funkelte der Tokaier, und ein aufgeschlagenes Gebetbuch zeigte an, daß Seine Eminenz ihre Abendandacht pünktlich verrichtet hatten. Im Gemache duftete ein süßberauschendes Arom. — Meine Schlummerkörner wirkten, und ich schaute hinab in die Tiefen seiner Seele.

Eine Schaar Landvolks umringte den Gesalbten des Herrn. Die Stumpfheit lag auf den Angesichtern, aber ein seltsames Feuer funkelte in den Augen, und von den Lippen flossen die vorwurfsvollen Worte: „Was haltet Ihr uns hin in Dummheit und Stumpfſinn; was ziehet Ihr uns groß und alt in unſeligem Aberglauben und verhüllet uns die Fackel des Lichts und der Erkenntniß? Bei Tausenden sendet Ihr uns aus, zu wallfahrten nach heiligen Orten, und Ihr wißt es doch, daß die Heiligkeit nicht an einem Orte festhabet. Siehe her, Du Gesalbter, unsre Felder liegen brach und öde, während Du uns Rosenkränze beten lässest; Du schickst uns bei dem Müſſiggang in die Schule und machst träge Arbeiter aus uns. Du lässest uns unsre Gabe in den Dpferstock werfen für Eure Heiligen bestimmt, aber Du und Deine Creaturen, Ihr betrügt die Heiligen um ihr Gut, denn aus dem Dpferstock wandert die Gabe in Eure Seckel; — und wenn wir Wasser trinken, trinkt Ihr köstliche Weine, und wenn wir mit dem Nothwendigsten

unsern Hunger beschwichtigen, so strotzt Eure Tafel von den Beckereien des In- und Auslandes. Geh' in Dich, Du falscher Diener des Herrn! Du hast den Gekreuzigten, den Dein Mund bekennt, längst aus Deinem Herzen verbannt. Sein Gebot ist die Liebe, — Du aber weißt nichts von dieser Tochter des Himmels. Hüte Dich — der Herr wird Rechenschaft fordern von Deinem Haushalten!"

Das Bild zerfloß wie ein blasser Nebel. Der Gesalbte der Kirche schlug die Augen auf und starrte wie irr umher; er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, nahm das Gebetbuch und schlug ein Kreuz. Dann setzte er den Becher an die Lippen und schlürfte in langen Zügen den Nektar ein. Ich streute ihm aufs neue einige Mohnkörner aufs Haupt und alsbald trat er wieder in das Reich der Träume. Es war eine andere Schaar, die jetzt vor seinen Augen stand. Bleiche, abgezehrte Mönchsgesichter, durchfurcht von inneren Kämpfen, bleifarben von der Klosterluft. Von den Lippen floß es leise wie Geisterhauch, aber mir und dem Schlafenden verständlich. „Warum hält man uns in geistigen Ketten und Banden und zwingt uns zu einem todten Evangelium? Leben wir nur, um zu entbehren? Du bist eine der Stützen des heiligen Stuhls; Dein Wort gilt viel bei dem Statthalter des Herrn: warum schweigst Du und lässest den Wahn gewähren, den Du in Deiner Seele verlachst? Warum gebt Ihr uns nicht dem Leben wieder, dem frischen, thatkräftigen Leben der Welt und der Familie? Wie lange noch wollt Ihr die wahnwitzige Idee des

Klosterzwanges ihre eiserne Ruthe schwingen lassen über Eure unglücklichen Brüder?“ — Eine andere Schaar drängte sich heran mit Gesichtern, auf denen die sündlichsten Leidenschaften ihre Merkzeichen hüteten. Die unheimlichen Schatten streckten drohend die geballten Fäuste aus nach dem Fürsten der Kirche, nach dem Gesalbten, den vielleicht schon das nächste Jahr die heilige Tiare schmückte und der blendende Hermelin umwallte. Doch jetzt klopfte sein Herz wie ein Hammer schwer und angstvoll, denn er vernahm eine Rede des Sturms und des Zorns aus dem Munde der Herandrängenden: „Durch Dein und Deiner Genossen Sündenleben,“ also erscholl die Rede, „sind wir geworden, was wir sind: Scheinheilige und Lasterhafte. Euer Beispiel, ob Ihr es auch mit siebenfachem Schleier umhüllet, — hat uns zur schändlichen Nachfolge gereizt, und wir sind elend an Geist und Leib. Unser Fluch, unsre schwere Anklage fällt auf Euch; und trüget Ihr alle den Siegelring Petri an den Händen, er kann Euch nicht schützen vor der Strafe des gerechten Gottes, dessen heiligen Namen Ihr mißbraucht, um Eurer Selbstsucht den Thron zu bauen, und Wahn und Unfrieden zu säen auf der schönen Erde.“ — Der Träumende wand sich wie ein Wurm; krampfhaft packten die beringten Finger die leichte Flaumendecke. Das Bild verwelkte, der Schlafende erwachte.

Wild schaute er um sich her, ergriff das Gebetbuch und versuchte zu lesen; aber die Zeichen wurden zu schlängelnden Blitzen vor seinen Augen. Er ließ den kostbaren Rosenkranz

durch seine Finger gleiten, drei-, viermal; seine blaß gewordenen Lippen murmelten ein: „Kyrie eleison!“ — Ich aber verließ des betenden Sünders Gemach.“

Der Vater der Träume winkte, und hervor trat der dritte Bote.

Drittes Blatt.

„Ich stand nicht in solchen Prachtgemächern,“ begann er, wie meine beiden Brüder, aber ich tausche mein Bild nicht mit dem ihrigen. Ich stand im kleinen Studirzimmer eines Predigers. Er saß auf einem alten Lehnstuhl und mochte anhaltend gearbeitet haben, denn sein Gesicht zeigte die größte Abspannung. Vor ihm auf dem Tische lag das Buch des Herrn und sein Finger wies auf die Stelle: „Daran werde ich erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt.“ Ich neigte mich zu ihm, streute leise meine Schummerkörner aus und belauschte seinen Traum. Wohl umringten ihn viele und drängten sich heran, aber die Schaaren waren anders als die, welche meine Brüder in den Träumen der Mächtigen gesehen, denn des Schlafenden Züge blieben ruhig. Die ihn umringten neigten sich vor ihm und reichten ihm die Hände, und in Aller Augen lag nur ein Ausdruck, der des Danks und der Liebe. Und aus der Mitte der Vielen trat ein alter Mann hervor und sprach mit bewegter Stimme: „Du bist ein wahrhaftiger Diener des Herrn, denn Dein Wort und Deine That sind Erguß Deiner Liebe. Du hast unsern

Blick befreit von umhüllender Nacht, unser Herz erwärmt für die Tugend und als Beispiel uns vorangeleuchtet; nimm unsern Dank, unser Herz dafür, das ist alles, was wir Dir zu geben vermögen. Dein Bewußtsein wird Dir am reichsten lohnen!" — Und einzelne traten hervor aus dem Zuge, naheten dem Träumenden, neigten sich nieder und berührten mit ihren Lippen seine Hand; in ihren Blicken lag die unverkennbarste Verehrung. „Du hast mich getröstet als ich alles Trostes ledig war!" rief der eine; „Du hast mich dem Glende entrissen!" ein zweiter; „Du hast Dein Brot mit mir getheilt!" ein dritter; „Du hast mich der Tugend gewonnen!" ein vierter; — und die Züge des Schlafenden erglänzten in unaussprechlicher Schönheit; die Milde lag wie ein Heiligenschein auf dem Gesichte. Da klang's wie ferne Musik in der Luft; sie klang näher und näher; ein glänzend weißes Gewölk sank fast bis zum Haupte des Träumenden nieder; ein blaßrother Schimmer zuckte plötzlich wie Morgenröthe aus dem Gewölk und ein frischer, duftender Lorbeerkranz schwebte aus dem luftigen Schoße herab und legte sich leise auf das Haupt des Schläfers. Und ein Säuseln ging hervor aus der Wolke, leiser als der leiseste Westhauch und das Säuseln wurde zum flüsternden Wort, und das Wort war Musik, und Musik war das Wort. „Den schönsten Kranz dem Kämpfer für Wahrheit, Recht und Tugend!" — Also klang es. In diesem Augenblicke sank die Hand des Träumenden von der Bibel herunter, er erwachte. Mit trunknem Auge schaute er um sich und über

seine Lippen gingen die Worte: „Ein solcher Traum giebt Muth zum Weiterbauen des Reiches Gottes auf Erden!“ — Dann nahm er, — obgleich der Hahn schon zum zweiten Male den Morgen verkündete, seine Arbeit wieder auf. — Ich entschwebte zögernd und selig durch die Nebel des grauenenden Morgens.“

Der Gott der Träume blickte im Kreise seiner Söhne umher und sprach mit mildem Tone: „Das war der Traum eines wirklichen Dieners des Herrn!“ Langsam und ernst trat der vierte Bote hervor und begann seinen Bericht:

Viertes Blatt.

„Mich führte diese Nacht in die Kammer eines reichen, hochgeehrten fürstlichen Beamten. Prächtigt gebettet lag er da, aber auf seinem Gesichte thronte die Härte. Die scharfen Büge waren wie aus Stein gemeißelt, kalt und unbeweglich.

Die Körner des Mohns bewährten bald ihre betäubende Kraft und ich schaute in sein Herz. Ein bleicher Schatten schwebte heran, auf dessen Antlitz der Gram wohnte. Er richtete das erloschene Auge auf den Träumenden und sprach mit klangloser Stimme: „Kennst Du Deinen alten Diener noch, Du Geehrter ohne Ehre, Du Ehrloser bedeckt mit Ehren und Würden, Du, dessen Brust die Orden schmücken, die dein König ihm geschenkt?“ — Der Schlafende warf sich auf die andere Seite um dem unheimlichen Bilde zu entrinnen, aber vergebens, — wie in Erz gegossen stand es vor seinen geschlossnen Augen. Die klanglose Stimme fuhr

fort: „Du entrinnst mir nicht wenn Du schläfst; magst Du mich im Wachen zu bannen wissen. — Sprich, gedenkst Du noch Deines Verbrechens, das Du auf mich den Schuldlosen ludest, weil er wohl schweigen, aber nicht Deine Sünde theilen wollte?“ — Das Bild verwandelte sich un- plöglich, und der ängstlich Schlafende erblickte sich selbst, wie er von Abenddunkel umgeben, aus einer eisernen Kiste, deren Inhalt anvertrautes Gut war, schwere Goldrollen nahm. Im Hintergrunde des Zimmers stand ein willenloser Zeuge, der alte, treue Diener des Hauses. Der Blick des vornehmen Diebes wurde starr und gläsern als er sich ent- deckt sah. Er bot jenem eine Goldrolle — der Diener schüttelte den Kopf. — Der Schlafende fuhr empor, riß die Augen auf, aber der Traum lag wie Blei auf seiner Seele. Wiederum stand der Diener vor ihm und um ihn her die Geschwornen und das Volk; er selbst als Ankläger des Schuldlosen. Die Geschwornen sprachen das Schuldig und die Richter erkannten auf zehnjährige Zuchthausstrafe. — Und wieder verschwebte das Bild und eine düstre Zelle mit nackten Wänden schob sich vor das innre Auge des Schlafers; in der Ecke kauerte die bekannte Gestalt des Traumes. Der Wahnsinn lag auf dem Gesichte des Verurtheilten und er zerrte am Halstuch, ließ es wie einen Strick durch die ma- gern, zitternden Hände gleiten und seine Lippen murmelten: „Drei Jahre dahin — wie trage ich noch die sieben? — und dann, und dann — entehrt, gebrandmarkt auf immer, und der Verbrecher — geehrt!“ — Der Schlafende fuhr

aufs neue zusammen, aber sein treues Traumbild entwich nicht. — Der bleiche Schatten sprang auf und die Augen rollten wild in ihren Höhlen, und er warf die Schlinge, die er mechanisch vom Halstuch gedreht hatte um den schwächigen Hals, sprang rasch auf seine Sitzbank, knüpfte das Ende des Tuchs an einen Nagel, stieß mit dem einen Fuß die Bank fort — und das bleiche Gesicht wurde braun und schwarz; — heftige Zuckungen in allen Gliedern zeigten das kämpfende Leben; dann hing der Körper schlaff und bewegungslos. — Der Träumende stöhnte wie im Todesringen, große Schweißtropfen strömten vom fahlen Antlitz und feuchteten die prächtige Decke. — Und sieh, ein Gewimmel, wie von geflügelten Wesen kam näher und näher; in ihren Händen hielten sie blitzende Ordensbänder, und sie schwebten dicht vor den Schlafenden, ließen die schimmernden Münzen spielen in der Luft und wie Hohn klang's von ihren blutlosen Lippen: „Ehre und Auszeichnung dem Gerechten, dem Edeln, der den Raub des Dieners großmüthig erstattet.“ — Und zwischen den zitternden Bändern, den blinkenden Ordenssternen zuckten aufs neue die Glieder des Erhenkten. — Da warf eine kräftige Bewegung des Schlafenden den Traum von sich — und er öffnete die Augen und starrte umher im Gemache, als verwirkliche sich der Spuk seines Gewissens. Ich enteilte der Behausung des Gerechten.“

Der fünfte Bote trat vor den Thron des ernst blickenden Gottes und nach einer Pause begann er:

Fünftes Blatt.

„Mein Weg führte mich in das Kämmerlein einer Jungfrau; zwei Betten standen in demselben nahe an einander, denn der Raum war klein. In dem einen lag eine betagte Frau; sie mochte wohl krank sein, denn sie sah bleich und leidend aus, und die Schlummerkörner, die ich auf ihr Haupt streute, blieben wirkungslos; ihre Augen schlossen sich nicht, sondern blickten wach um sich. Das andre Lager war noch unberührt, aber neben dem Bett der Kranken, saß auf einem Schemel eine Jungfrau im Maidenalter. Das Haupt hatte sie auf die Hand gestützt und ihr Auge haftete mit dem Ausdruck der Liebe auf der Kranken; in ihrem Schoße lag eine feine Stickerei, an der sie so eben noch gearbeitet zu haben schien. „Du mußt Dich schlafen legen, mein Kind,“ sagte die Mutter, „Deine Augen sind roth und entzündet vom scharfen Sehen; Du wirst Dich noch aufreiben aus Sorge und Mühe um mich!“ Das Mädchen zog die Hand der Kranken an die Lippen und sagte beruhigend: „Laß mich, gute Mutter, ich besitze noch Kräfte überreich zur Arbeit; Du schlägst mein Thun zu hoch an!“ — Die Mutter strich sanft über das dunkle Haar der Tochter und bewegte die Lippen, aber ich hörte das Gebet nicht, das sie wahrscheinlich flüsterte. Schnell streute ich auf des Mädchens Haupt den süßbetäubenden Mohn; alsbald schlossen sich die klaren Wächter der Liebe — und ich senkte mein Auge in die klare Seele. Die Träumende saß auf einer Wiese im schwellenden Grase und

tausend bunte Wiesenblümchen streckten die Kelche hervor und durchwürzten die Luft mit einer Woge des süßesten Duftes. Das Auge der Schlafenden lag seligen Ausdrucks bald auf Gras und Blumen, bald auf Himmel und Sonne; und ihr Ohr horchte dem Gesumme der Käfer und dem fernhertönenden Schlage der Wachtel. Da wurden plötzlich die Blumen immer höher und wuchsen hinweg über das Gras, und die Kelche vergrößerten sich; die Blätter an den Blumenstengeln dehnten sich aus und wurden zu Flügeln, buntschillernd wie der Regenbogen; die Kelche aber zu lieblichen Engelsköpfen und die untern Blätter des Kelchs gestalteten sich zu lichtweißen Gewändern, die flatterten in der frischen Morgenluft und glänzten wie Schnee im Sonnenstrahl. — Die Träumende starrte das Wunder an, aber mit seligem Auge; ihre Brust pochte hörbar, aber nur im Entzücken; die Hände bewegten sich, aber sie suchten einander um sich zu falten. Da wuchsen den Blumenengeln Arme hervor aus den schlanken Stengeln, und die feinen Finger brachen einige Halme des Grases und formten sie zu schönen Trinkschalen, und die Blumen neigten ihre Kelche hinab in die Schalen und träufelten ein köstliches Naß hinein, das duftete wie die Mirte und der Weihrauch Indiens. Und aufs neue brachen die zarten Blumenfinger einige Grashalme und flochten sie in einander, und es wurden bunte Kränze daraus, die glänzten und funkelten als ob Mond und Sterne und Abendroth hineingeflochten wären. Die Träumende lag da in seliger Freude. Jetzt umringten

die Blumenengel die Jungfrau, schlangen die Kränze ihr um Haupt und Hals, schwenkten die Schalen wie zum Opfer und über die feinen Lippen glitt es wie ein sanftes Lönen: „Segen der aufopfernden Liebe, Genesung der Mutter!“ — Da erwachte die Jungfrau; ihre vom Nachwachen gebleichten Wangen flammten in der Rosengluth genosner Seligkeit. Sie stand vom Schemel auf, neigte sich zu der noch immer wachenden Kranken und flüsterte: „Ich habe himmlisch schön geträumt!“ — Froh entschwebte ich.“

Der Bote schwieg; über das ernste Gesicht des Vaters der Träume glitt ein sanftes Lächeln; dann nahte der sechste Bote und sprach:

Sechstes Blatt.

„Ich stand heute Nacht am Lager eines Spielers. Unruhig wälzte er sich hin und her, als wäre er auf Dornen gebettet; seine Finger klemmten sich zusammen als hielten sie krampfhaft die verhängnißvollen bunten Blätter; er mochte wohl große Summen verloren haben, denn aus seinen Zügen sprach die Zerknirschung. Endlich wirkte der Mohn auf ihn; er entschlief, und ich bohrte mein Auge in das nächtliche Dunkel seiner Seele. Er träumte. — Ein bleiches Weib den Kummer auf dem Gesichte, schwebte zu ihm heran mit flehenden Geberden und gerungenen Händen. Der Schlafende fuhr zusammen und suchte sich aufzurichten; der Traum nahm eine andre Gestalt an. Zwei zarte Kinder,

Elend und Krankheit in den unentwickelten Zügen, knieten vor dem Träumenden nieder und baten mit feiner, rührender Silberstimme: „Gieb uns die Mutter wieder; warum hast Du sie forttragen lassen im schwarzen Sarge?“ — Die Brust des Schlafenden arbeitete heftig, sein Athem gleich dem Rechen eines Baumstammes, den der Sturm halb gebrochen. Das Bild zerfloß in Nebel, aber ein andres trat heran. Ein Greis, auf dessen Scheitel der Schnee des Alters lag, näherte sich wankenden Schrittes. Er starrte den Träumenden mit Blicken an in welchen ein unendlicher Schmerz lag. Er erhob die zitternde Hand, drohte mit dem Finger und über die bebenden Lippen gingen die Worte: „Was soll's werden mit Dir, o Sohn! Die Sucht des Spiels hat Dich und die Deinigen elend gemacht und Dein Lebensglück untergraben. Die Wage, die Deine Thaten wägt, schnellst federleicht in die Höhe, denn von allen Pflichten hast Du auch nicht eine erfüllt. Wer wird für Dich einstehen? Wer den Fluch des Gewissens mit Dir tragen? Niemand! Du stehst allein, Du trägst allein!“ —

Eine heftige Bewegung des Schlafenden verscheuchte den beängstigenden Traum, aber die Augen blieben geschlossen und schnell erschien dem Geiste ein neues Bild. Der Träumende sah sich selbst am Spieltische. In dem fast unabherrschbaren Saale herrschte die Dämmerung; nur wenige Lichter erhellen den Raum zunächst den Spielenden. Es waren nur zwei gegenwärtig, der Träumende und ein anderer. Die Karten flogen hin und her; Gewinn und Verlust neckten

sich längere Zeit; dann neigte sich das Glück auf die Seite des Schlafenden. Das Gold häufte sich vor ihm zu bedeutenden Rollen und der Klang des verführerischen Metalls schlug wie die süßeste Musik an sein Ohr. Das Gesicht des Schlafers verzog sich zum Lächeln, die tiefen Furchen der Stirn schienen sich zu glätten, und die Brust, die vorher in namenloser Angst pochte, hob sich jetzt in ungestüme Freude. — Jetzt warf der Mitspieler finstern Blicks sein letztes Goldstück auf den Tisch, daß es laut erklang wie ein gellender Schrei. Der Träumende gewann und das Spiel war zu Ende. — Mit erdfahlem Gesicht, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, verließ der andre den verhängnißvollen Tisch, und der Held des Traumes zog seine Börse, um den reichen Gewinn zu bergen. Da, als er das erste Goldstück ergriff, züngelte eine bläuliche Flamme daraus hervor und leckte an seinen Fingern; erschrocken zog er die Hand zurück und griff nach einem andern, aber auch aus diesem zuckte die Flamme; aus dem dritten und vierten und so ging's weiter. Als nun der fast Erstarrte mit raschem Griff die ganzen Geldrollen faßte, da lohnten sie auf wie ein blaues Flammenmeer; das schlängelte und züngelte in einander wie der Zickzack des Blitzes. Der Träumende warf das brennende Gold von sich; ihm wurde so unheimlich als triebe der Teufel sein Spiel mit ihm. Besflügelten Schrittes wollte er den Saal verlassen, dessen einsamer, einziger Gast er noch war: aber umsonst, das oft vergeblich beschworne Glück wollte ihn jetzt nicht lassen! Die bren-

nenden Goldstücke hingen sich an seine Fersen, sie klangen und sprangen auf dem Parquet des Bodens hin und her und ihre Flammen leckten an seinen Gliedern. Das Entsetzen machte ihn unfähig, auch nur einen Laut hervorzustoßen und willenlos gab er sich dem quälenden Spiele hin. Und die Flammen wurden immer größer und riesiger, und das Gold klang dröhnend an einander wie Kirchenglocken, wenn man sie in der nächsten Nähe vernimmt, und die züngelnden, gierigen Flammen versengten ihm Bart und Haar. Die Nägel seiner Hände erglühten blutroth in Feuer und die Pein des Brandes zeichnete grauenhafte Verzerrungen auf sein Antlitz. Da sprang ein brennendes Goldstück vom Boden hoch empor und drückte sich, ein verzehrendes Siegel, auf seine Lippen, — sein Athem wurde zur Flamme. In diesem Augenblick zuckte der Schlafende convulsivisch zusammen und erwachte.

Noch einige Secunden verweilte ich in der Nähe des Unseligen; sah seine stieren Augen, in denen die Qual einer ganzen Hölle lag; sah, wie ein fieberhaftes Frösteln durch seinen Körper zuckte, wie die Hände sich zusammenballten — dann verließ ich ihn erschüttert.

Tiefe Stille herrschte in dem weiten Saale; man hörte den Athem der Versammelten. Der Gott der Träume schaute ernst zu Boden; war es nicht eine helle Thräne, die an seinen Wimpern hing? Dann winkte er mit dem Stabe und der siebente Bote neigte sich demüthig vor dem Throne des Vaters und begann seine Rede:

Siebentes Blatt.

„Diese Nacht fand mich an dem Lager einer im Geruch der Frömmigkeit stehenden Dame. Sie mochte wohl keine besondere Liebhaberei für Reinlichkeit besitzen, denn Bett- und Leibwäsche waren unsauber, oder es fehlte ihr die Zeit dazu, denn sie bedurfte dieser wahrscheinlich zu sehr zum Beten und zu religiösen Uebungen; oder auch in ihrem stets nach oben gerichteten Sinne rechnete sie die Reinlichkeit mit zu den überflüssigen irdischen Dingen, die den Geist vom Himmel zu sehr abziehen und die erbaulichen Betrachtungen nothwendig stören müssen. — Sie war sehr beleibt; es schien, als ob die Freuden des Himmels mit den Freuden der Tafel vertraulich Hand in Hand gingen. Im Gemache herrschte überall Unordnung; alles war verschoben, oder lag durch einander. Auf drei Tischen sah ich aufgeschlagene geistliche Schriften; auf dem Tisch vor dem Bette lag eine Bibel, ein schmutziger Leuchter trug ein dünnes Talglicht. In der Ecke der Kammer entdeckte ich einen mit verblichnen Vorhängen versehenen Glasschrank; die eine Gardine, die etwas verschoben war, ließ mich einen Blick auf den Inhalt werfen. Dieser war eigenthümlich genug. Alte, silberne Leuchter, Bücherspangen, Löffel von allen Formen und Größen, Halsbänder von Gold und Perlen, Ohrgehänge und Ringe; Rollen Leinen, Stücke Luche, Seidenstoffe und sonstige Rudera an verfloßne gute Zeiten erinnernd. Das alles befestigte in mir den Gedanken, daß die fromme Dame gelegentlich wohl auf Pfänder leihen mochte. Die Mohnkörner, die ich austreute,

schiene nicht sobald wirken zu wollen, denn die Ruhende wachte noch hell und klar; ich hörte sie leise aber verständlich sprechen; es war ein Bußpsalm. Als der beendete, faltete sie andächtig die Hände, blickte nach oben und sagte mit Selbstgefühl: „Ja, ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, die über ihren irdischen Sorgen die himmlischen vergessen. Ich bete sechsmal des Tages, lese vier Stunden in Deinem heiligen Wort, und zwei in Erbauungsbüchern. Ich heilige den Feiertag; ich gebe jährlich an milde Stiftungen und habe auch derselben in meinem Testamente gedacht. Deine Gnade kann nicht von mir weichen, denn ich wandle vor Dir wie Joseph und bin fromm.“ — Jetzt löschte sie das Licht und bald hörte ich an ihrem lauten Schnarchen, daß sie eingeschlafen. Ich sah durch die dicke Rinde, die ihr Herz umgab, in das sonderbare Heiligthum ihrer Seele.

Die Träumende erblickte sich selbst in einem behaglich warmen Zimmer, am reichbesetzten Mittagstische. Draußen wirbelte der Schnee und schlug vom Sturm getrieben an die Fenster. Die Träumende ließ es sich wohl sein bei den köstlichen, dampfenden Speisen. Da pochte es leise, leise an die Thür und herein trat ein kleines Mädchen, anzusehen wie ein Kind des Mangels. „Was willst Du?“ — herrschte die Dame das bleiche Wesen an. „Der Vater ist so krank,“ klang es zurück, „ach, schenkt mir etwas Suppe für ihn!“ — „Was,“ fuhr die Dame auf, „Du unverschämte Dirne! wie magst Du das wagen? — Hat Dein

faubrer Papa mir schon die Zinsen für die verflorfne Woche bezahlt, für die drei Gulden, die ich ihm auf seine alte Taschenuhr geliehen? — Und Du magst noch obendrein betteln?" — „Seid nicht so böse;" sprach das Kind, „der Vater sagt, alles solle in Richtigkeit, sobald er wieder arbeiten könne. Nur schenkt mir jetzt etwas Suppe, nur ein Täßchen voll, bitte, bitte!" „Ich gebe an milde Anstalten mein Gewiffes," versetzte mit Selbstgefühl die Dame, „an die wendet Euch!" — „Man hat die Mutter abgewiesen," entgegnete das Mädchen, „sie müsse arbeiten!" — „Nun," antwortete die Fromme, „so wird sie wohl thun, den Rath zu befolgen. Und jetzt geh!" Aber das Kind ging nicht; der Traum war eigensinnig. Das Kind stützte die Armechen auf den Tisch, der Dame gegenüber; legte das Köpfschen in die Hände und blickte unverwandt auf die Gfende. Diese war unfähig ihre Weisung zum Fortgehen zu wiederholen, das Wort konnte nicht über ihre Lippen; wie es denn dem Träumenden so oft ergeht, daß er bei fortwährendem Wollen wie gehemmt und gebannt ist. Die Augen der Kleinen wurden größer und größer, und die fromme Dame mußte willenlos hineinschauen; so oft sie es auch versuchte den Blick abzuwenden, immer schaute sie wieder in die großen Augen des Kindes. Da kam es ihr vor, als wären die Augen zu zwei runden, mächtigen Spiegeln geworden, und die Spiegel gaben das Bild der Dame hundertfach zurück. Das Bild war stets dasselbe und doch ganz anders; es waren die verschiedenartigsten Fragen, aus denen immer die treueste

Ähnlichkeit mit dem Urbilde hervorsprang. — Die Träumende fing nun an stoßweise zu athmen; in dem fetten Halse gurgelte es auf und ab, wie das Glucksen, das man vernimmt, wenn man eine volle Wasserflasche schnell ausgießen will; die Finger zuckten krampfhaft in einander, wie in übergroßer Angst; aber es half nichts, der Traum spielte seine Rolle weiter. — Die Kleine mit den großen, blitzenden Augenspiegeln nahm jetzt die Händchen und drehte wie mechanisch die langen, blonden Locken um die dünnen Finger, und die Locken wurden immer länger und länger, und schlängelten sich zuckend und ringelnd über den Tisch und züngelten nach der frommen Dame hinüber, die noch immer das Kind anstarrte und wie in Gedanken, sonder Wunsch und Willen, die köstlichen Speisen hinunterschlang. Nun schwebten die langen Locken dicht vor ihrem Munde, und plötzlich gestalteten sich die Spitzen derselben zu dünnen Schlangenköpfen; die gelbblonde Farbe schillerte ins Silbergrau; und wie nun die Entsetzte einen leckern Bissen zum Munde führte, schnappten die unheimlichen Spukgestalten mit offenem Rachen zu und entrißen ihr den Schmaus. Da sprang die Geängstete auf vom Sitz, und das Schlangenhaar flocht sich wie ein grauenhaftes Netz um sie herum und die spitzen, rothen Zungen fuhren zischend hin und her. In Todesangst stürzte die Dame zu Boden. — Die Träumende hatte durch einen gewaltsamen Ruck die entsetzlichen Bilder abgeworfen, aber mein Mohn wirkte schwer und lang, denn alsbald trat ein neuer Traum vor ihre Seele. —

Sie erblickte sich in einem endlosen, weiten Raume; Wolken über sich, Wolken unter sich. Ein donnerähnliches Getöse durchbraus'te die Luft und doch vernahm die Schlafende ihren eignen Pulsschlag. Da schwebten lautlos heran tausend und abermal tausend Gestalten, und der Donner wurde stärker und stärker, als ginge das Weltall aus seinen Fugen. Da leuchtete von fern ein heller Blitz auf, aber er war nicht schwindend, sondern sein Glanz wurde immer leuchtender; und eine hohe, himmlische Gestalt erschien, von deren weißem Gewande war der Blitz ausgegangen. Und die Gestalt trat mitten unter die Millionen und hob den Finger in die Höhe, und plötzlich schieden sich die Massen in zwei Theile. Da öffnete die glänzende Erscheinung die Lippen und mitten unter dem Losen des Donners klang es wie Säufeln des Windes: „Hieher Ihr Gerechten, für Euch das selige Leben; das selige Leben eines guten Gewissens!“ Und die Schaar umringte die wunderbare Gestalt in Demuth und Freude und in den verklärten Augen leuchtete die Seligkeit. — Die Träumende zuckte zusammen, denn sie erblickte sich nicht unter den Gerechten; ihre Lippen bebten und ihr Haar sträubte sich. Da wandte sich die erhabne Erscheinung zu den andern, und die Stimme wurde lauter als der rollende Donner, und das lichte Auge hastete strafend an einem Schatten von den Millionen, und das war die fromme im Geruch der Heiligkeit stehende Dame. Und der zürnende Richter sprach: „Habe ich Euch nicht gesagt schon vor Jahrtausenden: es werden nicht alle die da „Herr

Herr!“ sagen, ins Himmelreich kommen? — Gehet hin und Euer Gewissen büße Eure Thaten.“ — Da fuhr eine dunkle Wolke nieder vor den Unseligen und auf ihrem nächsten Rücken flammte plötzlich in feuriger Schrift das Mene mene tekel. In diesem Augenblicke zischte ein wirklicher Blitz hernieder, ein heftiger Donnerschlag folgte; — die Schlafende erwachte, taumelte von ihrem Lager und wußte nicht, waren die Erlebnisse der letzten Stunden Traum oder Wirklichkeit. Ich verließ den Ort des Grauens und schwebte durch die schwüle Gewitternacht dahin.“ —

Der Bote schwieg, und der letzte der Engel nahte; sein Gesicht erglühete wie vom Scheine der Morgenröthe, heiter, selig; der Vater der Träume winkte und der Bote sprach:

Achtes Blatt.

„Mir ist es heute besser ergangen als meinem siebenten Bruder. Ich stand am Lager eines ungefähr achtjährigen Knaben. Meine Mohnkörner wollten anfangs nicht wirken, denn der Kleine hielt noch Zwiesgespräch mit seiner Mutter.“ „Du hast noch nicht gebeichtet,“ sagte diese, „wo Du Dein Wochenlohn gelassen; es ist Sonnabend heute und da muß alles in Ordnung sein.“ Der Kleine schwieg verlegen. „Sei offen,“ fuhr die Mutter fort, „sage die Wahrheit, selbst wenn Du es unnütz oder gar schädlich angewendet hättest.“ Der Kleine schwieg noch immer. „Hast Du es vielleicht verloren?“ fragte jene. „Nein,“ entgegnete be-

stimmt der Sohn. „So hast Du es verzehrt in Leckereien, oder“ — „Nein,“ sagte wiederum das Kind. „Mache mich nicht ungeduldig,“ versetzte die Mutter, „Du weißt freilich, daß Du das Geld nur zum Nutzen anwenden sollst, damit Du lernst mit dem edeln Metall umzugehen und Dich zu hüten vor Verschwendung; allein, sprich es nur heraus, wenn Du diesmal der Anweisung keine Folge geleistet hast. Aber verschweigen darfst Du es nicht; gestehen mußt Du Deine Thorheit; das ist der erste Schritt zur Besserung.“ Der Kleine wurde roth und sah dicht auf die Bettdecke als wollte er die feinen Fäden des Gewebes zählen, dann sagte er kaum hörbar: „Ich habe es verschenkt.“ „Das ist ja schön!“ entgegnete überrascht die Mutter, „Warum thust Du denn so gar heimlich damit?“ „Ich schämte mich, es zu sagen;“ versetzte der Knabe. „Nicht doch,“ sagte gütig jene, „mir kannst Du dergleichen wohl vertrauen, sonst aber auch niemandem. Nun erzähle, wem Du's geschenkt.“ —

Zögernd und mit flammenden Wangen begann der Kleine: „Siehe, Du hattest mich ausgeschickt, Dir eine Bestellung auszurichten, weit aus dem Thore hinaus, wo die einsame Landstraße anfängt. Dort kam eben ein alter Scheerenschleifer des Wegs mit seinem Karren, den ein Hund zog. Der Mann sah elend und kummervoll aus; der Hund war mager wie ein Skelett, die herabhängende Zunge lechzte nach Wasser. Mir beliefen die Augen, und ich nahm mir ein Herz und fragte den Mann, ob ich ihm und seinem Hunde wohl eine Mahlzeit geben lassen dürfe? — Der

Alte sah mich überrascht an und sagte, indem er den rauhen Kopf seines Thieres streichelte: „Ja, lieber, junger Herr, wenn's Ernst ist.“ Da rannte ich fort in das nächstgelegene Wirthshaus, und der Mann mit Hund und Karren mußte mir nach, so schnell es die Ermüdung gestattete. Hier bestellte ich eine reichliche und kräftige Mahlzeit für meine beiden Schütlinge, und Bier für den Alten, und Milch und Wasser für den Hund; aber man wollte nicht eher darauf eingehen, bis ich das Geld vorher bezahlte. Das konnte ich ja durch Deine Güte, liebe Mutter, und nun ging's rasch ans Zurüsten. Die Beiden lagerten sich im Grünen und jeder erhielt eine mächtige Schüssel, und sie aßen so lustig, so eifrig — und ich stand von fern und — weinte vor Schmerz und Freude. Als beide nun satt waren, da gab ich verstohlen dem Alten den Rest meines Geldes; er sah mich lange an und eine Thräne fiel in seinen grauen Bart. „Gott segne Dich, Kind!“ sagte er leise und drückte mir die Hand. — Der Hund aber sprang an mir in die Höhe, leckte mit seiner breiten Zunge mein Gesicht und meine Hände, als wollte auch er mir danken. Schnell machte ich mich los von ihm und eilte davon.“ Der Kleine schwieg; die Mutter blickte ihm gerührt in die hellen Augen, drückte ihn an sich und sagte: „Fahre so fort, mein Sohn, dann segnet Dich Gott!“ — Jetzt faltete sie seine Hände in einander, ließ ihn sein Abendgebet sprechen, wünschte ihm einen schönen Traum und entfernte sich. —

Es währte nicht lange, so schlief der Kleine ein, und

mein Auge blickte in sein kristallhelles Herz. Der Traum webte liebliche, freundliche Bilder um ihn. Er saß in einem blühenden Garten und spielte mit den Blumen die üppig um ihn her lagen. Er wand sich Kränze daraus, warf sie in die Luft und fing sie jubelnd wieder. Als er aber einen Kranz von weißen Lilien geflochten hatte, die zu Hunderten um ihn blüheten und dufteten, wie ein wallendes Meer der Unschuld, — und ihn in die Höhe warf, da fiel er nicht wieder herunter in seinen Schoß, sondern flog immer höher und höher wie in den Himmel hinein. Als er nun fast so hoch war, daß er an die Sterne zu reichen schien, da gab es einen mächtigen, wundervollen Klang und ein Stern sank herab umkränzt von den Lilien. Und der Kleine jauchzte und fing Kranz und Stern auf; der Stern glänzte wie eine goldne Kugel, auf deren Fläche bunte, schimmernde Zeichen und Figuren eingegraben waren. Da legte der Knabe den Stern ins blühende Gras, flocht noch mehr Kränze von den weißen Lilien und warf sie einen nach dem andern in die Luft; — dann lehnte er sein Köpfchen zurück und verfolgte mit dem leuchtenden Auge die Kränze, wie sie immer höher und höher bis an die Sterne flogen. Dann gab es wieder einen mächtigen, wunderbaren Klang und dann wieder und wieder, daß es war, wie tausend Glocken- und Orgelstimmen. Und so viele Kränze er in die Höhe geworfen, so viele Sterne sanken langsam und leuchtend und klingend herunter, alle mit den Lilien bekränzt; der Knabe fing sie alle jubelnd auf in seinen Schoß, und ließ die goldnen Kugeln in den

rothen Sonnenstrahlen funkeln. Jetzt erhob sich ein Rauschen in den Bäumen des Gartens und es schwirrte in der Luft und tausend gefiederte Bewohner des Waldes flatterten heran und hüpfen auf die klingenden Kugeln, pußten die bunten Federn, weßten die Schnäblein und fangen zum Klingen der Sterne im tausendstimmigen Chor. Und als sie fangen löstet sich nach und nach die Rosen und Nelken des Gartens, die Malve und Aster und Ringelblume, — denn Herbst-, Sommer- und Frühlingsblumen blühten hier zu gleicher Zeit; das Maienglöckchen und das Veilchen, die Schlüsselblume und die Tulpe, die Georgine und die Kaiserkrone, alle löstet sich ab von ihren Stengeln, schwebten heran und schmückten die singenden Vögel, die klingenden Sterne und den Träumenden, der so selig dalag in seinem Bettlein, als schaute er das Paradies der Zukunft. Es wogten in buntem Reigen Sterne, Kränze, Vögel und Blumen durch einander und sie alle schienen nur für den Knaben zur Lust da zu sein, und nur für ihn zu klingen und zu singen, zu blühen, zu duften und zu schimmern.

Da wurde der Kelch einer weißen Lilie nach und nach größer und größer und schwebte dicht unters Auge des Knaben, und der Knabe schaute hinein und sah das freundliche Gesicht des Alten, den er erquickt hatte, — aber es war nicht mehr kummervoll, sondern heiter lächelnd. Noch starrte der Kleine das neue Wunder an, da zerrte es ihn an den Füßen, — er blickte auf den Boden und siehe, in den Blättern eines an der Erde hinrankenden Judenbarts, in dessen Geslecht sein

Fuß sich verwickelt hatte, fing es an sich zu regen und schnell wie ein Gedanken schoß eine rauhe Schnauze hervor und der zottige Leib des Scheerenschleiferhundes wurde sichtbar. Da jubelte der Kleine laut. Der Hund sprang bellend an ihm auf, leckte ihm Gesicht und Hände und wedelte mit dem Schwanz. — Der kleine Schläfer lag still in seligem Entzücken; — und um ihn klangen noch immer die Sterne, fangen die Vögel, blühten die Blumen, und im langsamen Tanze bewegte sich alles wunderbar und lieblich vor seinen Augen.

Plötzlich flog ein weißes, süßduftendes Lilienblatt aus einem der Kränze und legte sich sanft auf seinen Mund — der Knabe erwachte vom Kusse der Mutter die sich über ihn gebeugt hatte. Die ersten rothen Morgenstrahlen fielen auf das in Luft erglühende Antlitz des Kindes. — Meine Zeit aber war um, ich entfernte mich heiter, denn ich hatte einen der schönsten, seligsten Träume belauscht.“

Ein freundliches Lächeln glitt über die ernsten Züge des Traumgottes; der letzte Traum schien seine Seele froh zu berühren. Seine Stimme klang bewegt als er sich mit den Worten an seine Söhne wandte: „Selig vor allen preise ich die zarten Gemüther in denen schon früh die thätige Liebe sich entwickelt. Möchtet Ihr mir oft Kunde von solchen Träumen bringen. Das wäre ein sichres Zeichen von dem Fortschreiten der Menschheit auf der Bahn der Tugend.“ — Nachdem der ernste Gott also gesprochen, winkte er mit dem Mohnstabe; die Söhne neigten sich tief vor ihm

nieder, daß ihre Schwingen die Erde berührten. Dann verließen sie den Saal um neue Erfahrungen einzutauschen bei den schlafenden Menschen.

5.

Der Bienenkranz.

9

Faint, illegible text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

Faint, illegible text in the middle of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

A faint, circular mark or stamp located in the lower-middle section of the page.

Der Bienenkranz.

Die Sonne ging unter, roth und glühend und auf ihren blitzenden Strahlen wiegten sich zahllose Bienen, die süßen Honigseim aus Wald und Feld geholt und nun zurückkehrten in ihre sichern Zellen. „Summ, summ!“ ging es, als sie sich niederließen und sich zur Ruhe anschickten, „Summ, summ! wo mag unser Freund bleiben, der Prediger des Dorfes? Seit zwei Tagen ist er nicht bei uns gewesen.“ „Summ, summ!“ — ging's durch die ganze Bienenschaar, „wie mag das zugehen?“ Ein Sperling, der noch spät an den süßen Früchten naschte, die an sorgfältig gehegten Spalieren golden funkelten, flog näher an den Bienenstock; er hatte das „Summ, Summ!“ gehört und sagte, indem er verbindlich und höflichst einen Kratzfuß machte: „Verehrteste Honigträgerinnen, waffentragende und nie von der Hochlöblichen Polizei entwaffnete Vertheidigungsschaar Eures Bienenstaates, — erwartet nie mehr den Besuch Eures Freundes; er wird nimmer wiederkehren!“ Da wurde das Gesumm des kleinen Volkes lauter und alle schlugen mit den winzigen Flügelein und riefen: „Summ, summ! was sprichst Du uns so ungereimtes Zeug, Du vorwitziger Sperling? — Wie

könnte unser Freund nicht wiederkehren? Er liebt uns wie seine Kinder, und ohne Furcht vor unserm Stachel kommt er zu uns; keine Larve bedeckt sein Gesicht, keine Handschuhe seine Hände; er weiß, daß wir ihn nie stechen, auch dann nicht, wenn er uns unsern Honig nimmt; er weiß, daß wir ihn lieben, darum fürchtet er nichts Böses von uns. — Er pflegt uns den langen, kalten Winter über, wo alle Blumen todt sind und alle Blätter im Grabe liegen.“ — „Summ, summ!“ rief ein kleines Bienehen dazwischen, „und hat er doch noch kürzlich mich gerettet von einem schmähslichen Tode, als meine Füßchen festgelebt waren am Wachs, und meine dienstfertigen Genossen mich als einen unheilbaren Kranken schon zu Tode stechen wollten, um mein langsames Sterben abzukürzen; da nahm er ein heißes Eisenstäbchen, machte das Wachs flüssig und lösete meine Füßchen, und lustig flog ich hinaus zu den Blumenkelchen und sammelte Honig ihm zum Danke. Wie willst Du Borwiziger nun uns glauben machen, er käme nicht wieder zu uns und vergäße seine geflügelten Kindchen?“ — Der Sperling, obgleich er sonst gern dazwischen sprach und das Wort an sich riß, eine Unart die er von den Menschen gelernt, hatte diesmal die Redenden zu Ende kommen lassen; er wiegte bedächtig sein kleines Haupt hin und her, wogte den Schnabel und zwitscherte mit so viel Nachdruck, als er nur beitreiben konnte: „Ich habe doch Recht, er kehrt nicht wieder! — Drinnen im Pfarrhause liegt er todt, der Schlag hat ihn gerührt.“ — Da erstarrte den Bienen das „Summ, Summ!“ in den

Flügeln; sie saßen still und unbeweglich und ihre Neugier hasteten an dem Boten der Trauerkunde. „Ich habe es selbst gesehn,“ fuhr dieser fort, „als ich vorhin zu naschen ging an dem Aprikosengeländer, das sich vor dem Kammerfenster des Predigers hinzieht; da blickte ich, neugierig nach Art meines Geschlechts, in das Gemach. Da lag nun Euer Freund mit weißem Linnen angethan, starr und bleich — und zu seinen Häupten stand der alte, greise Knecht und weinte und schluchzte hörbar. Dann ging die Thür auf, und ein hageres Frauenzimmer trat herein und sagte mit kalter, trockner Stimme: „So ist er also todt? Nun, Gott habe ihn selig!“ — Und der Knecht erzählte ihr, wie den guten Herrn der Schlag getroffen — wie er so gut und barmherzig gewesen sei, daß er gern alle Bedürftigen hätte sanft und weich betten mögen; wie er keinem Thierlein ein Leid gethan, sondern es gehegt und gepflegt; wie ihn alle geliebt — Alt und Jung, Mensch und Thier. — Und noch vieles erzählte der traurige Knecht; aber das Frauenzimmer hörte wenig darauf; gab dazwischen allerlei Befehle, die auf das Begräbniß Bezug hatten, nahm die wenigen Schlüssel an sich, durchstöberte Kommoden, Kisten und Kasten, und murrte hin und wieder, wie sie weit weniger finde als sie erwartet; wie die Erbschaft wohl der Rede nicht werth sei, die ihr als der einzigen, entfernten Verwandten zugefallen, und was dergleichen lieblose Aeußerungen mehr waren. Der Knecht verfolgte sie starren und mißtrauischen Blicks; beugte sich dann nieder zu seinem todten Herrn, strich ihm das weiße Haar über die hohe

Stirn, zupfte an der breiten Halskrause und legte die erstarrten Hände in einander wie zu einem ewigen, stillen Gebete. — Mehr konnte ich nicht beobachten, denn die Frau hatte gesehen, wie ich an den süßen Früchten des Spaliers naschte, und schlug heftig und boshast mit einem Tuche nach mir, daß ich eilends davonflog.“

Der Sperling schwieg, wetzte den Schnabel, machte ein Kratzfüßchen und setzte hinzu: „Es wird schon kühl, ich muß zu Neste. Gute Nacht!“ Und fort flog er. — Die Bienen aber saßen stumm und traurig in ihren Zellen, und hätten sie Thränen vergießen können, sie hätten sie wohl vermischt mit dem süßen Honig, — aber sie vermochten nur innerlich zu weinen, und das ist viel schmerzlicher als wenn die strömende Thränenfluth aus den Augen bricht.

Wie der Sperling erzählt, so war es in der That. Der gute Pfarrer war todt, und seine einzige Verwandte, das heißt, dem Blute aber nicht dem Herzen nach, nahm Besitz von der geringen Hinterlassenschaft des Verstorbenen. Es bestand unter dem Pfarrer und seiner Erbin ein gewaltiger Unterschied; denn, war er eine duftspendende Rose gewesen, so war sie nur ein verletzender Dorn an einem dürren Zweige. Wie es nun so oft geht, daß, wer stets offene Hände und ein offnes Herz für seinen Bruder hatte, den Erben wenig zu zählen übrigläßt, so ging es auch hier, und das machte der Erbin manche böse Stunde. Allein, wenn sie nun auch murkte und schalt, und den todtten Verwandten einen leichtsinnigen Verschleuderer nannte, — so half das

nichts. Das Capital war und blieb gering und wollte sich trotz alles Haders und Mergens nicht mehren. Das Capital aber, welches willig und freudig belegt war, das trug reiche, schwere Zinsen; freilich nicht in klingender Münze oder in künstlich gestochnen Cassenscheinen — sondern in der Liebe und Verehrung der Unterstützten, die dem treuen Haushalter der sein anvertrautes Pfund nicht vergraben hatte, weit über das Grab hinaus folgten. Das war nun freilich der Verwandten gleichgültig, denn solche klanglose Seelenmünze galt bei ihr nicht; die löste ihr ja auf Erden kein einziger Wechsler ein für blankes Geld, — und Anweisungen auf den himmlischen Wechsler hatte sie nie für voll und werth erachtet.

Die Leiche wurde nun bestattet, ärmlich wie es der Geiz der Erbinn angeordnet — aber ohne ihr Zuthun, mit zahlreichem Gefolge. Nicht ein einziger Bewohner des Dorfes war daheim geblieben; alle wollten den guten Hirten seiner Gemeinde auf dem letzten, ernstestn Gange begleiten. Der Lehrer mit der Schuljugend ging dem Sarge voran. Sie sangen das „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Leib, nach kurzer Ruh“ — vom häufigen Schluchzen unterbrochen; die Stimmen zitterten im Abendwind; die sinkenden, rothen Sonnenstrahlen lagen auf dem Sarge wie ein Heiligenschein. Dicht hinter der Bahre schwankte der greise Knecht und weinte leise in sein rothbuntes Taschentuch, das ihm der Verstorbne noch am letzten Kirchweihfeste geschenkt hatte. Neben ihm lief mit niederhangendem Schwanze und gesenk-

tem Kopfe Noir, der treue, schwarze Wachtelhund des Verblühenen, sein kleiner Liebling. Hier ließ er sich den Platz nicht nehmen, auch störte ihn niemand, denn jeder wußte, wie der Prediger ihn geliebt, und ihn oft seinen kleinen, schwarzen Freund genannt hatte. Aus der Sterbekammer hatte ihn die Verwandte hinausgetrieben, mit demselben Stocke, den er so oft beim Spaziergange seinem Herrn vorangetragen. Die Erbinu liebte nun einmal niemanden, weder Menschen noch Thiere, und Hunde waren ihr ein nutzloses Geschlecht, das nur die Mahlzeiten mit dem Menschen theile und weder Milch noch Wolle liefere. Auf der Schwelle der Kammer hatte nun der Verstoßne Posto gefaßt, unverwandt nach der Thür starrend ob ihm sein guter Herr nicht öffne; aber dessen Hand war starr geworden, die konnte die Klinke nie mehr ausdrücken! Wenn dann die Verwandte in habfüchtigem Eifer vorüberauschte um nach neuem Erbgut zu suchen, dann drängte er sich dicht an die Thür, aus Furcht, sie möchte ihm auch diesen Platz nicht gönnen. Sonst wollte er ja nichts; das Futter schenkte er ihr, denn in seinem Kummer dachte er nicht einmal an Nahrung. Und wenn der alte Knecht ihn zu sich lockte um seinen Imbiß mit ihm zu theilen, so sah der Hund wohl in die Höhe, aber er verschmähte das Dargebotne; er leckte ihm wohl mit der trocknen Zunge die harte Hand — aber er verließ seinen Posten nicht. — Nur als die Leiche fortgetragen wurde da sprang er pfeilschnell auf und ging mit unter den Leidtragenden.

Der gute Prediger war bestattet; der Hügel aufgeschaufelt und mit weißem Sande bestreut. Der Knecht hatte ein einfaches Kreuz gezimmert, es mit schwarzer Farbe angestrichen und den ernstesten Schmuck in der Abendstille auf den Hügel gesetzt. Der treue Hund wollte das Grab nicht verlassen und legte sich dicht ans Kreuz um dort Nachtwache zu halten. Alles Locken half nicht; der trauernde Knecht ging allein zurück in das liebeleere Haus. —

„Summ, summ!“ ging's im Bienenstock, „bleiben wir hier, oder wandern wir aus in den Wald?“ „Hierbleiben!“ „Fortgehen in den grünen Wald — die Verwandte wird sich um uns nicht kümmern; sie wird uns im Winter unsern eignen Honig nicht gönnen — d'rum fort in den freien, würzigen Wald!“

So sumimte es durch einander in dem kleinen, ordnungsvollen Staate; zwei geschlossene Augen hatten die Ordnung aus den Fugen gerissen. — „Summ, summ!“ sagte gebieterisch die Königin, „diese Nacht bleiben wir noch hier, morgen wollen wir weiter beschließen.“ — Das geflügelte Völkchen fügte sich und setzte sich in seine Zellen zum Schlafe. —

Während der Knecht das Kreuz auf das Grab seines Herrn gesetzt, und sich dann in seinem Kämmerlein satt weinte und auf einsamem Lager sich nicht zu fassen wußte vor Schmerz und Kummer — hatte die Erbin mit ihrem schielenden Kutscher beschlossen, die Bienen mit ihren Körben einzugraben, da sie nichts sonst mit ihnen anzufangen wußten.

Den Honig ihnen zu nehmen, das wagten sie nicht, weil sie es nicht verstanden; verschenken wollte die geizige Frau den Stock nicht; verkaufen konnte sie ihn nicht, denn niemand im Dorfe mochte mit ihr zu schaffen haben.

Als es finster geworden Abends spät, grub der treue Mithelfer der Verwandten ein großes Loch zu Ende des weitläufigen Gartens; nahm leise und behutsam einen Korb nach dem andern, ließ ihn in die Vertiefung hinabgleiten, schaufelte rasch die ausgegrabne Erde wieder oben darauf und — das fleißige Bienenvölkchen ward mitten im Schlafe dem Erstickungstode übergeben. — Nach vollbrachter Arbeit huschte der Kutscher, leise und schnell wie ein Schatten durch den Garten ins Haus zurück und berichtete dem hart-herzigen Weibe seine glücklich vollbrachte Heldenthat.

Aber nicht alles Böse wird zum glorreichen Ende geführt. Bei dem frühesten Morgenstrahle flog der Sperling dem Bienenstocke zu, um seinen Insassen von dem Begräbnisse zu erzählen. Hier sah er die Verwüstung, den leeren Platz, wo die Bienenkörbe gestanden, die frisch aufgeworfene Erde, die schwärzer als die übrige und lockrer und unebner war; und er begriff leicht, was hier vorgegangen, zumal er beim Auspicken der kleinen Erdwürmer, die durch das Aufgraben zu Tage gekommen waren, ein wirres, aber schwaches Geseumme aus der Tiefe vernahm. — Das fluge Thierchen flog eilig ans Kammerfenster des Knechts und schlug mit seinem harten Schnabel gegen die hellen Scheiben, daß es klang, und den Schlafenden aus leisem Schlummer

weckte. „Bienlein, Bienlein im Grabe!“ zwitscherte der Vogel; aber der Alte verstand ihn nicht recht und meinte, im Traume habe ihn ein Böglein erinnert nach dem Grabe seines Herrn zu gehen. Schnell bereitete er sich zu dem trüben Gange und verließ das Haus, und obgleich der Sperling zerrend und zudringlich vor ihm herflog und sein „Bienlein, Bienlein im Grabe!“ rief, so meinte der Alte doch nur einen Zufall in diesem für sein Ohr nicht mehr deutlichen Rufe zu vernehmen. Der Knecht ging nach dem Kirchhof, und der Sperling kehrte traurig nach der Stätte der Verwüstung zurück, wo er trotz seines Kummers noch manches Erdwürmchen aufspickte.

Noir lag noch unverrückt an der Stelle, wo der Knecht ihn gestern verlassen und sah ihn mit franken, starren Augen an. Der Alte zog das Thier an sich, strich ihm das unordentliche Haar zurecht mit der harten Hand, und weinte diesmal nicht allein über seinen eignen, sondern auch über des Hundes Schmerz. Nachdem er seine Andacht bei dem Hügel verrichtet und dem Ruhenden seiner Thränen Zoll gebracht, nahm er den jetzt nicht widerstrebenden Hund auf den Arm und ging dem verlassnen Hause zu, um seine Habseligkeiten zusammenzupacken und Abschied zu nehmen von allem, was ihm im Laufe der Jahre dort so lieb geworden war. Dann wollte er zu einem Verwandten im nächstgelegnen Dorfe gehen, der bereit war ihn aufzunehmen und bis an sein Ende zu pflegen; Noir beabsichtigte er mit überzuziedeln, wenn es ihm gelang, ihn vom Grabe seines Herrn fern zu halten.

Die beiden Trauergesährten traten von hinten in den Garten, was ein niedriger Zaun ihnen nicht verwehrete. In die Nähe des Bienenstocks gelangt, wurde der Hund aufmerksam als tauchte eine Erinnerung in seiner Seele auf; er war ja so oft mit seinem Herrn an dieser Stelle gewesen, wenn derselbe bei den Bienen zu schaffen hatte. Jetzt spitzte er die Ohren, richtete den Kopf in die Höhe, fing an leise zu knurren und schnob mit der Nase durch die Luft, als spürte er etwas Unbekanntes, Seltsames. Plötzlich machte er sich los, sprang von dem Arme des Alten herab, der seinen trüben Gedanken nachhing und das veränderte Wesen des Hundes nicht bemerkt hatte, — und eilte in großen Säzen dem Orte zu, wo früher die Bienenkörbe gestanden. Als der Knecht nach seinem Rundgange durch den Garten, wobei er sich eine Rose als Andenken gebrochen und sie in seiner Brusttasche verborgen hatte, — nun auch den Bienen ein Lebewohl sagen wollte, fand er den Platz leer, frisch-
aufgeworfne Erde eine ganze Strecke weit, und den Hund beschäftigt mit den Vordertagen die lockre Erde aufzuwühlen. Als er diese seltsame Erscheinung anstarrte, fauſte wieder der Sperling an ihn heran und rief sein „Bienenlein, Bienenlein im Grabe!“ Da wurde dem Manne das Verständniß klar; er bückte sich nieder und hörte ein wirres, schwaches Gesumm. Silends holte er eine Schaufel und schaufelte schnell aber vorsichtig die Erde ab, und der Sperling vergaß in ängstlicher Spannung die aufgewühlten Erdwürmer zu picken. — Noir aber hatte die sicherste Fährte entdeckt; denn

aus der Oeffnung die seine Bordertagen gemacht, strömte es auf einmal wie ein goldner Bund von Sonnenstrahlen hervor. Mit lautem „Summ, Summ!“ brach die dem Tode geweiht gewesene Schaar herein in den Tag, umbraus'te ihre Retter im dichten, wimmelnden Schwarm, und als nicht ein Bienlein mehr drinnen war, da wiegten sich die Geketteten fröhlich im rothen Morgenschein, der nun durch das Grün des Gartens bligte, und mit melodischem Gesumm, das wie „Dank, Dank! wir fliegen in den grünen Wald!“ erklang, schwärmte die glücklich befreite Schaar davon. Gerührt sah der alte Mann dem geflügelten Völkchen nach — machte dann die Erde wieder eben, wie vorhin; nahm seine Habseligkeiten, die bald gepackt waren, sagte der Magd ein herzliches Lebewohl und verließ mit dem Hunde das Haus. Aber dieser entsprang ihm bald und schlug den Weg nach dem Kirchhof ein, und als der Knecht dort angelangt war, um eine Hand voll Erde von dem für ihn so heiligen Grabe mitzunehmen, fand er Noir schon wieder an der alten Stelle am Kreuze. Was aber war es, was seine blöden, verweinten Augen erblickten? War es Sonnenschein, der um das Kreuz spielte, oder war es ein Kranz von Nauschgold der es schmückte? Wie das glänzte und flimmerte! Nein, es war nicht die Sonne, die das Kreuz vergoldete, nicht ein Kranz von Nauschgold, der es schmückte — es waren kleine, lebende, geflügelte Wesen, die in Form eines Kranzes das Kreuz umgaben. Es waren, jetzt sah er es deutlich, es waren die dem Tod entronnenen Bienen, die ihrem todten Freunde

und Wohlthäter in der Morgenfrühe einen lebendigen Kranz aufs schwarze, einfache Kreuzchen hingen. Vielleicht galt er auch halb und halb dem guten Noix, der ihnen den Weg zum Lichte freigemacht, und der hier seines Herrn Staub bewachte. Jetzt stieg die Sonne höher und ein glühendrother Strahl schoß pfeilschnell über die Gegend wo das Kreuz stand. Da funkelte der Kranz wie Rubinen und Topasen und Smaragden; das war ein Flimmern und Schimmern, ein Zittern und Flittern, wie der Alte noch nie gesehen — und dazwischen ging ein sanftes „Summ, Summ!“ das klang wie ein fernes, fernes Morgenläuten.

Da entblöste der Knecht sein graues Haupt, faltete andachtsvoll die Hände und sprach halblaut: „So bringen ihm die Thierlein, die er gehegt und gepflegt, in dankbarer Liebe ihren Todtenzoll! Wer könnte sich gleichen Schmuckes rühmen? Hängt die goldne, strahlende Krone auf des todten Königs Marmorsäule; es mag eine gar kostbare Krone sein, aber ein lebendiger, goldner Kranz, ein singender, schimmernder Bienenkranz ist es nicht! — Wollt Ihr, Bienlein, das Kreuz meines Herrn auch ferner schmücken, so kann ich in Frieden von dannen gehen; solche Zier vermöchte ich ihm nicht zu bringen!“ Darauf nahm er eine Hand voll Erde, betete leise unter verhaltenen Thränen und lockte den Hund. Der aber wollte nicht fort; wohl sah er den Alten treuherzig an und wedelte mit dem Schwanz, bald aber legte er die Schnauze wieder auf die Vorderpfoten, als schickte er sich an zu schlafen. Als der Knecht vergeblich gelockt, ver-

suchte er ihn aufzunehmen, doch das war eben so wenig möglich, denn der Hund klammerte sich fest ans Kreuz, er leckte ihm hastig und ängstlich die Hand — aber zu entfernen war er nicht. — Betrübt ging der Alte allein seinen stillen Weg durch Morgenfrische und Thauperlen. — Die Bienen flogen unter lautem Gesumm dem Walde zu; aber als der Abend kam und sie geschwärmt hatten, da brachten sie dem Grabe wiederum einen lebendigen goldnen Kranz, — und von nun an gehörte es zu ihrer Aufgabe im Morgenstrahl und Abendglühn nach dem hochgelegnen, stillen Friedhof zu schwärmen und sich zum Kranze zu formen. Der Wanderer, der Morgens früh, oder Abends spät dort vorüberging, glaubte es sei ein flimmernder Kranz von Knittergold, der im Wehen der Luft zitterte und leise klang.

Die Erbin hatte nun das Haus ausgefegt mit dem eisernen Besen der Härte, aber es lag noch viel Schmutz drinnen, der Schmutz des Geizes und der Habsucht; war sie selbst doch noch dort und der schielende Kutscher, der sie hergefahren und der ihr in allem hülfreiche Hand leistete, was böse und hart war. Denn leider ist es eine Thatsache, daß die Maßregeln, mögen sie noch so verwerflich und schlecht sein, stets gefügige Werkzeuge zur Ausübung finden. — Die kleine Bibliothek, das Heiligthum des Verstorbnen, war zum Tröbler des nächstgelegnen Städtchens geschickt, der natürlich einen Spottpreis dafür gab — aber es war doch immer in Barem, also der Erbin jedenfalls mehr werth als die geistigen Erzeugnisse großer Männer.

Das Uebrige der geringen Hinterlassenschaft, das sich nicht leicht verträdeln ließ, wurde, um es mit fortzunehmen, in Kisten und Kasten gepackt, vorsichtig und ungetheilt. Von allem war auch nicht das Kleinste als Erinnerungszeichen diesem oder jenem Freunde des Verbliebenen verehrt worden; nicht ein einziger Armer des Dorfs hatte aus dem Hause, dessen Thüren ihm früher stets gern und weit geöffnet wurden, nun zu guter Letzt irgend eine geringe Gabe empfangen. —

Die Magd, welche mit der wandelnden Habsucht nicht unter einem Dache haufen mochte, war wenige Tage nach dem Begräbniß in einen andern Dienst gegangen. Vorher hatte sie der Ziege, das einzige Thier noch im Hause, den Stall geöffnet, sei es nun aus Mitleid mit dem Thiere, oder um der Erbin einen Streich zu spielen. Die Ziege setzte in unbändiger Lust der Freiheit mit seltsamen Capriolen durch den Garten, naschte hier und dort von dem jüngsten Grün eben aufgeschossener Zweige, und stürmte dann in einem Lustsprunge über das Gehege, um die nicht gar ferne, saftige Wiese zu gewinnen, wo zahlreiches Vieh weidete. Hier stiftete das übermüthige Thier fast eine Revolution an, indem es durch seine Seiltänzersprünge die ruhigweidenden Kühe und Rinder vermaßen zur Lustigkeit aufstachelte, daß die ganze Heerde unbändig auf- und niedertobte, und die am Abend melkenden Mägde sich über die geringe Milchausbeute haß verwunderten. Der kleine Störenfried wurde bald als das Eigenthum des verstorbenen guten Pfarrers

erkannt, aber stillschweigend geduldet, und trotz der Nachfragen der Erbin die nicht wußte, wo ihr Bicklein geblieben, auch die Kennzeichen nicht genau angeben konnte — nicht wieder ausgeliefert. — Theils Liebe gegen den frühern Besitzer, theils eine gerechte Abneigung gegen die Verwandte vermochte die schlichten, ehrlichen Landleute zu diesem eigenthümlichen Jesuitismus. Die Ziege wurde später mit derjenigen Abtheilung der Heerde, zu welcher sie sich vorzugsweise gefellt hatte, eingetrieben und als berechtigtes, oder vielmehr als bevorzugtes Mitglied des Stalles angesehen. —

„Jip, jip!“ klang's im grünen Walde. „Wo seid Ihr Bienlein?“ Also rief der dienstfertige Sperling und flatterte von Baum zu Baum, um seine kleinen Freunde zu erspähen, denen er wichtige Nachrichten mitzutheilen hatte. Horch, da summte es in einem wilden Rosenstrauch, der mit zahllosen würzigen Rosen prangte, in deren Kelchen der Morgenstau, eine kostbare, flüssige Perle, funkelte. „Summ, summ!“ ging's, und aus dem Strauche erhob sich goldigglänzend ein kleiner Bienenschwarm. „Wohnt Ihr hier?“ fragte erstaunt der Sperling. „Nicht doch“, versetzten jene, „dieser Strauch ist nur einer von unsern lustigen, duftigen Speisesälen. Sieh, jener mächtige, hohle Baum ist unsre eigentliche Wohnung. Komm mit — summ, summ!“ Und fort sausten sie zu dem bezeichneten Baume, der zu dem neuen Bienenstaate eingerichtet war. — Der Sperling machte ein Kratzfüßchen, wie er es von seinem Vater seliger gelernt, wegte den Schnabel und begann:

„Neue, wichtige Nachricht bringe ich Euch, verehrte Freunde. In einer Stunde wird die Erbin unsers verstorbenen Wohlthäters hier vorüberkommen. Meiner Gewohnheit nach wollte ich bei den Aprikosen naschen; aber sie waren bereits abgenommen und auch nicht eine der kleinsten, oder wurmstichigen hatte man daran gelassen. Ich flatterte ums Haus zu und sah einen Wagen bepackt und angespannt vor dem Hofthor stehen, und die Verwandte im Begriff einzusteigen. „Welchen Weg?“ fragte der schielende Kutscher; „Durch den Wald“, war die Antwort und nun wußte ich genug. Indem ich fortzog um Euch diese Nachricht zur Beachtung zu bringen, sah ich noch wie ein junger Mann aus dem Hause in den Hof trat und der Abreisenden eine höfliche, kalte Verbeugung machte; das mochte wohl der neue Prediger sein“. Der Sperling schwieg und lauschte auf Antwort. — „Summ, summ!“ ging's im Bienenstaate — „Was willst Du mit dieser Nachricht?“ „Wollt Ihr Euch ungerächt lebendig begraben lassen?“ fragte der Sperling diplomatisch; „Die Schuld der Erbin ist's doch wahrlich nicht, daß Ihr noch das Tageslicht trinkt!“ — Nun braus'te das kleine Volk durch einander und rief: „Der Sperling hat Recht! Rache, Rache an der harten, boshafsten Frau! Laßt uns sie zu Tode stechen sammt ihrem schielenden Fuhrmann!“ — Da gebot die Bienenkönigin Ruhe und alsbald legte sich der Sturm. „Was wollt Ihr Euch rächen?“ summte sie ernst und langsam; „Seid Ihr nicht gerettet, fast durch ein Wunder? Laßt sie fahren mit ihrem harten Herzen, sie

wird sich doch ihres Lebens nie erfreuen können; Mißtrauen, Geiz und Härte werden ihr tausend Tode bereiten, denen sie nicht entrinnen kann. Und ob Ihr dies eine harte Herz auch zu Tode stächet, die Welt wird nicht minder reich an harten Gemüthern bleiben. Ueberlasset sie dem strafenden Gewissen!" — Die Bienlein, namentlich die jungen, murrten leise; sie hätten gar zu gern eine Lanze gebrochen. „Aber, sehen könnten wir die böse Here doch wohl, um zu erfahren ob sie wohl Züge hat wie andre Menschenkinder.“ So meinte das junge Volk, und dagegen hatte die Königin nichts einzuwenden. — Nun rasselte ein Wagen daher durchs grüne Buschwerk. Das war der bezeichnete. Der Kutscher knallte so stark mit der Peitsche, daß es laut durch den träumenden Wald klang. Die Vögel in den Nestern schrakten zusammen, das Eichhörnchen schoß wie ein Pfeil auf den höchsten Ast der Buche und die Eidechse mit dem blauschillernden, schlanken Leibe huschte schnell unters Farrenkraut.

Das junge Volk der Bienen vom Sperling angeführt, umschwärmte den Reisewagen und drängte sich neugierig heran um die Insassin zu betrachten. Diese aber erhob bei dem Anblick der Insecten ein lautes Geschrei und rief ihren Getreuen zu Hülfe. Der Schielende führte einen kräftigen Streich mit der Peitsche nach den nichts Böses ahnenden Thierchen, und getroffen von dem schlanken Riemen sanken mehre sterbend in das grüne Laub am Boden. Das war ein Signal zur Vertheidigung auf Leben und Tod! Mit Wuth stürzte die Bienenschaar auf die beiden los, zer-

stach ihnen Gesicht und Hände; und wo sie nur einen offenen Platz für ihren brennenden Stich zu finden vermochte, da drückte sie den scharfen Stachel tief hinein. Je mehr jene sich durch Schlagen wehrten, je heftiger wurde die Rachegluth der kleinen, geflügelten Geschöpfe. Der Sperling war bei dem Beginn des Kampfes auf einen Baum geflüchtet, von wo er dem Fortgange des blutigen Streites zusah und von Zeit zu Zeit dazwischen rief: „Jip, jip! das sind die lebendig begrabnen Bienlein!“ Doch weder die Erbin, noch der Kutscher verstand den seltsamen Spruch. Ihnen fehlte das Verständniß für die Sprache der Creaturen, da das Wohl und Weh derselben sie nicht kümmerte.

Das Blut rann den Zerstochnen von Gesicht und Händen; manches Bienlein aber mußte das gerechte Rachegefühl mit dem Tode büßen, und streckte im weichen Moose die goldigen Flüglein aus. Da rauschte es plötzlich in der Luft. Ein zürnendes „Summ, Summ!“ fluthete auf die Kämpfer hernieder, — das war die Königin mit ihrem Schwarm! „Summ, summ!“ erscholl es strafend, „Sind noch nicht genug der Curigen gefallen unter den Streichen dieser Glenden? Wollt Ihr so rachsüchtig sein, wie dies Menschengeschlecht? Und gehorcht Ihr also meinen Befehlen? — Auf, verlaßt augenblicklich diesen Ort wo die widerwärtigen Töne des Kampfes die heilige Stille des Waldes entweihen.“ Der Sperling erzählte den Hergang des Ganzen, aber die Königin beharrte in ihrem Ernst und sprach: „Wenn dem so ist, so solltet Ihr klüger und besser sein als die Menschen,

die von ihrer Weisheit und Tugend so viel Aufhebens machen. Begrabt Eure Todten und kehrt zurück in Eure Zellen."

Befreit, sie wußten selbst nicht wie, fuhren die schmähtlich Zerstochnen davon, — aber in ihrer dunkeln Seelentiefe wogte es auf und nieder wie huschende Gespenster, — das waren die Schatten ihrer bösen Thaten. — Die Bienen begruben schweigend ihre Todten und kehrten heim zu ihren Zellen. Der Sperling flog mit einigen Gewissensbissen zu seinem Neste zurück, und ließ sich eine Zeit lang bei dem Bienenvölkchen nicht sehen. So sehr er indessen die gefallen Bienen beklagte, so konnte er doch nicht umhin sich über die zahlreichen kleinen Wunden zu freuen, die jene beiden bössartigen Geschöpfe in der Bataille en miniature davongetragen hatten.

Der neue Prediger des Dorfs war ein wohlwollender, junger Mann, der seine Aufgabe als Seelsorger zu wirken, vollkommen richtig auffaßte. Er widmete sich seiner Gemeinde mit allem Ernst und aller Wärme die eine solche Stellung erfordert. Zu jeder Zeit, früh und spät war er für die einzelnen Gemeindeglieder, die in irgend einer Angelegenheit seiner bedurften, zu Hause. Er konnte um so mehr seiner schönen Pflicht genügen, da er noch unverheirathet war und also weder eheliches Ungemach, noch glänzendes eheliches Glück seine Zeit zersplitterte. — Die rührende Pietät gegen den verstorbnen Amtsgenossen, die er in unverkennbaren Zeichen bei seiner Gemeinde vorfand, befestigte ihn immer mehr in dem Entschlusse, auf dem Wege fortzu-

schreiten, den der Abgeschiedne eingeschlagen hatte, und der Freund, Bruder und Vater seiner Pfarrbefohlenen zu werden. Um dies erreichen zu können, trug er vornehmlich Sorge sich sowohl in ihre ganze Auffassungs- als Handlungsweise hineinzuleben, und den Eigenthümlichkeiten, die man bei dem Landvolke stets ausgeprägter findet als bei den Bewohnern der Städte, Rechnung zu tragen, so weit dies immer möglich war.

Des sorgfältig gepflegten Pfarrgartens nahm der junge Geistliche sich ganz im Sinne des Verstorbenen an; auch wünschte er keine Veränderung in dem ziemlich weitläufigen, und eben nicht besonders bequem eingerichteten Hause, welche Genügsamkeit bei der Gemeinde einen wohlthuenden Eindruck machte. In diesem Zustande hatten die Ortsvorsteher dem verstorbenen Prediger bei dessen Amtsantritt das Haus überliefert; auch dieser hatte nie eine Veränderung gewünscht. Dem jüngern Manne rechnete man dies um so höher an, da er unmittelbar aus einer großen Stadt kam, wo er in einer vornehmen Familie Lehrer und Erzieher der Söhne gewesen, und ohne Zweifel an eine luxuriöse Umgebung gewöhnt war. Ueberhaupt wich die ganze häusliche Einrichtung des neuen Predigers wenig von der allgemeinen Sitte des Dorfs ab, und das Leben welches er führte und das er mit seiner Schwester, einem wohlwollenden Wesen theilte, war so still und einfach, wie es nur sein konnte.

Schon in den ersten Tagen hatte er ein solides, durchbrochenes Gitterwerk um das Grab seines Vorwesers beschaffen

lassen, und dessen Kosten aus eignen Mitteln bestritten. Seinem angeborenen Schönheitsfinne wäre auch ein dazu passendes eisernes Kreuz lieber gewesen, und gern hätte er dies ins Werk geführt; aber ein richtiges Gefühl ließ ihn davon abstehen, sobald er in Erfahrung brachte, daß die treueste, verehrungswürdigste Liebe dies einfache, wenn auch etwas roh geschmückte Denkmal gesetzt hatte.

Mit rührender Sorgfalt versuchte der junge Mann den armen Hund von dem Grabhügel zu entfernen und es ihm in dem alten, wohlbekanntem Hause wieder heimisch zu machen; hier aber war sein und seiner Schwester Bemühen vergeblich. Wie freundlich auch beide ihn anzulocken suchten, um die große Wehthat die der Tod dem treuen Thiere angethan, zu vergüten; es half nichts, — Noir grämte und härmte sich zusehends ab. Wohl kam er dann und wann ins verlassne Haus, schlich traurig durch die bekannten Zimmer und Räume, als hoffte er hier irgendwo seinem geschiedenen Freunde zu begegnen; er ließ sich auch ruhig streicheln von den Geschwistern, und sich etwas Nahrung einnöthigen, — weiter aber konnte man es nicht bringen. Seines Bleibens war nicht dort, wo die Liebe ihn pflegte, sondern das Grab seines todten Herrn. Die Sorgfalt und der zarte Sinn des Predigers waren so weit gegangen, daß er die Thür des Gitters stets offen ließ, damit Noir ungehindert aus- und einwandern konnte und bei der zunehmenden Schwäche nicht gezwungen war, einen anstrengenden Sprung zu thun. Dicht am Kreuze lag ein Haufen Moos, zum Lager für den treuen Hund.

Es ist möglich, daß manche Leser und ohne Zweifel auch manche schönen Leserinnen diese Sorge übertrieben, vielleicht gar lächerlich finden werden; es giebt ja harte, gleichgültige Gemüther genug, die eine jegliche Sorge für Thiere, wenn sie nicht eben der Vortheil des Menschen erheischt, für eine Sentimentalität und Albernheit erklären. Für diese aber ist unser Märchen nicht geschrieben; doch möchte ihnen die Erziehungslehre von Jean Paul: „Levana“ zu empfehlen sein, worin es an irgend einer Stelle also lautet: „Wollen die Aeltern ihre Kinder wirklich gut und fromm erziehen, so müssen sie vor allen Dingen darauf hinarbeiten, daß das Kind in einem jeden Geschöpfe, jedem Thiere einen Tempel Gottes erblickt.“ —

Es war Herbst geworden; die Nächte waren schon kühl; die Sonne säumte Morgens und eilte Abends, und der Thau erstarrte schon mitunter zu Reif. Da eines Morgens, bevor noch die Sonne ihre schrägen, matten Strahlen über die leeren Felder wie ein flimmerndes Netz spannte, schritten in traulichem Gespräche die Geschwister dem Friedhof zu. Sie wollten das Grab mit einem Kranze von Spätherbstblumen schmücken, die letzte Gabe ihres fahl werdenden Gartens. — An dem Hügel stand ein Bauer mit entblößtem Haupte, das Auge starr auf den Hund gerichtet, der wie gewöhnlich auch diese Nacht dort geblieben war. — Der Prediger grüßte freundlich als er den alten Knecht seines Vorwefers erkannte; dieser aber kehrte sich ab und weinte still. Noth lag unbeweglich, auch wedelte er nicht mit dem

Schwanze, was er doch gewöhnlich that, wenn er den jungen Pfarrer erblickte. Er konnte es nicht mehr — denn er war todt. — Die drei Menschen standen ergriffen und schmerzbewegt. — „Ich wollte das Grab meines guten Herrn besuchen“, sagte endlich der Alte — „und — fand einen zweiten Todten. Die zu treue Liebe hat ihm das Herz gebrochen.“ Der junge Prediger holte schweigend eine Schaufel aus einem in der Nähe liegenden Schoppen und sagte: „Begraben wir ihn an derselben Stelle, die sein Liebstes umschließt; mein verstorbener Bruder wird nicht zürnen wenn ich seinem Staube den Staub eines treuen Geschöpfes beigefelle. Wissen wir überall doch noch nicht einmal in welches Verhältniß wir in jenem Leben zu den Thieren treten, über die wir uns hienieden oft so ungerechter Weise erheben.“ — „Sie haben Recht, Herr Pastor, zwei treue Herzen gehören zusammen“, sprach leise der Alte und legte Hand an; „gleichviel in welchen Körpern sie schlügen.“

Als sie die kleine Leiche in das Moos eingehüllt, das ihr zum Lager gedient, — am Fußende des Grabes eingescharrt und den Hügel wieder geebnet hatten, hingen sie den blühenden Kranz auf das Kreuz. — „Ein schöner Kranz ist das wohl, Herr Prediger“, begann der Alte, „aber es ist doch kein goldigglänzender, wie die Wienlein oftmals meinem guten Herrn bringen, und kein lebendiger wie dieser.“ „Ich habe von der eigenthümlichen Erscheinung oft sprechen hören“, versetzte der junge Mann, „doch ist es mir nie gelungen

mich mit eignen Augen davon zu überzeugen; möglich, daß ich jedesmal entweder zu früh, oder zu spät gekommen bin. — Auch muß ich offen gestehen“ setzte er leiser hinzu, „daß ich so recht nicht daran glaube.“

„Sehen Sie,“ rief der Alte und deutete mit der Hand nach der Gegend des Waldes, „sehen Sie, dort kommt der Schwarm, wie auf dem goldnen Sonnenstrahl daherkommend. Sollten die kleinen Geschöpfe nicht auch heute ihr Liebesopfer bringen?“

Unbemerkt hatte die Sonne ihre ersten Strahlen über den rothbelaubten Wald geworfen und auch den Kirchhof mit glitzerndem Netz überwebt, und mitten in dem Glanze tanzten die Bienen auf und nieder, dunkelgoldne Punkte bildend. Die Geschwister hielten fast den Athem an um das sich gestaltende Wunder nicht zu stören. Die geflügelten Wesen schwärmten einige Male summend ums Kreuz, das vom lichten Sonnenschein übergossen stand; dann drängten sie sich immer dichter und dichter heran, ließen sich nieder und formten sich zu einem Kranze. — War's Rauschgold das in der Luft klang vom Winde berührt? Nein, es war ein Kranz von lebendigen Wesen. — Das war ein Zittern und Flittern, ein Schimmern und Flimmern und dazwischen ging ein sanftes „Summ, Summ!“ daß es klang wie ein fernes, fernes Morgenläuten. — Was aber war das? Es löste sich plötzlich ein kleiner Schwarm ab von dem Kranze, der sich augenblicklich wieder schloß, — und bildete am untern Kreuzesstamm einen zweiten Kranz,

zwar bei weitem kleiner, als der andre, doch eben so glänzend und singend. — Es wußte aber niemand, daß der Sperling schon vor Tagesgrauen auf dem Kirchhofe von Baum zu Baum gehüpft war und den todten Noir gefunden hatte; es wußte niemand, daß er dann seinen Freunden im Walde die Trauerbotschaft verkündet, und daß nun die dankbaren Thierchen ihrem Retter aus Todesgefahr auch ein Kränzlein aufs stille Grab brachten. Auch sah es niemand, daß der Sperling traurig in dem entlaubten Rosenstock eines benachbarten Hügels saß und dem Klingen des Kranzes horchte. — Dem Dichter aber haben es die goldnen Morgenwolken erzählt, die eben über dem Walde standen, als der Sperling die Botschaft brachte. — Die drei Menschen am Hügel falteten unwillkürlich die Hände und in ihrer Seele beteten sie so innig und durchdrungen, wie sie es vielleicht noch nie gethan. — Als die zaubergleiche Erscheinung verschwunden, und die Bienen heimgeschwärmt waren, trat der Prediger mit seinen Begleitern den Rückweg an, aber keiner hat auf demselben ein Wort gesprochen.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

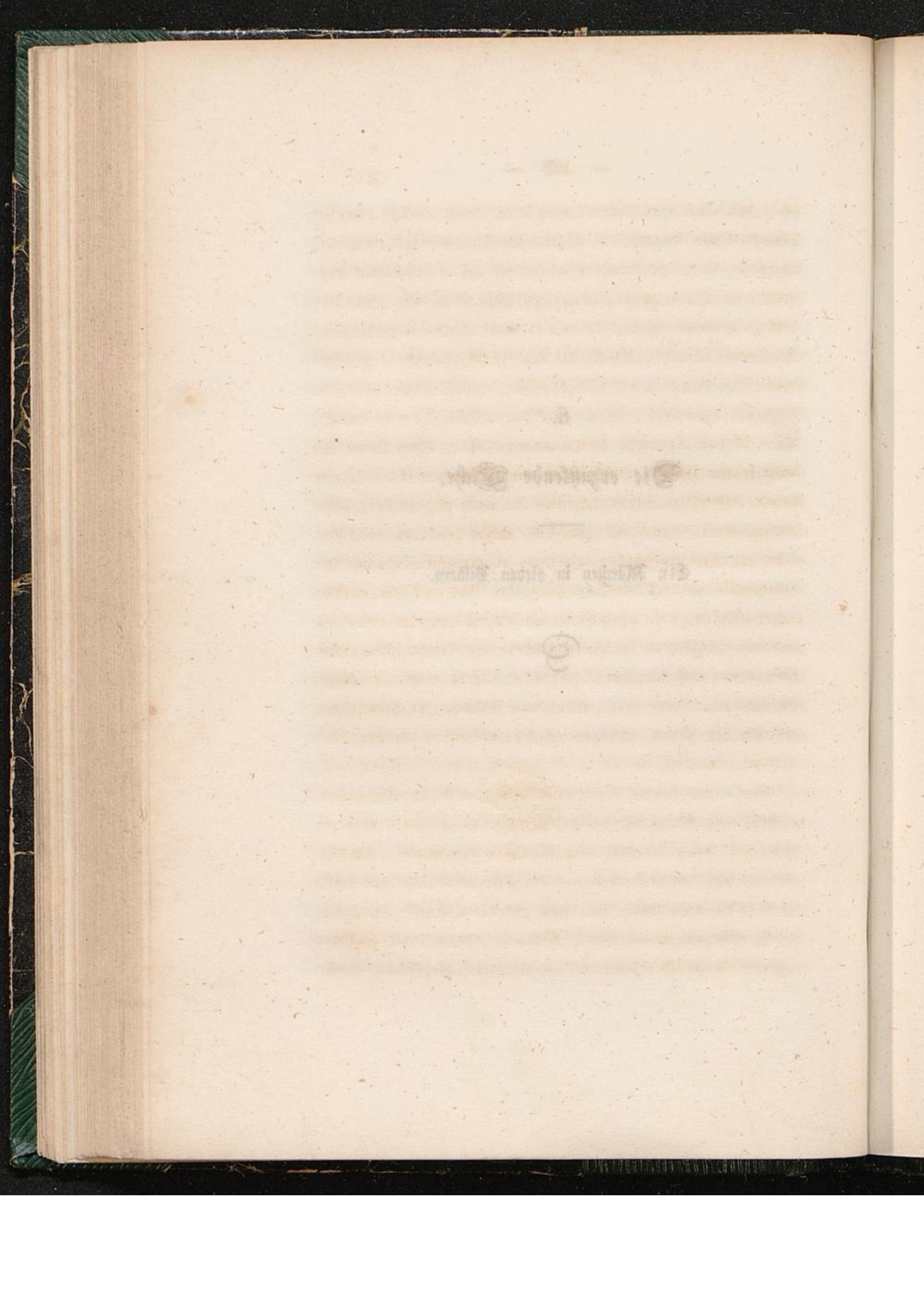
6.

Die erzählende Eiche.



Ein Märchen in sieben Bildern.





Die erzählende Eiche.

Ein Märchen in sieben Bildern.

Es ist eine herrliche Waldparthie, mein lieber Leser, in deren träumerischem Halbdunkel mein Märchen seine klaren Augen aufschlägt, und verschollne Sagen in Dein lauschendes Ohr flüstert. Kennst Du es, das heilige Waldesdunkel, das mehr zur Andacht weckt, als die prachtvollen Dome der Christenheit mit allem Schmuck, aller Baukunst vergangner Jahrhunderte, — so brauche ich Dich nicht lange aufzufordern mit mir einzutreten in die dämmerfüßen Räume, Du wirst schon von selbst kommen; — kennst Du es nicht, so komm, daß die lebendigen, laubumrauschten Säulen Dich begrüßen und Du den stillen, heiligen Sabbath kennen lernest, der dort gefeiert wird. —

Auf einer lichten Waldstelle steht eine Eiche; ihr hohes, mächtiges Laubdach wirft seine Schatten weithin; ihr Stamm mißt mehr denn viermal vier Ellen in der Runde. In ehrfurchtsvoller Entfernung stehen die übrigen Bäume des Waldes: die schlanke Birke mit dem zitternden Laube, der breite Ahorn mit den weißfleckigen Blättern, die ehrwürdige Linde mit dem süßen Blüthenduft, die mächtige Weißbuche, deren

glatter Schaft wie eine Säule in die Luft hineinragt und deren üppige Blätterkrone wie ein Schirmdach sich ausbreitet; hin und wieder eine Gruppe spizausschießender Pappeln; hie und dort eine Hängeesche mit ihrem herabwallenden grünen Haar, und dann wie dunkle Schatten einzelne Bluthuchen mitten zwischen dem lebendigen, saftigen Grün. Am Boden lagern Schlingpflanzen aller Art, Ginster und Farrenkraut, und die bescheidenen Moose schmiegen sich fest an die schwarze Erde. Es ist eine bunte, schöne Wildniß!

Die Eiche steht allein, eine Königin unter ihrem Volke. Nur der Ephen hat in zudringlicher und doch rührender Zärtlichkeit seine schlanken Arme um den riesigen Stamm geschlungen, als wollte er mit dem dichten Blätterwerk die Rinde schützen vor dem Zahn und dem Horn des Wildes. —

Es war ein heißer Tag gewesen. Es hatte heftig und andauernd gewittert. Jetzt, wo der Nachmittag bereits vorüber, waren auch allgemach die Blitze erloschen und das letzte Murmeln des Donners verhallte in der Ferne; die stürzenden Regenbäche versiegt, die entladenen Wolken zogen höher und rascher, und machten dem Blau des Himmels Platz, das freundlich auf die grünende Erde niederschaute. Hin und wieder blitzte schon ein glänzender Sonnenstrahl durch die feuchten, blankgewaschenen Blätter und spiegelte sich in dem hochangeschwellnen Waldbach. Der Sturm, fast ein steter Begleiter des Gewitters, und das Strömen des Regens hatten einer eigenthümlichen Stille Platz gemacht; nur die nassen Tropfen, welche leise von Blatt auf Blatt fielen, bis

sie von dem moosigen Grunde aufgefangen wurden, verursachten ein seltsames, einförmiges Tönen. Die kleinen Sängler des Waldes, die das Unwetter verschreckt hatte, wagten sich jetzt wieder hervor und flatterten von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum. Der Buchfink rief sein: „Pink, Pink!“ und in dem tiefsten Dickicht, noch beschattet von einer schweren, grauen Wolke sang die Nachtigall ihre süßeste Weise, als begrüßte sie die zurückgekehrte Stille. Auch das Wild trat wieder aus seinem Versteck. Die lustigen Eichhörnchen schossen hin und her auf den schwankenden Zweigen und wiegten sich fröhlich auf und nieder. Durchs hohe, schwellende Gras schlüpfte mit zurückgelegten Ohren das kluge Häschen, und majestätisch schritt der Hirsch mit seinem stolzen Geweih durch die Lichtung des Waldes. Das sanfte Reih mit den klaren, dunkeln Augen trat mit lautlosem Schritt aus dem Dickicht und suchte sich das zarteste Gras zur Abendmahlzeit. Das Klingen der Tropfen von Blatt auf Blatt wurde immer langsamer und leiser, und das Laub schmiegte sich an einander wie zur Besperruhe.

Die Eiche, die kräftige Greisin des Waldes, begann jetzt zu zittern und zu rauschen; die Nester schwankten, als küßte sie ein neckischer Wind; die Blätter berührten sich, daß es klang wie ein süßes Gelispel; aber der Ephen hing lautlos an dem stützenden Stamm. —

Die Bäume des Waldes schienen den Athem anzuhalten, denn sie standen noch stiller als vorher; selbst das Laub der Birke schien leblos. Leise ließen sich die Vögel nieder in

der Nähe der Eiche; lautlos streckte sich das Wild auf den saftigen Rasen, und Eichkätzchen und Häslein hielten ein mit ihren lustigen Sprüngen. Sie alle kannten das seltsame Rauschen der Eiche; sie alle wußten, daß dieses leise, feierliche Klingen voranging, wenn der den Göttern geheiligte Baum den Bewohnern des Urwaldes die Sagen und Abenteuer seines fast tausendjährigen Lebens erzählte. Und das Rauschen wurde immer vernehmlicher und melodischer und gestaltete sich zu Wort und Rede, und also erklang es aus dem Baume Wodans:

Erstes Bild.

„Es gab eine Zeit, Jahrhunderte sind nach ihr an meinem Scheitel vorübergerauscht mit ihrer Lust und ihrem Leid — da stand ich nicht einsam wie jetzt, an Größe und Alter. Dort wo am Ausgang der Lichtung jener mächtige Block, ein Denkmal des Vergehens, schweigend trauert — erhob sich mir gleich an Gestalt und Jugend die Schwester-eiche. Unfre Zweige rankten wie lebendige Arme in einander, unfre Häupter ragten mächtig hinweg über die niedrigeren Bäume und das Gestrüpp des Waldes, und unfre höchsten Wipfel blickten weit hinaus über Heide und Moor, wo nur einzeln die Hütte eines menschlichen Bewohners sich aufgebaut hatte auf dem unfruchtbaren und öden Boden. Es war so still in dieser unabsehbaren Fläche; nur der Geist Gottes, wie er einst über den Wassern schwebte, ehe Tag und Nacht sich schieden, waltete über diesen einsamen Heide-

und Moorstrecken. — Aber hier im Urwalde war es nicht öde; hier war es nur still und feierlich, ein ewiger Sabbath der Natur! Wie jetzt sangen hier die Vögel, rauschte der Waldbach, weidete das Wild, flüsterte das Laub. Selten verirrte sich ein menschlicher Fuß in diese Waldeinsamkeit, — und war es einmal der Fall, so ging der Sohn der Erde still und andächtig durch unsre Räume, als schritt er durch einen unbekanntem, heiligen Tempel seines Gottes. — Und dort, wo durch schlankte Erlenstämme und einzelne Tannensäfte jener verwitterte Stamm, wie eine gebrochne Säule hervorschaut, der an feuchten, warmen Abenden leuchtet wie silberner Mondschein — dort stand der dritte Genosse, uns gleich an Alter und Größe; und rankten auch unsre Zweige nicht in einander, so rauschten doch unsre Blätter sich Grüße zu, und erzählten einander in der Waldstille von unserm innern Leben und von unserm äußern Blühen und Vergehen. Jene Zeit ist vorüber; Jahrhunderte sind an mir vorübergerauscht mit ihrem Leid und ihrer Lust, — die Wogen der Zeit haben Leibliches und Geistiges hinabgerissen in ihre Strudel — aber fest und klar ist mir die Erinnerung geblieben.

Es ist mir noch als wäre es heute — als an einem thaufrischen Morgen fremdes Getöse aus der öden Heidegegend an unser Ohr schlug, und ein ganz unbekanntes Bild sich unserm Auge entfaltete. Ein geschäftiges Treiben wogte durch einander; fast unzählige Arbeiter waren in steter Bewegung. Es wurde gegraben, geschaufelt,

gestampft; es wurden Steine geschichtet, Balken behauen, Eisenstangen geschmiedet; es wurden Fundamente gelegt, Mauern errichtet, Quadern emporgewunden und von dem frommen Steinmehren jedesmal mit gottgeweihtem Spruch eingefügt. Es wurden hohe Fensterbogen gewölbt, ein mächtiges Dach oben auf den gewaltigen Bau gesetzt — und nach geraumer Frist stand es da, das Kloster zu Gottes Ehre errichtet! — So meinten die Menschen in frommem Wahn. Die schlichten Bewohner des Landes hatten in heiliger Einfalt auf sieben Stunden Wegeslänge die Milch ihrer Heerden herbeigeschafft, um dem Mörtel als festes Bindemittel zu dienen. Ihrem Leibe, dem lebendigen Tempel Gottes hatten sie die nahrsame Speise entzogen um den starren Gliedern des todten, steinernen Tempels die Kraft des Bestehens zu verleihen. —

In die mit dem Wasser des Jordans besprengten Hallen zogen die Mönche von fern und nah, und gelobten ein Leben zu Gottes Ehre und den Menschen zum Wohlgefallen zu führen. Aber sie brachen freventlich ihr Gelübde. Entfagung wandelte sich in Ueppigkeit und Schwelgerei, Gehorsam in Herrschsucht, Demuth in Stolz. Keuschheit, Milde, Barmherzigkeit wurden fremde Töne ihren Ohren; vor keiner Schande, vor keinem Frevel bebten die mit dem heiligen Priesteröle Gesalbten zurück. Sie wurden ein Grauen und Schrecken der ganzen Gegend, die seit dem Erbau des Klosters, wie mit einem Zauberschlage von Menschen belebt worden war.

Manches gebeugten Landmanns bitter, fruchtlose Klage, dem Freunde vertraut, vernahmen wir unter dem Schirmdach unsrer Zweige; denn in die Stille des Waldes flüchteten die Verletzten um ihrem Herzen Luft zu machen; draußen in ihren Dörfern lauschte der Verrath und die Strafe der Entdeckung.

Aber das Maß war endlich voll geworden von Schmach und Schande. Die Klagen der gemißhandelten Landbewohner ballten sich zusammen und wurden zur Lawine, und die Lawine wälzte sich fort zur Hauptstadt des Clerus, und das Ohr des Bischofs vernahm das Donnern der Lawine. Und es wurde anders.“

Das Rauschen der Eiche verklang. Es war schon Abend geworden; das Wild suchte sein Lager, die Vöglein ihre Nester; die Blätter schmiegteten sich an einander zum Schlafe; die Grashalme senkten ihre lustigen Spitzen; die Nachtfeier begann. — Aber des nächsten Tages, als Thier und Baum das Klingen der Eiche vernahmen, da war alles wieder zur Stelle, in andachtsvollem Schweigen den Sagen einer versunknen Zeit lauschend. Die Eiche fuhr fort:

Zweites Bild.

„Es war manches Jahr über die seufzende Erde gegangen, seit aus dem Hause zur Ehre Gottes erbaut, der Fluch der Sünde hervorging. — Da endlich kam ein Tag der Vergeltung. Es war Herbst; kühl wehten die Lüfte, nur frostig von der Sonne geküßt; ein falber Schimmer lag auf Moor

und Heide, und dumpfe Nebel wogten auf und nieder. Da blickten wir eines Morgens mit hellen Augen hinaus ins Land, und siehe: — Maurer und Dachdecker, Zimmerer und Schmiede zogen rasch dem Kloster zu; voraus ein Fähnlein Reifige mit blanken Waffen, und an der Spitze des Zuges ein Herold. Bald darauf vernahmen wir ein Krachen wie wenn Mauern bersten und stürzen; das feste Schirmdach von mächtigen Schiefeln gefügt brach zusammen; Mauern wichen dem Andrang der Gewalt; Steingeröll und Schutt verdunkelten für Momente die Luft. Balken rissen aus den Fugen, und Quadern, die wie es schien für die Ewigkeit in einander geschmiedet waren, prasselten auf den herbftlichen Boden, und begruben im gewaltigen Fall den Rosmarin und die Zeitlose, die Cypresse und die Aste im Klostergarten. Was einst der fromme Sinn im Wahn erbaut, das schlug jetzt die gerechte Hand der Rache in Trümmern, daß fast kein Stein auf dem andern blieb. Nur ein Stück der Seitenmauer und eine Thurmecke ließ man stehen, als warnendes Mahnzeichen, wie die Sünde der Strafe anheimgefallen. Die Zeit hat mitleidig die nackten, zerstörten Mauern mit frischem Grün überkleidet und oben von der Thurmecke schwanft eine liebliche Hängebirke herab, als wollte das grüne Laub dem vorüberziehenden Wanderer die bösen Thaten verschollner Jahrhunderte mit freundlichem Grün verschleiern.

Die Mönche aber trieb man ins Land hinaus ohne Hab' und Gut. Wo sie geblieben, niemand weiß es. — Also strafte der Bischof den langjährigen Frevel seiner Priester.

Allein, nach Jahresfrist kehrte einer von den Verbannten wieder heim; doch suchte er nicht die Wohnungen der Menschen, nicht die Trümmern des einst so herrlichen Baues; — er wandte seinen scheuen Fuß in unsre Waldesstille. Hier baute er sich eine Hütte aus Lehm und Moos, und lebte abgeschieden von Welt und Leben wie ein Todter, ein Verschollener. — Er war der jüngste der Mönche gewesen; vielleicht mehr ein Verführter als ein Verführer. Das Jahr des Glends hatte ihn zum Greise gemacht; die Reue hatte tiefe Furchen in sein Antlitz gegraben und sein dunkles Haar vor der Zeit gebleicht. Wenn ein Landmann durch den Wald schritt und der gebeugten Gestalt, gebeugt unter der Last der Sünde und des Grams — begegnete, wich er scheu und eilends aus, als wäre ihm ein Geist erschienen. Niemand hätte in dem Einsiedler unsers Waldes den von allen Bewohnern der ganzen Gegend gehäßten Mönch erkannt. Wir aber hatten ihn erkannt, denn wir wurzelten fest in der Vergangenheit und Gegenwart.

So lebte er einsam seine Tage hin in stummer Trauer über begangene Sünden. Die Wurzeln und Beeren des Waldes waren seine Speise, das Wasser des Waldbachs löschte seinen Durst. — Finster durchstreifte er das unwegsame Dickicht, oder saß unter den breiten Zweigen meines Daches; dann sah er starr vor sich hin und krampfte die magern Hände in einander, wie zum Gebet. Aber das Gebet gab ihm keine Ruhe, keine Veröhnung. Seine Reue war ohne Gränzen, aber in seiner dunkeln, gemarterten

Brust fand er den Frieden nicht; da er sich selbst nicht vergab, was er an der Tugend verbrochen, schien ihm auch sein Gott nicht zu vergeben. Wenn er in meinem Schatten saß und die Sonne über sein bleiches Antlitz glitt, wie über verwittertes Gestein, wenn seine trocknen, glühenden Augen auf die vorüberziehenden Wolken starrten, als hoffte er von dort eine Milderung seiner Qual: dann erfaßte mich das tiefste Mitleid mit dem Armen, und meine Thränen fielen oft als Thau auf seine heiße Stirn; aber die nassen, kühlenden Tropfen versengte schnell die innere Fiebergluth. Der Unglückliche verstand das Mitgefühl des Baumes nicht.

Sein schweigesames, geräuschloses Wesen hatte bald den Thieren des Waldes alle Furcht benommen. Wenn er durch die Wildniß streifte, lautlos wie ein Schatten, so weidete der Hirsch ruhig fort, und der Rehbock sah in dem Erscheinen des stillen Mannes keinen Grund zur Flucht für sich und seine ängstliche Familie. Die Eichhörnchen machten ungestört ihre Sprünge auf den niedrigsten Zweigen, oder im weichen Moose. Wenn das Rothkehlchen und der Zeisig im Gebüsch umhernaschten, so flogen sie nicht fort, wenn der Mönch vorüberschritt, sondern sahen ihm mit hellen Auglein nach, als wären sie verwundert über so stille Menschenweise. Und wenn er sich lagerte unter dem Baume, auf dessen dichtbelaubten Zweigen die Nachtigall ihr Lied erschallen ließ, so schwieg sie nicht erschrocken, sondern flötete noch einmal so süß, als wollte sie mit ihrem Sange seinen tiefen Kummer beschwören. — So kam es, daß die Thiere

immer zutraulicher wurden und ihn oft wie spielende Hunde umkreisten; daß die Vögel ihm auf Haupt und Schulter flogen, und das Wild aus seinen Händen das Futter nahm. Und das war auch wohl der einzige Trost des Verlassnen; denn wenn ihn das Gethier des Waldes umdrängte, sah ich zuweilen ein trübes Lächeln über sein starres Angesicht gleiten, aber es war verschwindend wie ein einzelner Sonnenblick durch zerrissne, dunkle Wolken.

Einmal war ein Hirschfalk gestürzt und hatte einen seiner Hinterfüße gebrochen. Der Mönch trug das hülflose Thier in seine Hütte, umwickelte das verletzte Glied mit Bast und Baumharz, damit es bald wieder anwachse, und pflegte das verwundete Thier wie ein krankes Kind. Als es nun wieder frisch und gesund war, da lief es seinem Wohlthäter auf Weg und Steg wie ein treues Hündchen nach, und wich kaum mehr von seiner Seite; und das gesammte Wild des Waldes drängte sich zutraulich an den Einsamen, als wollte es ihm danken für die Barmherzigkeit, die er geübt hatte. Doch die Dankbarkeit der Thiere konnte den Unglücklichen nicht entschädigen, daß die Menschen ihn ausgestoßen aus ihrer Mitte; die Wohlthat, die er dem unvernünftigen Wesen der Natur erzeugte, konnte die Wehthat nicht sühnen, die er an der Menschheit und ihren heiligen Gesetzen verübt hatte.

So war dreißigmal die Schlummerdecke des Winters auf die Erde gesunken; so hatte der Frühling dreißigmal den Wald in neues Grün gekleidet, — und das in Dual erstarrte Herz des Büßers war noch nicht gebrochen. — Da

faß er einst an einem Spätnachmittage im hohen Sommer auf der Moosbank vor seiner Hütte, die nahe der Schwester-eiche stand. Der Hirsch kauerte zu seinen Füßen und leckte ihm die schmale, bleiche Hand, die von seinem Schoße herabhäng. Die Augen des Mönchs starrten wie vergeistigt auf die langen Baumschatten, die auf der Waldlichtung hin- und herzitterten, je nachdem der Wind die Zweige bewegte. Da knisterte es in den Büschen wie von Tritten, und eine menschliche Gestalt ward sichtbar, welche die Zweige von einanderbog und alsbald auf die Lichtung zuschritt. Der Mann war dem Anscheine nach ein Bettler, seine zerlumpte Kleidung und sein Quersack gaben Anzeichen davon. Er mochte kaum fünfzig Jahre zählen, doch übermäßiger Lebensgenuß, Glend aller Art und heftige, innere Kämpfe drückten ihm den Stempel eines frühzeitigen Greisenalters auf. Er konnte eines Theils ein Seitenstück zu dem Mönche bilden, nur daß die Züge des letztern vom stillen Harm wie von einer Milde übergossen waren.

„Grüß' Euch Gott!“ rief der Fremdling dem Einsiedler zu, der erschrocken vor dem Ton einer menschlichen Stimme auffuhr; hatte er diesen Laut doch seit Jahren nicht mehr vernommen! „Darf ich Euch um einen kühlen Trunk bitten, ehrwürdiger Alter?“ sprach jener weiter, „es ist verdammt heiß, und ich bin den ganzen Nachmittag in die Kreuz und Quer gelaufen in Euerm vertrackten Walde. Ist sonst eben nicht meine Passion solche Schlupfwinkel aufzusuchen; doch bin ich lang' vom Haus gewesen; inzwischen ist mir die

Wegfunde verloren gegangen. Ich glaubte einen Richtpfad einzuschlagen und habe mich, wie ich sehe, noch tiefer ins dumme Waldneß verstrickt.“

Der Mönch hatte dem Gaste Wasser und süße Waldbeeren gebracht, und sagte mit leiser Stimme: „Nehmt fürlieb mit dem, was Wald und Quell bieten.“ — „Schönen Dank!“ versetzte jener und trank hastig die kühlende Fluth. Dann fragte er nach einer Pause: „Mit Verlaub, guter Vater, seid Ihr hier im Norden zu Hause?“ — Der Gefragte schüttelte verneinend das Haupt. „So, so!“ fuhr jener fort, „vielleicht von oben her, vom Rhein oder so; — man hört's auch Curer Aussprache an.“ Der Mönch hatte einen forschenden Blick auf den Sprechenden geworfen und sein Gesicht schien ein Zug von Unbehaglichkeit und Befangenheit noch mehr zu verdüstern. „Ja seht, ehrwürdiger Bruder“, begann der Bettler wieder, „ich bin was man so nennt ein Landskind hier; bin zu Hause dort in dem Dorfe, welches dem ehemaligen Kloster gegenüber liegt.“ Der Mönch fuhr leise zusammen, aber der Fremde bemerkte es nicht; er sprach weiter: „Nun ja, es ist mir auch nicht bei der Wiege gesungen, daß ich in den Funzigen sollte mit dem Bettelsack laufen; hab' besre Tage gesehen, guter Vater, glaubt mir das!“ — „Glaube es gern,“ versetzte der Mönch leise, „das Rad des Schicksals dreht sich.“ — „Und wie man's treibt, so geht's!“ fügte der andre hinzu, „Ich hätte es besser haben können, wenn der Teufel seinen Abgesandten nicht geschickt und ich kein Hans Leichtsinm gewesen wäre.“ — Der Mönch sah ihn

mitleidig an und sagte weich: „Armer Mann!“ „Habt wohl Recht,“ nahm jener das Wort, „arm bin ich, aber ich war's nicht immer.“ Nach einer Pause, in welcher der Fremde nachzudenken schien, sagte er wie halb in Gedanken: „Vor länger denn dreißig Jahren“ — der Mönch zuckte zusammen; — „Vor fünfunddreißig Jahren, da war ich ein prächtiger Bursch. Meine Alten hatten einen stattlichen Bauernhof mit Land und Vieh, und manchen harten Thaler in der Truhe. — Und wenn der Franz Dinlage aus Gannersee auf der Kirchweih erschien, so guckte wohl manches hübsche Mutterkind nach ihm. Ich war auch fleißig und auch kein Verschwender, das muß ich mir nachrühmen. — Aber niemand soll den Tag vor dem Abend loben. — Dort von dem verdamnten Neste, dem Kloster von St. Martin, ging mein Unglück aus. — Ehrwürdiger Vater, Ihr wißt das nicht; damals saßet Ihr noch wohl am Rhein oder sonst irgendwo; das war Euch dort eine Heidenwirthschaft in dem Klosterloche. Trinken, Spielen, Schwelgen, Stehlen auf feine und grobe Manier, das verstanden die Pfaffen aus dem Grunde; und einer, Namens Thomas, that's hierin allen zuvor.“ —

Der Mönch griff krampfhaft nach dem Herzen, seine bleichen Züge wurden noch bleicher. Der Fremde sah ihn betroffen an und fragte theilnehmend: „Was ist Euch, guter Bruder, seid Ihr krank?“ — „Nicht doch“, versetzte der Gefragte, „ich leide nur mitunter am Krampf, — es ist vorüber; ich bitte erzählt weiter.“ Er zog die Hand vom Herzen

zurück und streichelte mechanisch den Hals des treuen Thieres, das ihn mit den klugen Augen wie theilnehmend anschaute. Der Bettler sprach weiter: „Wie gesagt, dieser Thomas war der Leibhaftige selbst. Er verstand's mir Schlingen aller Art zu legen, in die ich mich nur zu bald verwickelte. Er verführte mich zu Trunk und Spiel, zur Trägheit und zu allem Laster, das nur irgend den Menschen unglücklich gemacht hat. Ich achtete kein Gesetz und Recht mehr, denn ich versiel dem Bösen mit Leib und Seele. In wenig Jahren hatte ich Haus und Hof verpraßt und vergeudet. Die Aeltern legte der Gram um den ungerathnen Sohn bald nach einander in die Grube. Die hübsche Margareth, die ich mir zur Frau ausersehen und die in Liebe an mir hing, konnte mein Lasterleben nicht ertragen. Nachdem sie mich immer aufs neue unter tausend Thränen beschworen, abzulassen vom Teufel, aber vergeblich, — machte sie ihrem Leiden im Mühlteich ein Ende. — Man fand ihren verstümmelten Leichnam.“ — Der Bettler fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte er eine böse Erinnerung verscheuchen; dann fuhr er fort: „Was nützte es mir, daß das vermaledeite Klosternest bald in Grund und Boden geschmissen, und die Lasterbrut in alle Welt gejagt wurde? — Ich war ein Bettler geworden und was schlimmer — ein Laugenichts. — Ich habe mich Jahre lang umhergetrieben in vieler Herren Ländern; bin Soldat, Bauer, Spion und Räuber gewesen, je nachdem es mein böser oder guter Stern wollte, — aber die böse Saat trägt ewig böse Frucht. Ich

war verdorben von Grund aus, d'rum behagte es mir nirgend. Jetzt gehe ich mit dem Quersack und suche mein Brot auf diese Weise, und will nun einmal wieder nach Gannersee, ob sie dort den Franz Dinklage noch kennen.“ — Er schwieg und blickte den Mönch an, als erwartete er eine Antwort auf seine Erzählung. Dieser aber saß starr vor sich hinsehend und regte sich nicht, und hätte das Wogen seiner Brust das Leben nicht verrathen, man hätte ihn für gestorben gehalten. — „Ihr leidet noch wohl an Euerm Krampf?“ sagte der Bettler, etwas lauter als vorhin. — Der Mönch bejahte leise und suchte sich zu fassen. Nach einer Pause begann jener wieder: „Sagt mir doch einmal, ehrwürdiger Vater, wer ist wohl in größerer Verdammniß, der Verführer oder der Verführte?“ — Schmerzlich zuckte der Mönch zusammen, aber mit fester, lauter Stimme antwortete er: „Der Verführer!“ Beruhigt setzte der andre hinzu: „Und nicht wahr, jener Thomas, der Mönch von dem Kloster dort, trägt doch mehr Schuld an meinem Lasterleben und meinem Unglück als ich selbst?“ Mit derselben festen Stimme wiederholte der Gefolterte: „Ihr habt vollkommen Recht, jener Thomas trägt die meiste Schuld! Ihr seid nur zu beklagen, er aber ist zu — verdammen!“ „Nun“, versetzte der Bettler, indem er aufstand, „das freut mich, ehrwürdiger Vater, daß Ihr mir diesen Trost gebt. Zuweilen habe ich mir selbst gestucht, daß ich so schwach war, den Lockungen der Sünde zu folgen; nun aber sehe ich es klar ein, wie aller Fluch auf Thomas fällt. An mir ist nichts mehr zu bessern; mein Innres ist

ein steinichter Boden, da ist nichts mehr zu säen. Der Thomas aber mag's in der Hölle ausfressen, was er sich und andern eingebrockt. — Jetzt ist's Zeit zum Weitergehn wenn ich noch vor der Nacht mein Dorf erreichen will; doch muß ich Euch bitten mir den Weg zu zeigen, ehrwürdiger Vater." Beide gingen; der Hirsch sprang lustig hinterdrein.

Als es Abend geworden, kehrte der Einsiedler zurück; er setzte sich auf die Moosbank, lehnte den Kopf an die Wand und blickte geisterbleichen Angesichtes in den heraufsteigenden Mond, der seine silbernen Strahlen durch die rauschenden Zweige flocht. — Als der Morgen heraufdämmerte saß der Mönch noch an derselben Stelle; die offenen Augen starrten in die Luft, aber ihr Glanz war erloschen. Was dreißig Jahre voll Gram, was eine Reue ohne Grenzen nicht vermocht, das hatte das Entsetzen und der über sich selbst laut ausgesprochne Fluch gethan: sein Herz war gebrochen. — Der Hirsch schmiegte sich zu den Füßen seines todtten Herrn. Nach wenigen Tagen war der Leichnam verschwunden; hatte das Wild ihn eingescharrt und bedeckt mit dem schützenden Moose? Hatten die Engel des Himmels, versöhnt von einer Reue ohne Ende, ihn fortgetragen? Ich weiß es nicht. Auch den Hirsch sah ich nicht wieder."

Die Eiche schwieg. Lautlos schlüpfte das Wild zur Ruhe; träumend säuselten die Blätter. Die Nacht war hereingebrochen, und der Mond stand, eine silberne Kugel, über dem schweigenden Walde.

Es war der dritte Tag. Die Nachmittagssonne lag

goldigroth auf dem saftigen Laube; leise spielte der Wind in den Baumwipfeln; das Wild lag horchend im Grün; die gefiederten Säger saßen still auf den Zweigen, und Baum und Strauch merkten auf. Die Eiche begann:

Drittes Bild.

„Viele Jahre waren vergangen. Der Wald hatte ge-
grünt und geblüht; Regen und Sturm, Schnee und Hagel-
schlossen, Gewitter und Sonnenruhe: alles war in stetem
Wechsel an ihm vorübergezogen. Sein heiligstilles Ge-
heimniß wob den dämmernden Schleier wie immer; sein
lebendiger Tempeldienst war derselbe geblieben wie vor
Jahrhunderten. Die Schwestereiche nebst dem entfernteren
Genossen stand in voller Kraft der Jugend und blühender
Schönheit. — Da zog ein Tag herauf, heiß und glühend.
Gewitterwolken brausten heran auf den dunkeln Fittigen
des Sturms und ballten sich zusammen wie schwarze Fels-
colosse. Die Gewalt der Schwere trieb die Wolkenmassen
gegen einander und mit furchtbarem Krachen entluden sie
ihren feuerschwangern Schoß. Krach auf Krach, Blitz auf
Blitz — und tausendfaches Echo in Wald und Luft. Heide
und Moor leuchteten in den Flammen des Blitzes. Hier
und dort loheten friedliche Dörfer auf im verzehrenden Ruß
des himmlischen Feuers, und Angstgeschrei und Hülfesruf
trug der Sturm bis in unsre Einsamkeit, wo in gleicher
Wuth der Aufruhr der Natur fessellos einherbrauste. Die
Wipfel der Bäume bog des Orkans Gewalt hinab zu den

Wurzeln, und mit furchtbarem Gefrach stürzte hier eine prachtvolle Buche, brachen dort die kräftigen Nester der knorrigen Ulme. Ein Regen von Blättern wirbelte durch die Luft, und der Sturm fuhr stoßweise gegen die Erde und mähte mit seinem scharfen Kamme des Grases Spitzen ab. Das Wild lag angsterfüllt in seinem Versteck, und einzelne Vögel, die sich in ihren Nestern nicht sicher wähnten, gruben mit ihren Schnäbeln Löcher in die Erde unter dem dichten Moose, und lauschten dort zitternd und furchtsam dem Toben des erzürnten Alls.

Ich und meine Genossen boten kräftig die breiten, dichten Laubkronen dem Unwetter. Wohl waren uns manche Zweige gebrochen, die im Wirbelwinde durch Moos und aufgeschichtetes Laub dahintrieben; aber wir standen noch unverfehrt; kein lebensvoller mächtiger Ast war ein Opfer der Elemente geworden, und unser Stamm stand unerschüttert wie ein Fels, umbraust von den Wogen der Meeresbrandung. Da frachten aufs neue die Wolkenberge gegen einander; ein jäher Blitz, ein furchtbarer Donnerschlag, dessen dröhnendes Echo durch die Tiefen der Erde fuhr, und dann eine zischende Lohe. — —

Der treue Genosse, einsam zwischen Erlen und Tannen, war getroffen; des Blizes Schwert hatte die Krone vom mächtigen Säulenstamme herabgeschlagen, und die rothen Zungen schlängelten sich durch das üppige Laub und zehrten am Saft und Mark der gestürzten Kraft. Am Stamme, der Länge nach durchschnitten, leckte das Feuer.

Endlich beruhigten sich die entfesselten Geister der Elemente. Und als es wieder still geworden im grünen Tempel, als die Winde sich müde und matt schlafen legten, als Baum und Strauch wieder aufathmeten, Gras und Blume ihr schwaches Häuptlein emporhoben; als die Vögel unter dem Moose hervorhuschten, das Wild aus seinem Versteck trat, und alles mit einander flüsterte von dem brausenden Gang der Naturgeister — da stand unser ferner Genosse — ein halbverkohlter Stamm, und seine Blätterkrone war ein Aschenhaufen.“

Die Eiche war still, und alles ging zum Schlafe. Aber hoch über dem Walde zogen leichte, weiße Wolken dahin, wie silberne Schwäne durch die blaue Fluth schiffend.

Viertes Bild.

„Wie der Mensch alles in der Natur sich dienstbar gemacht hat,“ fuhr der Baum Wodans am vierten Tage fort, „daß er sich stolz den Herrn der Erde nennt, obgleich er öfter noch ihr Sklave ist; wie er die Flamme des Feuers zu seinem Dienste lenkt, des Meeres Rücken zwingt, ihn sicher an ferne Gestade zu tragen; wie er den Leib der Erde aufreißt mit scharfem Eisen, um aus geheimnißvoller, dunkler Kluft die glänzenden Metalle ans Licht zu fördern; wie er in feckverachtender Gefahr sich in des Meeres Höhlen stürzt, um aus der Muschel am tiefen Grunde die köstliche Perle zu brechen: so wird er auch in Eure Wälder den Weg finden!““

So war es uns zugeflüstert von den wallenden Nebeln des Meeres, von dem Rauche des Feuers, von dem Thau auf den Bergen und Matten, wenn sie zu lustigen Wolken gebildet über unserm Blätterdach schwebten und uns seltsame Kunde brachten von den Wundern der Natur und vom fecken Treiben der Menschen. Und wohl hatten sie Recht die flüsternden Wolken, die in stetem Wechsel der Gestalt durch die Lüfte schiffen, unfassbar wie die Schatten, die Sonn- und Mondschein bilden. Der Mensch bahnte sich den Weg in die heilige Wildniß der Wälder. Seine Art fällte die kräftigsten Stämme; sein Todesblei traf das singende Vöglein im Fluge und das harmlose Wild im flüchtigen Laufe. Die Stille des Waldes erscholl von dem „Hoi ho!“ der Jagd und dem donnerähnlichen Knall der Büchse. Der Mensch hatte dem Himmel den Blitz und den Donner abgelauscht. Doch nicht Büchse und Hirschfänger allein waren es, die das freie Thier des Waldes niederstreckten auf moosigen Grund; das war doch wenigstens ein ehrenvoller Tod. Die Menschen wußten es auch auf andre Weise anzufangen, daß der grimme Eber und der stolze Hirsch verenden mußten, aber schmachvoll und ruhmlos, — das nannten sie — „Sezen!“

Es ist mir noch als wäre es gestern geschehen, als eines Tages eine solche Hezjagd Statt fand. Es war im Herbst; das rothe Laub raschelte leise von den Zweigen nieder und küßte die dichten Schlingpflanzen, die wie ein grünes Netz den Boden überflochten; die Sonne schien so freundlich durch

die fast kahlen Baumwipfel, als wollte sie mit ihren hellen Strahlen die nackten Bäume trösten über ihr dahinfallendes Laub. Der Himmel stand hoch über dem Walde wie eine blaßblaue Kuppel. Es war so friedlich in der ganzen Natur — daß man glauben sollte, nichts sei von ihrem Friedenshauche unberührt geblieben. Aber eines hatte die freundliche, milde Natur doch nicht zum Frieden stimmen können — und dies eine war der Mensch, das Meisterstück der Schöpfung!

Es zog eine glänzende Reiterschaar unserm Walde zu. — Die blanken Waffen glühten im Sonnenschein; die prächtigen Federbüsche schwankten von dem stolzgetragenen Haupte herab; die kräftigen Rosse wieherten lustig in den milden Herbsttag hinein, und eine mächtige Koppel Hunde rannte schnaufend und bellend nebenher. Eine lustige Fanfare schmetterte durch die sonnige Herbstluft. — Schmerzlich zuckte es in unsern Zweigen; wir wußten, was jene stolze Schaar in unsern geweihten Hallen suchte. Die Hunde wurden losgelassen, nachdem man am Saume des Waldes Halt gemacht, und nun brach die wilde Meute mit lautem Geheul in unser stilles Gehege. — Nur zu bald hatte sie den prächtigen Hirsch, einen Sechzehnder in seinem Lager aufgestöbert. — Das emporgeschreckte Thier rannte mit leichten Füßen durch Busch und Gestrüpp — aber die Meute wurde getheilt, und versperrte ihm den Weg; und wenn das edle Thier im schnellen, gewagten Sprung über die hegenden Hunde hinwegsetzte, so brannte der ganze Schwärm dem Flüchtigen nach,

angespornt durch das erschallende „Huffa ho!“ Nun brachen auch die Jäger herein auf schaumbedeckten Rossen und verfolgten hehend das wehrlose, angstvolle Wild. Eine Kugel gesendet in seine schnaubende Brust wäre Wohlthat gewesen — aber was lag den hochgeborenen Herren an der Beute? — Ihr Genuß war die Jagd!

Alle Ausgänge umstellt, mußte das arme Thier stets wieder zurück in den verlassnen Kreis, wo die Meute sich an seine Fersen hing, und die Jäger mit heller Lust im Gesichte, es wieder rückwärts trieben; und setzte das edle Wild dann in Verzweiflung fast über Mann und Ross hinweg — so warfen die edeln Ritter die Rosse herum, und das königliche Spiel des Hetzens begann von neuem. So war das Kind des Waldes Stunden lang hin- und hergetrieben. Den Tod in den Eingeweiden machte es noch die größten Anstrengungen um seinen Verfolgern zu entinnen. Sein Auge flammte auf in wilhem Feuer, seine Brust kochte, der Schweiß rann vom Rücken nieder an den schlanken Läufen; — noch einige Kreise — da verbrauchte die durch Todesangst gesteigerte Kraft. — Es war hier unter meinem Schatten, hier auf dieser schwellenden Wiese — da stürzte das zu Tode gehetzte Thier zusammen. In brausendem Jubel flogen die Reiter heran; der erste, welcher wohl der Fürst des Landes sein mochte, denn man nannte ihn „Durchlaucht“, schlug ein fröhliches Lachen auf und rieb sich zufrieden die feinen, bezingten Hände, und einer der Jäger schwang den Hirschfänger zum letzten Streiche. War es nun Rache, oder Todesangst,

die das gestürzte Thier noch einmal in die Höhe riß? — Mit gesenktem Geweih brach es schnell wie der Blitz auf das Ross des durchlauchtigen Herrn ein, bohrte die spitzen Zacken tief in die Flanken des edeln Thieres, daß augenblicklich ein doppelter, breiter Blutstrom hervorschoß, und das verwundete Ross mit lautem, schneidendem Gewieher zu Boden stürzte. Aber in seinem Fall riß es den Reiter mit hinab, dessen Haupt mit Gewalt gegen einen knorrigen Baumstamm geschleudert wurde. Lauter Jammer füllte die Luft; die Gefährten eilten herbei — aber Ross und Reiter waren todt; — sie waren erblichen im schmählischen, ruhmlosen Dienst einer Hatzjagd! — Still und düster trugen die Genossen den hohen Todten fort. — Ob sie die gerechte Rache ahnten, die in diesem Trauerfalle lag? — Ich weiß es nicht.

Das zu Tode gekehrte Wild lag kalt und starr zu meinen Füßen; gleich nach dem letzten Aufklackern seiner Krast war es leblos zurückgesunken. Sein gebrochenes Auge starrte zum Himmel hinauf, eine stumme Klage über seinen schmachvollen Tod. Neben ihm lag das edle Ross, die dicke Mähne wie im Graun des Todes aufwärtsstrebend. Leise rauschten meine rothen, dünnen Blätter nieder und deckten mit leichter Hülle die todtten königlichen Thiere.“

Es war der Spätnachmittag des fünften Tages als es wiederum in den Zweigen der Eiche erklang, und alles wie gewöhnlich auf die seltsame Kunde lauschte, die heute also begann:

Fünftes Bild.

„Es war an einem hellen Wintertage; die Sonne glitzerte blendend auf dem lichten Schnee, der wie eine weiße Decke auf der schlafenden Erde lag. Durch die blätterlosen Bäume schaute der Himmel und spiegelte sich in dem erstarrten Waldbache; die Vöglein zwitscherten hie und da auf den fahlen Nestern und suchten den warmen Sonnenstrahl. Da knisterte es auf dem gefrorenen Schnee, und ich sah zwei Gestalten herankommen, die Arm in Arm geschlungen auf der Moosbank unter meinem Zweigdache Platz nahmen. Ich kannte sie wohl; ich hatte sie oft zu meinen Füßen gesehen, trauliche Rede mit einander wechselnd. Es war der Sohn des am Eingange des Waldes wohnenden Försters und die Tochter eines benachbarten Landmanns. Die jungen Leute liebten sich, doch da der Förster ein hochmüthiger Mann war, weil er Fürstenbrot aß, und das Verhältniß mit finstern Augen angesehen haben würde, so verbargen sie ihre Neigung und suchten sich und ihre Liebe in unsre verschwiegene Welt zu retten. Die tiefe, heilige Liebe, die aus jedem ihrer Worte sprach, hatte ich schon lange mit Rührung angesehen; strebt doch alles in der Natur, Pflanze und Blume, Wild und Vogel zur Liebe hin. — Heute fand ich die Liebenden anders als sonst; das Mädchen sah verweint aus, und der Jüngling blickte trübe vor sich hin; es dauerte lange ehe einer von ihnen das Wort nahm. Ich begriff dies trübe, ernste Schweigen nicht; denn obgleich beide die Abneigung des Försters, gegen eine Heirath seines Sohnes

mit einem armen Landmädchen, voraussetzten, so hatte dies sie doch wenig gequält, und ihre Jugend die Hoffnung auf eine Aenderung des väterlichen Sinnes nicht im entferntesten aufgegeben. So hatte ich sie immer ruhiger gesehen, um so mehr mußte mich der gegenwärtige Trübsinn befremden.

Endlich brach der Jüngling das Schweigen und sagte mit leiser Stimme, in welcher der Schmerz seiner Seele hindurchklang: „Fasse Muth, meine gute Anna, es kommt ja so mancher heim aus dem Kriege, warum nicht auch ich? Siehe, es drückt mir das Herz ab, wenn ich Dich so traurig sehe. Die Erinnerung daran wird mich quälen auf dem weiten Marsche von hier bis auf Rußlands Eisfelder. O, sei muthig, sei gefaßt! Um meinetwillen setze Deinem Kummer eine Gränze.“ Er nahm ihre Hand und preßte sie in seine beiden. Das Mädchen sah ihn durch Thränen an und versuchte zu lächeln. Er fuhr fort: „Es ist nun einmal so; wir ändern es nicht. Wir Deutsche sind ein zersplittertes, geknechtetes Volk, trotz aller einzelnen Größe, die hier und dort hervorragt. Unsre Fürsten müssen sich beugen vor dem herrschsüchtigen Emporkömmling — und wir? — Wir tragen knirschend unsre Ketten und richten unsern scheuen Blick auf die gekrönten Mächthaber, und begreifen es nicht, daß uns von ihnen keine Rettung und Hülfe kommt; wir tragen knirschend ein Joch, das wir längst hätten abschütteln sollen und können, wenn noch ein Gedanken von alter deutscher Kraft und von deutscher Einheit in uns lebte. In den

Reihen der Feinde kämpfen wir für den gehafteten Erobrer — und unser Herz bricht nicht vor Zorn und Scham. Aber, es kann am Abend anders werden, als es am Morgen war! — Laß uns hoffen auf eine bessere Zukunft für unser Vaterland und für uns!“ — Er zog ein goldnes Ringlein hervor und indem er dasselbe der Geliebten an den Finger steckte, fügte er hinzu: „Nimm das zum Andenken und zum Zeichen meiner Liebe; wie das Ringlein ohne Ende ist, so ist es auch sie.“ — Das Mädchen küßte den Ring, aber die Thränen flossen von neuem. Der Jüngling hatte gewaltsam seine innre Bewegung zurückgedrängt; er wollte stark erscheinen, damit die Geliebte sich an ihm kräftige. Er strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die schmerzlichen Züge glätten, dann begann er wieder: „Siehe Anna, länger als ein Jahr wird der Krieg hoffentlich nicht dauern. Die Gefahren desselben fürchte ich nicht, denn ich bin kräftig und abgehärtet. Die Waffen weiß ich tüchtig zu handhaben; meine Büchse trifft den weißen Sommerfaden in hoher Luft, so scharf ist mein Auge, so sicher meine Hand. Drum fürchte auch Du nicht gleich das Schlimmste.“ Zusammenschauernd erwiderte fast tonlos das Mädchen: „Ich fürchte die Eisfelder Rußlands; mir graut um Dich in dem eisigen Klima.“ — Der Jüngling sah sie etwas befremdet an, dann sagte er beruhigend: „Das darf Dich am wenigsten quälen; gegen die Kälte ist Bewegung ein tüchtiges Mittel, und daran wird's im Kriege sicher nicht fehlen.“ Das Mädchen schüttelte verneinend den Kopf und versetzte fast furchtsam:

„Vor meinem innern Auge liegt fortwährend eine unabsehbare Schneefläche, endlos wie der Himmel; ich werde das Bild nicht los, so gern ich's verschrecken möchte. Auf dieser endlosen Eiszüste seh ich's langsam ziehen — immer langsamer — dann steht's still; — das sind erstarrte Krieger; ihre Waffen blihen im kalten Sonnenschein, aber sie bewegen sich nicht mehr, denn die sie trugen, stehen festgebant auf eisigem Boden.“

Der junge Mann war erschüttert, aber er verbarg seine innere Bewegung; er versuchte die Geliebte von diesem grauenhaften Bilde abzuziehen; er malte ihr die Freude des Wiedersehens, die Zustimmung seines Vaters zu ihrer Verbindung und ihr endloses Glück. Sie lächelte dann wohl, aber das innere Grauen blickte wider Willen aus den hellen Spiegeln ihrer Seele hervor, und indem sie sich schauernd an ihn schmiegte, flüsterte sie: „O, daß Du Wahrheit sprächest, Friedrich! wie wollte ich dann lachen über die endlose Eiszüste, die wie ein böser Spuk vor meine Seele hingebant ist.“

So unter Angst und Grauen, unter Thränen und schwerzlichem Rosen war der frühe Abend herangebrochen, und die Liebenden sprachen von der nahen Trennung. — Der Jüngling ließ seine Blicke lange auf der schönen, kräftigen Gestalt Anna's ruhen, als wollte er das Bild recht treu in seine Seele schließen; dann sagte er weich: „So will ich Dich festhalten, Geliebte, für die lange Zeit, daß ich Dich nicht sehe. Vergiß auch Du mich nicht und schließe

mich in Dein Gebet.“ — Anna vermochte nicht zu sprechen, aber ihre Thränen sprachen beredter als es ihre Lippen je gekonnt. — Dann gingen sie Arm in Arm über den knisternden Schnee, und ich sah noch lange die dunklen Gestalten bei dem Lichte des Mondes durch die kahlen Baumstämme schwanfen, bis sie im Dorfe verschwanden.

Am nächsten Morgen zog unter klingendem Spiel eine kleine Schaar junger Krieger zum Dorfe hinaus. — Die Gesichter waren trübe und blaß, und die Zurückbleibenden starrten ihnen mit stummem Schmerze nach. — Der Förster drückte die geballte Hand vor die Stirn, als er seinen ältesten Sohn dahinziehen sah. Aus einem Fenster des letzten Hauses im Dorfe lehnte Anna, sie winkte ihrem Friedrich das letzte Lebewohl zu; ihr Auge war thränenleer, aber um ihren Mund zuckte ein endloses Weh.“

Sechstes Bild.

„Es mochte wohl ein Jahr vergangen sein“, begann die Siche am sechsten Tage, „da war eines Morgens ein buntes Gewirr im Dorfe. Einzelne Krieger waren angekommen, und grüßend und fragend umringten sie die Dorfbewohner. Da sah ich manches Gesicht erbleichen über erhaltne Kunde, und neben dem einzeln hervorfliegenden Jubel erscholl die laute Klage des Schmerzes und der Trauer. In das Haus des Försters hatte ich einen Krieger eintreten sehen, aber es schien mir nicht der Sohn. Der Förster war schon mit Tagesanbruch in den Wald gegangen um ver-

schiedne nothwendige Anordnungen zu treffen. Sei es nun daß der Krieger den Förster hatte auffuchen wollen, oder war es Zufall der ihn in den Wald führte: genug ich sah den Vater Friedrichs mit dem Fremden auf die wohlbekannte Moosbank zuschreiten. — Der Förster sah blaß und entsetzt aus; auf dem Gesichte des Begleiters lag das tiefste Mitleiden. Als sie die Bank erreicht, sank jener erschöpft darauf nieder und rang, wie es schien, nach Luft oder nach Worten. „Ihr könnt leicht denken“, begann der Krieger, „wie schmerzlich es mir sein mußte, Euch eine solche Trauerkunde zu überbringen; aber Friedrich war mein Freund, und so durfte ich mich seinem Auftrage nicht entziehen; deshalb machte ich den bedeutenden Umweg. — Möge Gott Euch Trost geben in dem Schmerz über den Verlust eines so wackern Sohnes!“ Der Alte hatte sich jetzt etwas gefaßt und sprach wie vor sich hin: „Erfroren, zur Leiche erstarrt auf den eisigen Steppen!“ — Und er schlug die Hände heftig vor die Stirn. „Ja, Herr Förster,“ versetzte jener, „es ist nichts, sein Leben auf dem Schlachtfelde zu lassen, von einer Kugel durchbohrt oder von einem Säbelhiebe getroffen; da ist fast immer ein rasches Sterben. — Aber dieses langsame Ausfließen des Lebens, dieses immer starrer, immer schwerer werdende Vorwärtsschreiten der erschöpften, wie in einem Banne gehaltenen Glieder, bis das Eis des Bodens und der Luft so allgemach durch alle Poren bis in das innerste Leben dringt — das ist grauenvoll! — Von unsrer ganzen Compagnie sind nur drei diesem entsetzlichen Tode entgangen.“

Jetzt brachen aus den Augen des Vaters die lindernden Thränen hervor, und er fragte unter Weinen: „Hat mein Friedrich sich auch oft meiner erinnert? — Ich war manchmal streng gegen ihn; — hat er meiner auch in Liebe gedacht?“ „Gewiß“, versetzte jener, „er hing mit Verehrung an seinem Vater, und meinte oft, wie doch die Trennung die Liebe so gewaltig steigere, daß es ihm mitunter sei, als wollte ihm das Herz zerspringen vor lauter Liebe und Sehnsucht.“ Dann, indem er eine Briefftasche aus dem Busen zog und sie dem Alten überreichte, setzte er hinzu: „Hier sind einige Brieffschaften Friedrichs, die er mir wenige Minuten vor seinem Tode für Euch einhändigte.“ — Der Alte öffnete zitternd das Empfangene. Einige fast unleserlich hinzugefädelte Worte fielen ihm ins Auge, und er las langsam und mit Anstrengung: „Sollte ich nicht wieder heimkehren, theurer Vater, so nehmt Euch Anna's an, sie ist meine Braut; — tröstet sie und — habt Dank für alle Eure Liebe! Grüßt auch meine kleinen Brüder.“

Was den Förster zu jeder andern Zeit und unter andern Verhältnissen höchst unangenehm überrascht haben würde, erschien ihm jetzt als eine natürliche Sache. „Dein Wunsch soll mir heilig sein!“ sagte er fast feierlich. „Ich will Anna ein Vater werden, wenn ich ihr den Sohn auch nicht mehr geben kann.“

Da sagte der Krieger zögernd: „Anna, Herr Förster, bedarf keines Trostes mehr. Als ich ihr den letzten Gruß brachte, als ich sie vorzubereiten suchte auf Friedrichs Tod,

da zuckte es eine Weile seltsam in ihren Zügen, dann winkte sie heftig mit der Hand und sagte tonlos: „Ich weiß — ich weiß; die Eisfelder Rußlands haben ihn begraben.“ — Nach diesen wenigen Worten sank sie zusammen — und richtete sich nicht wieder zum Leben auf.“ — „O mein Gott!“ sagte der Förster mit gepreßter Stimme und starrte vor sich hin. — So hatten beide eine lange Zeit stumm da gefessen; jetzt ergriff der Fremde die Hand des gebeugten Vaters und sprach: „Seien Sie ein Mann! Ihr Schicksal theilen Tausende von Vätern und Müttern!“ Da riß der Förster sich empor, und beide gingen schweigend dem Forsthause zu.

Nach einigen Tagen zog ein Leichenzug nach dem Friedhofe. Dicht hinter dem Sarge, den ein grüner Kranz schmückte, ging der Vater Anna's, neben ihm der Förster.“ —

Am siebenten Nachmittage rauschte es stärker in den vollen Zweigen der Eiche. Still war das Laub auf den umstehenden Bäumen, still saßen die Vögel, still lag das Wild; lauschend blickte die Eidechse unter dem Schlingkraut hervor, und die bunten Käfer zogen die kleinen Flügel ein. Die Eiche begann:

Siebentes Bild.

„Wie ich oft die Schmach, die Zerrissenheit, den Schmerz und den Jammer der Menschen willenlos belauscht habe, so ist mir auch oft Kunde geworden von ihrer Seligkeit und von ihrem heiterernsten und geheimnißvoll sinnenden Treiben. Wenn ich oft den Jüngling betrachtete, wie er einsam durch

die stillen Räume schritt, oder im schwellenden Grafe unter unserm Laubdach ruhte, das Auge in seliger Trunkenheit auf die ziehenden Wolken über ihm, oder auf das flüsternde Gras zu seinen Füßen gerichtet: — dann erschien es mir, als sprühte in seinen nach außen und zugleich nach innen gewandten Blicken etwas Schaffendes, werdendes, nach dem Lichte Ringendes. — Und wohl hatte ich Recht: denn nach und nach öffnete sich die innre goldne Knospe und leuchtete als Strahlenblume in das äußere Leben hinein, und umzitterte alles mit seltsamem Glanze. Ich vernahm klingende Worte, bald klagend wie der Gesang der Nachtigall, bald jubelnd wie der Lerchenschlag, der in den hellen Sommermorgen hineinschmettert; bald ernst und zürnend wie das Brausen des Sturms, bald sehnsüchtig wie die heiligen Schauer der Nacht. Solche Jünglinge mit den nach innen und außen geschlagenen Augen werden von den Menschen Dichter genannt; in lieblichen und in erhabnen Reden und Gesängen feiern sie Natur, Liebe und Tugend. Und wohl tragen sie den Namen Dichter mit Zug und Recht; denn das lose, flüchtige Bild, das in bunten, schimmernden Farben vor ihrer sinnenden, schaffenden Seele schwebt, verdichten sie zu einem festen Wortgebilde, das alle Seiten des innern Menschen berührt und oft Jahrhunderte überdauert.

Dann traten noch andere ein in unsre grünen Hallen; sie schlugen ein leichtes Gestell auf, spannten eine Leinwand darüber, blickten lange aufmerksam und schweigend auf diesen oder jenen Baum, auf den Himmel, auf den mit Schling-

pflanzen und Moos überdeckten Boden; dann tusten sie sanft und leise auf eine Farben haltende Fläche und mit zartem, federartigem Stiel fuhren sie unmerklich über die Leinwand. Wie ein Wunder erblühte nun auf der Leinwand Baum und Himmel, Kraut und Bach, Gras und Blüthe, Wild und Vogel, alles aber in verkleinerter Größe. — Diese Künstler sind die Maler, die Zeichner, welche einzelne Büge unsrer großen Mutter Natur treu zurückgeben. So sah ich einst mich selbst und die Schwestereiche auf solcher Platte prangen, zwerghaft klein aber ähnlich; ja, so treu, daß wir fast darüber erschrafen, als wir unsre Nester und Zweige mit den zackigen, saftigen dunkeln Blättern erblickten. Wie im Leben, so rankten auch im Bilde unsre grünen Arme in einander, und um meinen Stamm schlängelte sich liebend der dunkle Ephen. Im Schlosse eines Fürsten sollte unser Abbild für alle Zeiten aufbewahrt werden; so viel verstanden wir aus der Rede, die der Maler mit seinem Begleiter führte. Auch war es hohe Zeit gewesen uns zu contereien, denn wenige Jahre später, und man hätte mich allein gefunden.

Es kam ein schwerer Tag über unsern Wald. Die Windsbraut stürmte vom Meere daher; ihr weiter, dunkler Mantel flatterte durch die Lüfte; sie trieb die Wolken in Schlossen und Ballen zusammen und warf sie mit gigantischer Hand gegen die ängstliche Erde. — Der Himmel glich keiner Glocke mehr, die feierlich über der seligträumenden Erde hing; er schien ein Chaos von an einander geschleuderten Wolkengestalten, deren furchtbare, riesige Formen

jeden Augenblick wechselten. Das Meer siedete hoch auf im Sturm, der die schäumenden Wogen peitschte. Felsmassen stürzten donnernd von ihrer Wolkenhöhe und zerstörten die leichten Wohnungen der Menschen; mächtige, himmelanstrebende Bäume brachen krachend unter der Wucht der tobenden, zürnenden Windsbraut, und die ganze Natur, in ihrer entfesselten Wuth, schien sich in jenes Chaos wieder auflösen zu wollen, das sie einst, vor der Bildung und Zusammenschichtung dieses Erdballs gewesen war. Die düstere, zerstörende Hand des Sturms brach kräftige Ulmen wie leichtes Rohr und beugte die Kronen der schlanken Birken hinab zu den Wurzeln, daß sie über das Moos am Boden segten, und in demselben Augenblick wieder mit Allgewalt in die Höhe schnellten. — Fester rankte ich meine Arme in die Nester der Schwestereiche; brausend fuhr es durch unsre Wipfel, und ein dichtes Meer von Blättern umkreiste uns wie im Wirbel. Wohl fühlten wir die gewaltigen Stöße des Elements tief in unserm Marke; aber Jahrhunderte lang hatten wir Sturm und Wetter getrogt; der Blitz war ohne uns zu verkehren, dicht an uns herabgefahren; vermochte der Sturm unsern Stamm zu brechen, der einer mächtigen Säule gleich, gen Himmel ragte? — Das war es ungefähr, was wir uns mitten in dem Aufruhr der Natur zuflüsterten. — Da kam ein entsetzlicher Stoß — ein furchtbarer Krach; — wie ein verzehrender Blitz durchzuckte es mein tiefstes Mark. Die grünen Zweige, welche die Schwestereiche eben noch fest umrankten, wurden weit

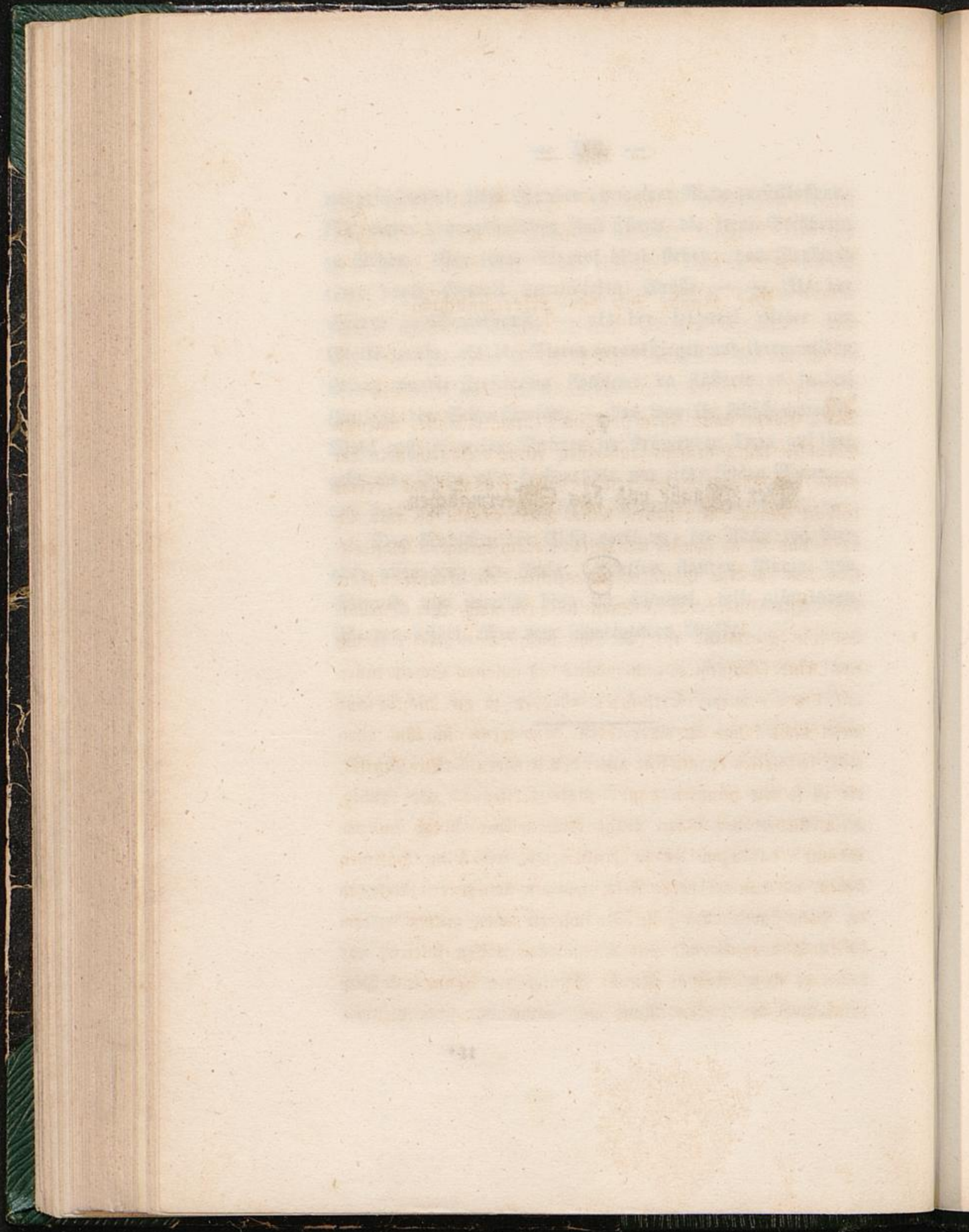
weggeschleudert, tiefe Wunden an meiner Rinde zurücklassend. Mit einem donnerähnlichen Fall stürzte die treue Gefährtin zu Boden. Nur jener Stumpf blieb stehen, das Denkmal einer durch Gewalt vernichteten Größe. — — Als der Sturm vorübergebraust, — als der Himmel wieder zur Glocke wurde, als die Sterne heraufstiegen und ihren milden Glanz um die Zerstörung flochten: da flüsterte es in den Zweigen der Schwestereiche, — das war ihr Abschiedswort. Wohl goß ich meine Thränen im strömenden Thau auf ihre gebrochne Krone, aber sie benetzten nur einen todten Baum, — und was todt, das küssen keine Thränen wieder wach". —

Das Rauschen der Eiche verklang; die Nacht zog herauf; alles ging zur Ruhe. Lautlos standen Baum und Strauch, und feierlich hing der Himmel, mit glänzenden Sternen besäet, über dem schweigenden Walde.

7.

Der Knabe und das Meermädchen.

9



Der Knabe und das Meermädchen.

Die Sonne stand schon hoch im Mittag, und ihre warmen Strahlen lagen brütend auf einem niedern Häuschen in der Nähe des Strandes, der von den salzigen Wellen des Meeres bespült wurde. Ein heller, feiner Sonnenstrahl drängte sich durch das kleine Fenster und glitt, wie ein lustiger Goldstreif, über das dürftige Bettchen in welchem ein krankes Kind lag. Die Finger des Kleinen haschten nach dem Strahl, um ihn zu greifen, aber er war unfaßbar. „Ach“, sprach das Kind sehnsüchtig, „ich möchte den goldnen Schein küssen und ihn nie wieder fortlassen; aber er ist so flüchtig und weilt nicht lange an einer Stelle, und wenn ich ihn fassen will, so gleitet er mir fort unter den Fingern.“ Die Mutter, die zu seinen Häupten stand, sagte tröstend: „Sei ruhig, mein Lieber, der Vater trägt Dich wieder hinab an den Strand; dahin wo es so einsam ist, wo keine Hüttchen stehen, wo nur der rothe Fels, wie ein steinerner Riese, in die Höhe starret. Da sollst Du wieder ruhen mitten in dem hellen Sonnenetz und mit den goldnen Fäden spielen, aus denen es so wunderbar gewebt ist; und die Sonne küßt Dich dann auf den lieben Mund und röthet Dir die bleichen

Wangen.“ Der Knabe schaute lächelnd in das Gesicht der Mutter und flüsterte: „Das ist schön!“ — Die Mutter aber wandte sich schnell ab, damit der Kleine die Thräne nicht sehe, die über ihre Wange glitt. — „Wo ist der Vater, daß er mich zum Strande trage?“ begann der Knabe nach einer Pause wieder, „mich verlangt nach dem kleinen Meeremädchen, das auf dem Delfin reitet und der glänzenden Muschel so süße Töne entlockt. Ach, Herzensmutter, geh' und rufe den Vater; ich will ans Meer, ans Meer!“ Die Augen des Knaben leuchteten seltsam; auf den bleichen Wangen entwickelte sich ein feines, rothes Pünktchen, welches sich nach und nach über das ganze Gesicht verbreitete, als erglühete es in Rosenschimmer. — Die Mutter trocknete verstoßen die Thränen ab; — wurde ihr doch nie so weh ums Herz, als wenn der Knabe so seltsame Worte sprach, von denen sie nichts begriff. — Dann rief sie den Vater, der draußen im Freien beschäftigt war.

Der Knabe wurde hinabgetragen an den warmen Strand, der mitten in goldner Sonnengluth lag. Leise plätscherten die gekräuselten Wellen und sangen die alte Melodei vom Meerkönig und seinem kristallinen Schloß in der feuchten Tiefe. Der Knabe tauchte die Hand ins Wasser und ließ die Wellen darüber strömen, schmeichelnd und spielend wie neckische, weiche Küstchen. Dann sprach er bittend zu den Aeltern: „Geht heim ins Haus, damit ich allein bin; sonst kommt mein Meerfräulein nicht. Sie taucht nur aus der Fluth, wenn einsam liegt der Strand in Sonnengluth,

und ich allein nur harre auf ihr Erscheinen.“ Die Aeltern gingen schweigend, nachdem sie ihm die Kissen zurechtgelegt. Sie kannten seine stille Weise, sein Verlangen nach Einsamkeit. Sie wußten, daß er nachher wieder heiter und ruhig war, wenn er einsam am Strande gelegen und mit den Wolken und Wogen, mit dem Sonnenschein und den Lüftchen geplaudert hatte. Was er ihnen alsdann oft vom Meermädchen erzählte, das glaubten sie freilich nicht; aber es lag ein süßer, schmerzlicher Zauber darin. Sie hielten das alles für wirre Bilder seines kranken Zustandes; wie sollten sie sich die seltsamen Märlein, die er ihnen mittheilte, auch anders erklären?

„Nun komm!“ flüsterte der Knabe, als er allein war, „nun komm mein Liebchen, tauche auf aus der silbernen Fluth und singe mir vom Schlosse des Meerkönigs und seinen tausend Wundern.“ — Da rauschte es leise im Grunde; das Wasser wallte und wogte; ein sanftes Klingen drang aus der Tiefe; eine weißgekräuselte Welle brach sich dicht am Ufer, und das Meermädchen mit dem langen, glänzenden Haar, reitend auf dem schwarzen Delfhin, und in der Hand eine seltsam gewundene Muschel haltend, wurde sichtbar. — Sie stieg eilends an den Strand, winkte mit dem Händchen dem Delfhin und sagte:

„Geh' und spiele mit den rauschenden Wogen,
Kehre wieder wenn eine Stunde entflohen.“

Das Meermädchen strich jetzt das perlende Wasser von dem wallenden Haar, kämmte es alsdann mit dem goldnen

Muschelkamme, daß es glatt und fein am weißen Halse herabfiel, und ordnete sich das prächtige, blaue Gewand, das durchwoben mit silbernen Wasserlilien blühend und schimmernd wie die Fluth selbst, anzusehen war. — Jetzt näherte sie sich dem Knaben und begrüßte ihn wie einen alten, lieben Bekannten. „Bist Du da?“ sagte der Kleine, „Du hast länger auf Dich warten lassen als sonst“. Das Meermädchen lächelte, blies leise in die Muschel, daß es einen süßen, verlockenden Ton gab, und sprach: „Ich bin schon weit geritten heut auf meinem treuen, schwarzen Meerrößlein; ich habe Blumen und Blätter geholt aus dem fernen Indien, um das Schloß meines Vaters, des Meerkönigs zu schmücken, denn eine meiner Schwestern hält Hochzeit morgen mit einem Meerprinzen.“ „In Indien warst Du heute?“ fragte der Knabe, und seine Augen flammten in Sehnsucht. „In Indien“ — wiederholte das Meermädchen, „o, es ist schön dort!

„So warm, so lau,
Und der Himmel tiefblau,
Und die Wasser so milde,
Bedeckt mit dem Schilde
Der Lotosblätter,
Mit duftenden Blumen
Wie schwimmende Götter.“

„O, es ist schön dort!“ sprach der Knabe leise nach, als fenne er Indien und liebe es. „Erzähle mir von Indien;“ setzte er dann lauter hinzu; — „Klingen und rauschen die Wellen des Ganges wie die Wellen unsers Meeres?“ „Nein“,

versetzte das Mädchen, „die Wellen des Ganges singen andere Lieder, süßer und schmelzender als die Lieder unsrer salzigen Fluthen, denn mild und liebend hängt dort der Himmel über der Erde und schüttet tausend liebliche Wunder auf die blühenden Gesilde. Der Ganges ist der heilige Strom, mit dessen Raß die Priester geweiht werden zum Dienste Brahma's, des Erhabenen, des Schaffenden. Darum ist auch alles geweiht was in seinen klaren Fluthen, und was dicht an seinen Ufern wächst: Blume und Blatt, Baum und Strauch. Siehe, eine Blume habe ich Dir von dort mitgebracht, daran wirst Du Dich freuen und Dir einreden, Du habest sie selbst am Ganges gebrochen.“ Das Meerkind schob das dünne, wallende Gewand vom Busen zurück und zog eine Blume hervor. Diese war tulpenartig geformt lichtweiß vom Stengel an bis fast zur Mitte, dann schattirte sie ab in dem zartesten Roth, das, wo der Blumenmund sich schloß, dunkler wurde. *) Zuerst schien die Blume welk und schlaff zu sein; das heiße Herzchen des Meerkindes hatte wohl zu dicht daran gepocht, und sie matt gemacht. Aber das Mädchen nahm die Muschel und blies einen wunderbaren Ton, und die Blume hob erfrischt den Kelch, als hätte die perlende Fluth des Ganges sie eben getränkt. „Siehe, so singen die Wogen des Ganges;“ begann das Meerkindchen wieder, „diesen Ton habe ich ihnen abgelauscht, als ich die Blume brach im Ganges, und von der leichten Berührung

*) *Nelumbium speciosum* (prächtiges *Nelumbium*). Der Name „Smelia“, gehört der Phantasie an.

meiner Hand sich weite Kreise dahinzogen auf dem klaren Spiegel." — Sie reichte dem Knaben die liebliche Blume; er nahm sie entzückten Auges und starrte sie an wie ein Wunder. Nachdem er sie lange betrachtet, sagte er: „Ich kenne diese Blume; heißt sie nicht Smelia?“ „Du hast Recht“, versetzte jene überrascht, „sie heißt Smelia.“ Sie ist den Priestern Brahma's heilig und wird von allen Indiern verehrt, weil sie Brahma geweiht ist. Wer eine Smelia verlegt, wird mit dem Tode bestraft. Die Blume besitzt geheime Kräfte; sie heilt die gefährlichsten Kranken schon durch ihren Anblick; ein Gebet, verrichtet vor der Smelia in der Morgenfrühe, wenn noch die Nebel der Nacht auf dem Spiegel des Stromes schlafen, ist stets ein wirksames, vorausgesetzt, daß es ein frommes ist; — und wo die Smelia blüht, da ist im weiten Umkreise kein dauerndes Leid. Wer die Wurzel einer abgestorbenen Smelia genießt, nimmt zu an Verstand und Weisheit, und wer das Glück hat, ein abgefallnes Samenkörnchen dieser heiligen Pflanze als Speise zu sich zu nehmen, der kann nimmermehr Böses thun, denn der Same dieser geweihten Blüthe befruchtet seine Seele mit den schönsten Tugenden. — Aber woher kennst Du diese Blume? Woher weißt Du ihren Namen?“

Der Knabe legte nachsinnend die Hand vor die Augen, dann sagte er: „Ja, so ist es! Schon lange ist es her, da kam ein Reisender durch unser Dorf; der wohnte eine Zeit lang in unserm Häuschen. Das war ein gelehrter, weiser Herr; der wußte alles, was auf, in und über der Erde ist.

Er unternahm weite Reisen, um neue Entdeckungen zu machen; neue Völker, Blumen und Pflanzen, Steine und Muscheln kennen zu lernen. Er maß die Meeresfläche und die Höhe der Berge mit bloßen Augen, und traf stets das Richtige. Was hatte er nicht alles gesehen und gehört! Sein Fuß hatte auf den Eissteppen Rußlands und in den Nirtenwäldern Spaniens gewandelt; sein Auge hatte die Pyramiden Aegyptens und die alten Hünengräber in Westphalen gesehen, und sein Ohr das Glockengeklingel der Chinesen und den Donner des Hella vernommen, wenn er sich anschickt die zischende Lohe gegen die Wolken zu schlendern. Auf den steilen Gletschern der Schweiz hatte er die Alpenrose, und an den Ufern des Ganges die Smelia gepflückt. Siehe, mein Liebchen, der hat mir erzählt von der geweihten Blume und sie mir beschrieben, wie sie leibt und lebt. Daher erkannte ich sie sogleich, als Dein Muschelton sie wieder mit frischem Leben schmückte.“ — Der Knabe hielt ermattet eine Weile inne, dann fuhr er leiser fort: „Siehe, seit jener weise Mann in unser Häuschen getreten und mir von den Wundern der Erde und des Himmels erzählte; von den leuchtenden Sternen mit ihrem stürmenden Gange; von den Schätzen des Meeres und der Berge; von dem zarten Leben, das in jedem Moose, in jedem Grashalm zittert; — ach, seit jener Zeit bin ich krank und sehne mich hinaus, die Wunder des Lebens zu schauen und in die Tiefen aller Geheimnisse hinabzusteigen. — Aber ich kann nicht hinweg von unserm Inseldorfe, meine Aeltern lassen mich nicht, denn ich

bin ihr einziges Kind, — und so muß ich mich verzehren in vergeblicher Sehnsucht.“

Die Stimme des Knaben bebte wie im Weinen; eine Thräne stand in seinem Auge. Das Meermädchen aber nahm schnell die blitzende Muschel und hauchte jenen süßen Ton darauf, der den Wellen des Ganges abgelauscht war; — und wie der Ton dahinglitt durch die stille Luft, da war es, als leuchtete die Thräne wie in seliger Luft, und der Knabe legte seinen Kopf in den Schoß des Mädchens und sagte freundlich: „Bin ich nicht undankbar? Du kommst alltäglich eine ganze Stunde und erzählst mir von den Wundern des Meeres, von dem Schlosse Deines Vaters, des Meerkönigs; von dem glänzenden, tiefblauen Himmel mit Sternen besäet, der Euch zum Schemel Eurer Füße dient; und ich bin nicht zufrieden, und sehne mich hinweg von hier und will alles mit eignen Händen fassen, mit eignen Augen sehen.“ — Das Mädchen lächelte, strich mit den feinen Fingern durch die dunkeln Locken des Knaben und küßte mit den rothen Lippen die Thräne aus seinem Auge. „Sei ruhig, mein Lieber“, begann sie dann mit süßer Stimme: „alle Sehnsucht, wenn sie edler Natur ist, wird gestillt werden, früh oder spät. — Aber erzähle mir noch von dem klugen Manne, der Dich krank gemacht, und den Du doch so lieb haben mußt, weil er Dir so viel Schönes und Herrliches erzählt hat. Ich höre Dich so gern.“ Der Knabe entgegnete nach einer Pause: „Wie könnte ich Dir alles Wunderbare wiedererzählen, das er mir mitgetheilt! Es ist mir oft, als stände alles

wie ein großer, gewaltiger Tempel mit einer herrlichen Kuppel und mit schlanken Säulen und wunderbaren Bildern geschmückt, tief in meiner Seele. Aber laß mich noch ein wenig ruhen, und spiele auf Deinem Instrument.“

Das Meermädchen blies auf der Muschel eine liebliche Weise, und die Wellen tanzten auf dem breiten Rücken des Meeres, und die spielenden Delfine schossen hin und her und tauchten auf und nieder, daß es lustig anzuschauen war. Meergras und Seetang streckten die feuchten Arme hervor aus der bewegten Fluth, als lauschten sie den bezaubernden Tönen. Die glattgewaschenen Kieselchen am Strande, mit denen die Wellen spielten, fingen leise an zu klingen, als wollten sie den Takt schlagen zu der seltsamen Melodie. — Das Haupt des kranken Knaben lag im Schoße des Mädchens; aber der Knabe schien nicht krank zu sein, so blühte sein Antlitz in Freude und Lust. Jetzt legte das Meerkind die Muschel nieder und erzählte dem Lieblinge noch manches von den Priestern Brahma's und von den Indiern: wie sie kein Thier tödten, selbst kein krankes, sondern es hegen und pflegen, wie man franke, liebe Kinder pflegt. „Denn“, setzte das Mädchen hinzu, „die Indier glauben an eine Seelenwanderung.“ „Seelenwanderung? Was ist das?“ fragte aufmerksam der Knabe. Das Mädchen versetzte: „Si nun; so wie ein Mensch stirbt, wandert seine Seele in den Körper eines Thieres; erst in den Körper eines Wurms, eines Fisches oder dergleichen minderbegabte Thiere. Dann in den Körper eines Hundes, eines Pferdes, eines Elephanten,

oder eines Vogels. Die Seele wandert so lange stufenweise aus einem Thierkörper in den andern, bis ihre Läuterung oder Reinigung vollendet ist; dann erst nimmt Brahma sie auf und gießt alle Seligkeit des Himmels über die geprüfte und gereinigte Menschenseele aus. Siehe, deshalb tödten die Indier kein Thier, weil sie die Seele eines Menschen auf ihrem Gange zu Brahma aufhalten, indem sie die zeitweilige Hülle zerstören.“ „O!“ rief der Knabe sehnsüchtig, „dann möchte ich, wenn ich sterbe, in den Körper eines Delphins wandern, auf dem Du durch das feuchte, klare Meer rittest. Dann trüge ich Dich hinunter in das Schloß Deines Vaters und schauete all die Wunder und Herrlichkeiten von denen Du mir so oft erzähltest. Und wenn eine Deiner Schwestern Hochzeit machte mit einem Meerprinzen, dann rittest Du auf meinem Rücken nach Indien, und wir holten die duftenden Blätter und Blumen, um das Schloß zu schmücken. Dann sähen wir auch die heilige Smelia in ihrer frischen Pracht, benezt von den Wassern des Ganges. Dann sähe ich wohl viele der Wunder, von denen mir der kluge Mann gesprochen.“ Das Meermädchen blies wieder auf der Muschel eine liebliche Melodie, und es schien, als ob die Wolken sich tief herab senkten, um den Tönen zu lauschen.

„Siehe,“ begann der Knabe, indem er sein Haupt aufrichtete und sein Auge auf den Wolkenbildern hasten ließ: „Siehe, so saß ich oft am Strande mit dem fremden, klugen Manne. Dann erklärte er mir die Entstehung der Wolken; daß sie Dünste seien, die aus der Erde und aus den Wassern

emporsteigen und sich zu dichten Massen formen, um als Regen, Schnee und Hagel wieder zurückzukehren, von wo sie gekommen sind. Wenn ich ihm dann andächtig zuhörte und nach den Wolken griff, wenn sie sich tiefer senkten, sie aber vergeblich zu fassen strebte, dann lächelte er seltsam und sagte in seiner ruhigen, milden Weise: „Nicht alles läßt sich fassen mit den Händen, mein Sohn. Die Wolken, die Luft, die Strahlen der Sonne, die flüsternden Winde und noch tausend andere Dinge sind flüchtiger, unfassbarer Natur, gleich wie die Gedanken und die Phantasie des Dichters. Wir fühlen sie wohl, aber wir fassen sie nicht mit leiblichen Händen.“ Dann fragte ich ihn: „Was ist ein Dichter?“ Und er lächelte dann wieder wie gewöhnlich, und suchte mir das Wesen eines Dichters begreiflich zu machen. „Ein Dichter,“ sagte er, „ist eine eigenthümliche Menschennatur. Er spricht mit den Blumen und den Lüften, mit den Wogen des Meeres und mit Mond und Sternen. Er senkt einen tiefen, tiefen Blick in alle Geheimnisse des ganzen Alls und lebt, obwohl am meisten in sich selbst, doch auch in allen Erscheinungen des Lebens. Er vernimmt und sieht Wunder und Märchen, wo ein gewöhnliches Menschenauge nichts entdeckt als Nebel und Schatten. Dann bildet er das Gesehne, Gehörte und Empfundne zu lieblichen Worten und theilt also den blöden Naturen die Herrlichkeiten mit, von denen sie wohl eine Ahnung, doch, für die sie keine Sprache hatten.“ Wenn ich dann zu dem klugen Manne sagte: „Ach, ich möchte auch ein Dichter sein; wie schön und selig ist einem solchen wohl zu

Muthe!" Dann lächelte er wieder, strich mir über die Stirn und tröstete mich mit den Worten: „Du wirst ein Dichter werden, wenn Du größer bist, denn Du spielst mit Mond- und Sonnenschein und sprichst mit den Wolken und Winden; und wenn Du eine Blume am Wege siehst, so neigst Du Dich unwillkürlich zu ihr nieder und blickst in ihren Kelch hinein als wolltest Du sie fragen, ob sie Dir nicht das Märlein ihres kurzen Lebens erzählen könne?“ — Dann ward mir so seltsam ums Herz; ich fühlte Leid und Lust und vermochte eins von dem andern nicht zu trennen. — — Aber ich werde kein Dichter, denn ich bin krank und kann nicht hinweg vom Inseldorfe und werde sterben vor Sehnsucht nach allen Wundern des Lebens!"

Das Meerkindchen tröstete den kranken Liebling und setzte die Muschel an die Lippen und blies die süßesten Weisen; die waren so bezwingend, daß dem Knaben nach und nach die Augenlieder zufielen, und er einschlief über den seltsamen Klängen. — Da rauschte es in den Wogen, und das schwarze, breite Haupt des Delyphins wurde sichtbar. Leise und flüchtig küßte das Mädchen den schlafenden Knaben, ließ ihn sanft auf die Kissen zurückgleiten, bestieg das feuchte Seeröß und schoß pfeilschnell, aber lautlos in die hellgrüne, kristallne Fluth hinab.

Die Aeltern fanden den Knaben fest und ruhig schlafend; seine Wangen waren roth, und seine Lippen blühend. Sie meinten, es sei die rückkehrende Gesundheit, die ihre Rosengluth aufs liebe Antlitz legte; — und es war doch

nur der Widerschein einer verzehrenden, heißen Sehnsucht nach dem Fernen und Unbekannten.

„Woher hast Du denn die schöne Blume, die so seltsam geformt ist, und die ich noch nie hier gesehen?“ fragte andern Tages die Mutter. Als der Kleine ihr die Mär erzählte von dem Ritt des Meerkindeß nach Indien, und von der geweihten Blume, da schüttelte die Mutter trübe das Haupt und sagte leise zu dem Gatten, der den Puls des Knaben zählte: „Ach er hat wieder wirr und seltsam geträumt am Meeresstrande. Die Wellen haben wohl die Blume ans Ufer geworfen, und seine Phantasie bildet sich nun ein wunderbares Märchen daraus. Heilte die Blume alle Krankheiten, so würde sie ja auch unsern Knaben gesund machen; er ist ja fromm und gut, und hat uns nie ein Leid angethan, als durch sein eignes.“ Der Kranke hatte trotz des Flüsters die Mutter doch verstanden, und sagte wie vor sich hin: „Die Imelia heilt nur die Kranken, wenn sie von den Fluthen des Ganges getränkt wird; ihrem flüssigen Boden entnommen, verliert sie ihre geheimnißvollen Kräfte. Stände ich an dem heiligen Strome und sähe sie blühen in frischer Kraft — dann würde ich wohl gesunden.“ Die Aeltern seufzten; zwar verstanden sie den Knaben nicht, aber es kam ihnen eine leise Ahnung, daß ungestillte Sehnsucht krank machen und das Leben lockern könne.

An jedem Nachmittage trugen sie das sehnsüchtige Kind nach dem Strande und betteten es im warmen Sonnenschein; und wenn sie dann zurückkehrten und verstoßen um-

schauten, um zu sehen, was der Kleine beginnen möge, dann hörten sie ihn wohl leise nach dem Meerkinde rufen, sahen es wohl, wie er die Hand in die Fluth tauchte und wie es aufsprang in den Bogen, — aber das Meer-
mädchen auf dem Delyhin reitend und auf der Muschel blasend — das sahen und hörten sie nicht.

Der Sommer ging zu Ende. Die Wangen des Knaben wurden bleicher, seine Augen strahlender und geistiger; um seine Lippen spielte ein Zug stillen Friedens. — So war er auch eines Nachmittages hinausgetragen an den Strand, und lag mitten in sanfter Sonnengluth. Matt tauchte er die Hand in das kühle Wasser; mit leiser, leiser Stimme rief er sein Meerkindchen. Auf seinem Schoße lag die Smelia, aber sie war schon lange verwelkt; die Muschel des Meer Mädchens hatte sie nur für Augenblicke mit frischer Kraft angehaucht durch den bekannten Ton, dann aber war sie matt geworden in Sehnsucht nach den heimathlichen Wassern des Ganges, nach der milden, würzigen Luft ihres Vaterlandes. Und sie hatte den Kelch gesenkt, daß er schlaff am trocknen Stengel niederhing. „Bist Du gestorben in Sehnsucht nach Deinem schönen Indien?“ flüsterte der Knabe mitleidig und küßte mit den welken Lippen die welke Blüthe. „Ach, tröste Dich mit mir! Ich werde auch sterben aus Sehnsucht nach den Wundern und Geheimnissen des Lebens.“ Und die Blume schien ihn zu verstehen, denn es erklang ein feiner Ton aus ihrem Kelche, der zog über die Wellen dahin und erhob sich in die Luft, als wollte er den Wolken etwas

Geheimen zuflüstern. Da rauschte das Wasser leise, leise, und der Delfin tauchte auf mit dem Meerkinde auf dem Rücken; und er ließ es hinabgleiten leise, leise auf den Strand, daß kein zu lauter Ton den franken, schwachen Knaben störe.

Das Meerkindchen aber sah heute nicht so heiter aus wie gewöhnlich; das schöne, klare Auge war trübe, als wäre es eben von Thränen benetzt. Am Arme trug es einen wunderschönen Kranz von Meergras, dunkelrothen Korallen und weißen Schilfblumen. Es kämmte sein Haar heute nicht mit dem goldnen Muschellkamme, sondern strich nur eilends und schnell mit den Händen darüber, daß das perlende Wasser herabströmte. — „Siehe, da bist Du ja!“ rief freudig der Knabe und streckte die bleichen Hände aus nach dem Lieblinge. „Ich habe mich recht nach Dir gesehnt.“ Das Mädchen ließ sich zu ihm nieder und strich ihm das dunkle Haar von der Stirn und glättete es mit den feinen Fingern. Aber sie sagte nichts, so bewegt war sie vom Anblick ihres kleinen Freundes. Der Knabe blickte ihr in die Augen und fragte besorgt: „Fehlt Dir etwas? Du schaust so trübe.“ Das Mädchen schüttelte verneinend das Köpfchen und versetzte: „Nicht doch; ein vorüberschwimmender Delfin schlug heftig mit dem Schweife und traf mich ins Auge, da belief es mir mit Thränen.“ „Der böse Delfin!“ rief der Knabe. „Nur ruhig!“ versetzte jene, „es ist schon vorüber, ich fühle nichts mehr davon.“ — Dann wandte sie sich schnell ab, daß der Knabe die Röthe nicht sehe, welche die

rührende Lüge auf ihre Wange gehaucht hatte. Der Kranke schwieg einen Augenblick und schien nachzudenken, dann sagte er: „Weißt Du es noch, als ich Dich zum ersten Male am Strande erblickte? Du warst heraufgestiegen aus Deines Vaters Schlosse, und wolltest Dir bunte Kieselchen suchen am Strande, um sie von unten in die Höhe zu werfen, daß die Fluth sich kränsele. Du hattest die Zeit vergessen und warest zu lange geblieben. Da ging ich zufällig hinab an den Strand und fand Dich. Du aber wurdest vom Schrecken erfaßt, denn kein menschliches Auge durfte Dich erblicken, weil die Götter des Meeres mit den Kindern der Erde nicht verkehren dürfen. Und Du hattest Mitleid mit mir, als ich Dich flehentlich anrief, und Dich bat, nicht fortzueilen; denn mein Auge hing wie gebannt an Deiner Erscheinung, und ich mochte und konnte Dich nicht lassen. Da bliebst Du bei mir eine ganze Stunde lang und erzähltest mir von den Herrlichkeiten dort unten; und als Du fortrittest auf Deinem Kößlein, da versprachst Du mir, alltäglich eine Stunde lang wieder zu kommen, und zu blasen auf Deiner Muschel, oder mir Kunde zu bringen von dem weiten Wasserreiche. Und Du hast Wort gehalten; auch nicht einmal hast Du mich vergeblich warten lassen.“ „Hatte ich doch selbst stets eine Sehnsucht, Dich zu sehen,“ sagte das Mädchen, „wie hätte ich da heimbleiben können in meines Vaters Schlosse?“ Und sie legte dem Knaben die Hand auf die Augen, daß ihm der helle Sonnenschein nicht blendend hineinfalle.

„Weißt Du noch,“ fuhr der Knabe fort, „wie schöne

Wunderdinge Du mir erzähltest, von den weiten, weiten Räumen da unten; den prächtigen Gärten mit den blizenden Kristallblumen, die nie verwelfen; von den brennend-rothen Korallensträuchen, die nie entblättert werden; von dem weichen Moose, das nie verdorrt? Und wie Ihr da unten spielt mit den großen Thieren des Meeres, die dem Menschen ein Entsetzen sind, mit dem gewaltigen Hai und dem Seerof; wie Ihr lustig auf ihrem Rücken umherreitet, und sie Euch in die Höhe werfen und wieder auffangen? Auch von den Wallfischen erzähltest Du, wie sie stattlich die Fluthen durchschneiden, auf den Häuptern blizende Kronen von Muscheln und Perlen.“ Das Meerkindchen hielt dem Liebling den Mund zu und sprach: „Du redest heute so viel, das ist Dir nicht gut; schweige ein wenig. Ich weiß ja alles, was ich Dir von dem Reiche da unten erzählte; von der kühlen und doch milden Luft, die dort herrscht, wo man nie krank wird, nie stirbt und nie altert. Ich habe Dir auch erzählt, wie wir die gewaltigen Schiffe der Menschen mit den blähenden Segeln und den spitzen, leichten Masten dahinbrausen sehen, weit, weit über uns. Und wenn nun ein Sturm daherkommt und die stattlichen Segel zerreißt und das mächtige Gebäu an einen Fels schleudert, daß es krachend zusammenbricht, und alles verschlungen wird von den wilden Fluthen, dann kommen die Meerfinder heran und sammeln die Gebeine der Ertrunkenen, und der von dem Fels Erschlagenen und begraben sie in dem weißen, glitzernden Sande des Meers, und schmücken die Gräber mit

Muscheln und Korallen, Schilfblumen und Moos. Die Menschen hier oben aber klagten über die zerstreuten Gebeine ihrer verlorren Lieben, und wissen es nicht, wie schön und weich sie dort unten gebettet sind. Das alles habe ich Dir erzählt, mein Lieber, weißt Du's noch?" Der Knabe nickte freundlich mit dem Haupte.

Das Meermädchen nahm jetzt die Muschel und hauchte leise darauf. Wie süß, wie lieblich waren heute die Töne des seltsamen Instruments! Es schien dem Kleinen noch nie so schön geklungen zu haben. Sein Haupt lag im Schoße des Meerkinde; seine Augen hafteten an der mächtigen Himmelsglocke, wo die weißen Wölkchen lustig hin- und herzogen. Die Wolken bildeten sich zu seltsamen Gestalten: zu fächerartigen Blättern, zu riesigen Glockenblumen, zu leuchtenden Seen, zu gewaltigen Felsmassen und weiten Flächen. Und die lustigen Bilder hoben und senkten sich, daß die Hand des Knaben hineinzugreifen schien in die flüchtigen Massen, wenn er sie in die Höhe streckte. Dann veränderten sich die Gestalten; was eben ein leuchtender See, ward zum steilen Fels; die riesige Glockenblume verschwamm zum weiten, flatternden Schleier, und aus dem fächerartigen Blatte bildete sich ein mächtiger Tempel mit schlanken Säulen. Die Sonne warf ihre flammenden Strahlen über die zitternden Wolkengebilde und umsäumte sie mit funkelndem Goldschimmer. —

Die Wellen des Meeres schlugen leise an den Strand; das klang so feierlich wie noch nie zuvor, und aus dem weißen, kräuselnden Schaum des Wellenkammes tauchten

liebliche Gestalten auf mit langem, goldnem Haar und flimmernden Kränzen. Das waren wohl die Schwestern des Meerkinde; die wollten wohl den kranken Knaben sehen, dessen Gesicht heute so bleich war; — morgen tauchten sie vielleicht vergeblich aus der Tiefe empor; morgen spielte er vielleicht nicht mehr am Strande mit den Sonnenstrahlen. —

„Wie schön Du heute bläsest auf Deiner Muschel!“ sagte der Kranke, das Haupt aufrichtend; „Siehe, die Wolken und Wellen und die feinen Pfeile der Sonne tanzen auf und nieder nach der süßen Melodie.“ „Ich ziehe die Wunder herab aus der Höhe und herauf aus der Tiefe;“ flüsterte die Angeredete, „Du liebst ja die Wunder und sehnst Dich, sie zu sehen und zu fassen.“ — Der Knabe lächelte selig; dann sagte er, den Kranz erblickend, der auf den glatten Kieseln lag: „Woher hast Du den schönen Kranz? Haben ihn die Lüfte herabgeworfen zum Danke, weil Du so süße Weisen spielst, die Du den Wellen des Ganges abgelauscht, wo die heilige Smelia blüht?“ Das Mädchen versetzte: „Nein, mein Liebchen, ich selbst habe den Kranz geflochten im Garten meines Vaters, da unten in der kristallinen Tiefe. Mit solchen Kränzen werden die Töchter des Meeres geschmückt, wenn sie Hochzeit machen mit ihren Liebsten.“ „Deute mir die Blumen und Blätter;“ bat der Knabe, indem er den Kranz durch die feinen Finger gleiten ließ. Das Mädchen entgegnete: „Siehe, die weiße Schilfblume deutet die Sehnsucht an; die Sehnsucht bleicht die Wangen, d'rum ist die Blume weiß und bleich. Das Meergras be-

deutet die Hoffnung; Hoffnung erhält frisch und gesund, d'rum ist die Pflanze grün, die Farbe des Lebens. Die Koralle aber ist ein Zeichen erfüllter Sehnsucht und Hoffnung zugleich, d'rum erglüht sie im feurigen Roth, der Farbe des Glücks und der Seligkeit." — Der Knabe lächelte und küßte den schönen Kranz. Das Mädchen aber nahm den Kranz und drückte ihn dem Kleinen aufs lockige Haar und flüsterte: „Wie er Dir so schön steht!“ Und sie küßte ihn und strich ihm sanft über die weiße Stirn, daß es ihm war, als berührte ihn ein spielendes Lüftchen. Unwillkürlich schloß er die Augen. Nur wenn die Sonnenstrahlen neckisch darüber fuhren beim Zuge der Wolken, dann öffnete er sie zuweilen und lächelte. Bald aber legten sich die langen Wimpern wieder schützend über die Augensterne und lagen fest, ohne mehr zu zucken, wenn auch die Sonnenstrahlen ihr Spiel trieben.

Das Meermädchen weilte heute länger am Strande als gewöhnlich; der Delphin hatte sich schon öfter gezeigt, um an die Heimkehr zu mahnen; aber das Mädchen schüttelte dann traurig mit dem Köpfchen und senkte das Auge auf den schlafenden Liebling. — Als aber die Sonne sich zum Untergange neigte und ihre goldnen Pfeile schräger warf, und die goldige Gluth sich verwandelte in tiefdunkeln Purpur; als gegenüber sich die blasser Mondessichel zeigte, und das Meer anfing stärker zu rauschen, als riese es mit lautem Tone die Säumende zurück: — da ließ das Mädchen den Knaben sanft vom Schoße gleiten, küßte ihm den festgeschlossnen

Mund und schlüpfte dann leise in die Fluth. Bögernd bestieg sie ihr Meerröflein, blickte noch einmal nach dem Liebling zurück und tauchte dann rasch hinab in die salzige Tiefe. Im Auge stand ihr eine helle Thräne; das sahen die Wolken und die untergehende Sonne; aber die Wellen des Meeres sahen es nicht, auch nicht der Delphin — sonst hätten sie es wohl verrathen an den Meerkönig, daß eine seiner Töchter weine um einen Erdgeborenen.

Als die Aeltern kamen, um den kranken Sohn heimzuholen ins schirmende Haus, da fanden sie ihn im tiefen Schläfe; auf dem Schoße die welke Imelia, ums Haupt einen Kranz von Schilfblumen, Meergras und Korallen. — Sie wollten ihn forttragen, leise, daß er nicht aufwache; sie neigten sich zu ihm hinab — aber sie hörten keinen Herzschlag, und die Händchen waren starr und bleich, obwohl noch die letzten Sonnenstrahlen darauf zitterten. — Der Knabe war todt; — die Sehnsucht hatte sein Herz gebrochen. — Wohl weinten die Aeltern und fühlten bittres Leid; aber der Sohn schlief seinen tiefen Schlaf ruhig fort, und weder die Thränen der Mutter, noch der stille Kummer des Vaters konnten ihn erwecken. — —

Am Strande wo die Fluth nicht heranreichte mit ihren langarmigen Wellen, da begrub man ihn mit der Blume des Ganges und dem Kranze des nordischen Meeres. Und allabendlich wenn die Sonne ihre Purpurstrahlen schlafen legte in die klare Fluth, hörte man eine süße Weise erklingen von dem kleinen Hügel; — das war das Meerkindchen, das

auf der glänzenden Muschel die Melodie ertönen ließ, die es einst den Wogen des heiligen Stromes abgelauscht. — Aber niemand sah die trauernde Tochter des Meerkönigs; — und wer die klagenden, süßen Töne vernahm, der meinte, der Abendwind flüstere in dem Rosenstrauch, den die Mutter aufs Grab ihres todtten Lieblings gepflanzt hatte.

8.

Summa.

9

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page. The text is arranged in approximately 25 horizontal lines. There are some faint circular marks or symbols interspersed within the text, possibly serving as section dividers or decorative elements. The overall appearance is that of a page from an old, possibly handwritten or printed, document.

E m m a.

Hast Du mit mir am Strande verweilt, mein lieber Leser, wo die Wogen des Meeres im neckischen Tanze auf- und niederrauschten, und wo der Delphin auf dem Rücken der Fluth daherschwamm und das liebliche Meerkind ans Gestade trug, um dem kranken Knaben des einsamen Insel-dorfes von den Wundern der Nähe und Ferne zu erzählen; — so kehre auch mit mir ein, in die alte Handelsstadt, die einst ein kräftiges Glied der berühmten Hansa war. Komm mit mir, — ich führe Dich in ein stattliches Haus. — Nicht wahr, das schaut aus andern Augen, als die kleine Fischerhütte dort auf dem Felseneilande? — Und da drinnen ist's auch so ganz anders, so schön, so gepuht; polirte Möbel, herrliche Gemälde in vergoldeten Rahmen, tapezirte Wände und weiche Fußdecken. Das sticht gewaltig ab von den Strohhühlen, den nackten Wänden und den rohbehobelten Dielen jenes Fischerhäuschens! Du meinst vielleicht, in solchem stattlichen, prächtig eingerichteten Hause wohne wohl nur das Glück in Hülle und Fülle, und die Trauer fürchte sich vor solchem Glanze; befremdet und eilig ziehe sie den Fuß zurück von der blanken Schwelle, und suche sich ein

unscheinbar Häuschen, wo sie unbemerkt und verschleiert eintreten möge? Du meinst, wo so viele dunkle Schatten hin- und wiederhuschen, da sehe man auf einen neuen Schatten kaum, der sich durch die niedere Thür drängt? — Mein lieber Leser, ich fürchte, Du irrst gewaltig. — Mit der Trauer und dem Leide ist's ein gar seltsam Ding! Das Leid verhüllt sich oft mit Sammt und Seide, damit das fremde Auge gefesselt werde von der lieblichen Außenseite und nicht den dunkeln Fleck gewahre unter der glänzenden Hülle. Die Trauer schmückt sich oft mit funkelnden Edelsteinen und kostbarem Schmuck, damit vor dem Schillern des reinen Diamantenwassers niemand die helle, aber bittere Thräne des Schmerzes gewahre. — Laß sehen, was wir finden im schönen Hause der großen Stadt. —

Sieh, es ist dort eine frohe Familie versammelt: Vater, Mutter und Kinder. Der Vater ist ein grundgelehrter Mann, und als solcher geehrt von Alt und Jung, Vornehm und Gering; die Mutter hat was ihr Herz wünscht: einen treuen Gatten, liebe, gesunde Kinder und ein reichliches Auskommen; die Kinder sind glücklich, wie's nun eben Kinder sein können, denen es an nichts fehlt; fast alle Wünsche, insofern sie im Reiche der Möglichkeit liegen, werden ihnen von der aufopfernden Liebe der Aeltern erfüllt. Kurz, es ist eine glückselige Familie! In die wagt sich wohl kein Leid; Scherz und Laune würden es hinausbannen. Meinst Du? —

Mitten in dem traulichen Kreise sehe ich ein kleines Mädchen von ungefähr elf Jahren. So freundlich und

lustig die übrigen Kinder sein mögen, dieses gefällt mir vor allen. In dem offenen, blauen Auge liegt eine ganze Welt voll Unschuld und Vertrauen; aus dem feinen Gesichtchen spricht die Sanftmuth und Seelengüte, und um den kleinen, rothigen Mund schwebt der Zug eines heitern Friedens. — Der ältere Bruder flüstert jetzt heimlich mit dem lieben Kinde, das plötzlich bis unter die Stirn erröthet.

„Was hast Du wieder mit Emma?“ Also fragte freundlich die Mutter den Knaben. Der Knabe schwieg etwas verlegen; aber das Mädchen entgegnete entschuldigend: „Ach, es ist nichts, liebe Mama, der Bruder neckt mich nur ein wenig, daß ich so ernst in den Büchern des Vaters lese, die ich doch nicht verstehen und begreifen könne.“ „Laß das Necken sein;“ nahm der Vater das Wort, indem er Emma über das weiche, lichtblonde Haar strich; „man muß einem jeden seine Weise lassen, wenn sie andern nicht schadet; und die Weise meiner Emma ist so still, so lieblich, daß sie vor allen nicht darin gestört werden soll. — Auch wißt Ihr's sammt und sonders, daß Emma unser Liebling ist — weil sie so fleißig und aufmerksam, so sanft und nachdenklich ist. Ich meine, sie kann Euch allen darin ein Beispiel sein.“ Emma erröthete jetzt noch tiefer als vorhin; sie barg ihr Gesicht in den Schoß der Mutter und flüsterte: „O nicht doch! der Vater scherzt mit seinem Lobe. Wie muß ich mich schämen!“ Das Lob des Vaters hatte für einen Moment bei den übrigen Kindern einen Anflug von Neid und Beschämung hervorgebracht; doch wich derselbe bald zurück vor

der angeborenen Gutmüthigkeit; sie wußten es auch, daß der Vater Recht hatte, und die Schwester das Lob so ganz und gar verdiente. Sie umringten jetzt das Kind, das noch immer sein Köpfschen nicht erheben mochte, schmeichelten ihm um die Wette und riefen durch einander: „Ja, ja, Emma ist die beste von uns! Wir wollen sie auch nie wieder necken und kränken.“ Es war ein rührender Anblick, wie Emma das Lob sanft zurückwies, und wie es die Geschwister in stürmischer Liebe wiederholten. Die Aeltern blickten sich selig an; wohl mochten sie Freude empfinden über den edeln kleinen Wettstreit.

Wie aber war denn das Kind? Hatte der Vater in väterlicher Liebe, in väterlichem Stolze daselbe nicht zu sehr überschätzt? wie man es so häufig findet, daß die Aeltern in ihren eignen Sprößlingen alle nur erdenklichen Vorzüge vereinigt erblicken. — Diesmal war es nicht so, Emma war ein Kind, wie es eben nicht viele giebt. Sie leuchtete an Bescheidenheit und an zartem, frommem Gemüth aus dem ganzen Kreise ihrer Spiel- und Schulgenossen hervor; und wo es von einem derselben eine kleine verdiente Strafe abzuwenden galt, da konnte man sicher sein, daß Emma sich für den kleinen Unart verwandte, was denn fast immer eine erwünschte Folge hatte, da es schwer war, den rührenden Bitten des Kindes zu widerstehen. Dazu hatte Emma eine überaus zarte Fürsorge für alles, was sich in ihrer Umgebung befand. Das Windspiel des Vaters, früher ein schönes, muthiges Thier, — jetzt alt und unschön — erhielt lediglich

von ihrer Hand seine Nahrung. Juno wußte dies auch, denn Mittags bei Tische schob sie ihre lange Schnauze in des Kindes Schoß und wartete ruhig bis ihr das Tischchen an ebner Erde gedeckt wurde. Emma nahm dann die Teller, reinigte sie mit Brot oder Kartoffeln, damit nichts umkomme, was noch einer Creatur zur Speise dienen konnte, und schüttete dem alten, treuen Thier eine reichliche Mahlzeit auf. Manche unachtsame Hausfrau, manche verschwenderische Köchin hätte von dem elfjährigen Kinde lernen können, was echte Sorgsamkeit und Sparsamkeit ist. — Wie Emma den Hund, so versorgte sie auch die beiden Canarienvögel, die Lerche und den Stieglitz; alle erhielten von ihrer Hand das Futter und täglich frisches Wasser und einen gesäuberten Kästch. Die Blumen am Fenster warteten geduldig bis Emma zur bestimmten Stunde mit dem Gießkännchen erschien und ihnen den blizenden Wasserstrahl über die sehnsüchtigen Kelche goß; fand sich dann ein dürres Blättchen, so löste sie es sanft ab, und hatte ein Zweiglein sich losgerissen und hing unordentlich herab, so band sie es fest mit den kleinen Fingern, daß alles hübsch sauber und nett ausseh.

Bei all diesen kleinen nach außen gerichteten Sorgen besaß das Kind ein Gemüth, welches an Tiefe und Innerlichkeit, an Liebe und Wärme kaum seines Gleichen fand. Bei aller Aufmerksamkeit auf die Außenwelt, lebte es ein Leben, seltsam und abgeschlossen in sich selbst; der klare, noch durch nichts verwirrte Blick war unablässig auf die eigene Gemüthswelt gerichtet, die in blühender Frische sich allgemach

entfaltete. Emma liebte es, in den Büchern des Vaters zu lesen, und die erhabnen und milden Gestalten vergangner und gegenwärtiger Zeiten an ihrem innern Auge vorüberziehen zu lassen. Große, edle Thaten, imposante Naturschönheiten, seltne Kunstwerke — alles verschmolz sich dann in ihrer Seele zu einem großen Ganzen, und das Kind schwelgte in Anschauung versunken manche einsame Stunde. Zuweilen wurde ihm so voll ums kleine Herz, daß es seine Empfindungen in einfachen, entsprechenden Worten aufs Papier ergoß. Schlummerte in dem Kinde vielleicht eine Dichterseele, die der Entfaltung zustrebte? —

Das Haus von Emma's Aeltern lag einem Friedhof gegenüber. Es lag für das Kind ein eigenthümlicher Reiz darin, diesen Ort der Stille und des Ernstes oft aufzusuchen und zwar allein. Wer Emma bei der untergehenden Sonne erblickte, wie sie an den schwarzen Kreuzen, an den weißen Monumenten vorüberwandelte, so leise und andächtig, — der blieb unwillkürlich stehen und fühlte sich vom Anblick der kleinen Wandlerin angezogen. Sie war dann so lieblich, so überirdisch anzusehen mit dem wallenden, blonden Haar, mit den strahlenden Augen, und umfluthet von den rothen Sonnenstrahlen wie von einem glänzenden Feuermeer, daß sie einem zur Erde niedergestiegenen Engel glich. — Seltsam war es, wie Emma vor allen andern Gräbern die kleinern aufsuchte, wo ein frischer Kranz auf dem einfachen Hügel anzeigte, daß hier ein junges, zartes Leben eingesenkt war. — Mit den Fußspitzen kaum berührte sie das schwellende Gras,

um sich einem solchen Hügel zu nähern; dann zählte sie die weißen Rosen im dunkeln Laruskranze, und wenn sie die Zahl der Jahre von einem ihrer Geschwister oder ihrer Gespielen ausmachten, dann wurde sie ernst und trübe, denn sie dachte an den Tod derselben. Traf sie aber elf Rosen in einem Kranze, die Zahl ihrer eignen Jahre, dann blieb sie still froh und ruhig, und meinte, sie möge gern sterben, wenn nur Aeltern und Geschwister nicht trauern würden um sie.

So saß Emma auch eines Spätnachmittages an einem kleinen Grabe und zählte die weißen Rosen — es waren wieder elf — und sie fragte sich, auf welchem Sterne der Geist der kleinen Leiche da unten, wohl seine Wohnung gemacht habe? — Aber sie hatte keine Antwort und wiederholte stets die Frage an sich selbst. — Die Sonne schien so warm, die Bäume flüsterten so leise, die Wolken zogen so glänzend dahin, das Gras war so schwellend und duftig, die eignen Gedanken so feierlich, so überwallend — daß die Kleine länger saß als gewöhnlich. Den Rücken an einen Kliederstrauch gelehnt, der seine weißen, kleinen Blüthen in ihren Schoß warf, die Augen gegen die bereits sinkende Sonne gefehrt, überfiel sie allgemach eine süße Müdigkeit; unwillkürlich sanken die Augenlieder über die klaren Sterne, und sie entschlief. Mit dem innern Auge aber, oder im Traume, sah sie einen lieblichen Knaben über das Gras daherschreiten, langsam und lautlos. In ihrer Nähe stand er still und senkte das große, schöne Auge auf sie nieder.

Emma blickte den Ankömmling erstaunt an; eine so herrliche Erscheinung hatte sie noch nie gesehen! Ein weißes Gewand mit silbernen Sternen durchwirkt, wallte dem kleinen Fremdling bis zu den Füßen hinab, um sein Haupt schlang sich ein weißer Immortellenkranz, und in seinen Händen hielt er duftenden Rosmarin und eine glänzende Lilie. — „Wer bist Du?“ fragte Emma schüchtern. „Ich bin der Engel des Todes;“ versetzte der Angeredete mit süßklingender Stimme; „ich bin ausgesandt um fromme Kinder abzurufen von dieser Erde.“ „Diese Erde ist doch so schön mit ihren Blumen und Sternen,“ entgegnete das Mädchen, „warum läßt Du die frommen Kinder nicht hier bei den Aeltern und Geschwistern?“ Der Knabe lächelte und antwortete: „Die frommen Kinder, die ich abrufe, finden schönere Blumen und glänzendere Sterne dort, wohin ich sie bringe.“ „Aber die Aeltern, die Geschwister?“ fragte das Mädchen gespannt, fast ängstlich, „die findet das abgerufne Kind dort nicht!“ „Die frommen Kinder werden die Schutzengel der Ahrigen,“ versetzte der schöne Knabe, „sie umschweben sie überall und hüten sie vor jedem Leid, vor jedem Schmerz.“ Da horchte Emma hoch auf und fragte: „Ist das gewiß?“ „Gewiß!“ betheuerte jener, dann setzte er hinzu: „Und siehe, weil die abgeschiednen Seelen wie die Gedanken sind, die hier und dort und überall zugleich haften können: so vermag sich auch die fromme Kindesseele zu theilen — obwohl sie ein Ganzes ist — und alle die zurückgelassenen Lieben zu gleicher Zeit zu umschweben und zu schützen.“

Da verklärte sich Emma's Auge, und es leuchtete darin das sanfte Feuer einer frommen Sehnsucht. Sie legte die Händchen in einander und sagte mit dem Ton einer rührenden Innigkeit: „O, dann möchte ich daß Du mich auch abriefest und brächtest mich zu den schönern Blumen und zeigtest mir glänzendere Sterne — damit ich der Schutzengel meiner Aeltern und Geschwister werden könnte.“ Der Fremdling blickte freundlich auf das Kind, aber ein leiser Schatten, wie ein Gedanke von Trauer, glitt über sein marmorbleiches Gesicht. Dann fragte er, und seine Stimme klang wie ein trauliches Flüstern: „Möchtest Du wirklich mit mir gehen, fort von dieser schönen Erde?“ „Ich möchte es,“ versetzte das Kind, „um ein Schutzengel zu werden und alles was ich liebe, vor Leid zu bewahren.“ „Vielleicht komme ich bald;“ sprach der Knabe, „nimm diese Lilie, diesen Rosmarin; wenn sie welken, dann siehst Du mich wieder. Leb' wohl auf eine kurze Zeit!“ Da zerfloß die Erscheinung in Nebel, und Emma erwachte.

Es war schon Abend geworden. Der Mond stand klar und ruhig im dunkeln Himmelsblau und versilberte Baum und Kreuz; auf dem wallenden Grase lag es wie ein breites, silbernes Gewebe. Emma rieb sich die Augen und sprang schnell vom Boden auf. Da glänzte und duftete es zu ihren Füßen; waren es die weißen Rosen, der dunkle Larus? — Sie hückte sich nieder; was war das? — Eine große, Lilie, ein dunkler, duftender Rosmarinstrauß! Da legte die kleine Träumerin die Hand vor die Augen und wußte nicht,

wie ihr geschehen. Hatte sie geträumt? Sie glaubte es; aber woher kamen die Blumen? — Sie ahnte es wohl, aber sie begriff es nicht. Ein leises Frösteln ging durch ihre Glieder; ein leiser Schauer zog durch ihr Gemüth; doch das schöne Bild des Traumes verscheuchte bald die leichten Schatten der Furcht. — Beflügelten Fußes eilte sie über das thauige Gras in das älterliche Haus zurück.

Ältern und Geschwister empfangen sie zärtlichbesorgt über ihr ungewöhnliches Ausbleiben. Wohl erzählte sie, wie sie im warmen Sonnenschein eingeschlafen auf dem Kirchhof und eben erst erwacht sei, aber den Traum verschwieg sie; den trug sie wie ein Heiligthum in dem geweihten Herzen. Auf die Frage, woher sie die Lilie und den Rosmarin habe, entgegnete sie leicht erröthend: ein fremder Knabe habe ihr beides geschenkt. Der Vater nahm die Blume, betrachtete sie lange, dann sagte er: „Das ist eine herrliche Lilie, eine solche habe ich hier noch nie gesehen. Hätte sie Dir nicht ein Knabe geschenkt, so würde ich glauben, sie sei aus einem fremden Himmelsstrich herübergezaubert.“ Da erröthete Emma tief bis unter das seidne Stirnhaar; sie bückte sich schnell nieder, als suchte sie etwas am Boden, und so bemerkte niemand ihr Erröthen. „Hebe die Blume hübsch auf,“ sprach der Vater weiter, „es ist etwas Seltnes. Und dann Kind, weile nie wieder so lange auf dem Kirchhof; der Thau des Abends kann Dir schädlich werden.“ Ob der Vater eine Ahnung hatte von des Mädchens Traum? — Ich weiß es nicht. — Emma setzte Lilie und Rosmarin in ein

mit frischem Wasser angefülltes Glas und freute sich am Glanz und Duft, den sie ausströmten. An jedem Morgen, wenn das Kind die kleinen Säger versorgte, und die Rosen- und Nelkenstöcke, die Camelia und den stattlichen Hahnenkamm tränkte, dann erhielten auch die geheimnißvollen Blumen eine frische Wasserfluth, und sie prangten schön und herrlich, als wüchsen sie in fruchtbarer Erde.

Seit jenem Abende wo Emma auf dem Kirchhof eingeschlafen war, ging eine seltsame Veränderung mit ihr vor. Ihre rothigen Wangen wurden bleicher; ihr leichter, fast schwebender Gang langsamer und schwer; ihre Hände fieberten, und ihr Herzchen klopfte oft hörbar. Ihr sanftes, tiefblaues Auge aber nahm zu an Glanz und Ausdruck. „Emma ist krank,“ sagte die besorgte Mutter zum Vater, der dieselben Gedanken schon länger in der Stille gehegt hatte; „laß uns zum Arzt schicken. Jener Abend auf dem Kirchhof hat es ihr angethan.“ Der Vater nickte schweigend und seufzte. Der Arzt kam. Er fühlte den Puls des Kindes und schüttelte den Kopf. Er verschrieb Mixturen, gebot die äußerste Ruhe und versuchte den Aeltern eine Hoffnung einzureden, die er selbst nicht besaß. — Emma wunderte sich gewaltig, als sie ruhig im Bett bleiben und Arznei nehmen mußte. „Warum kommt der Doctor zweimal den Tag über?“ war ihre öftere Frage. „Mir fehlt nichts, mir schmerzt nichts;“ war ihre stete Antwort, wenn man sie besorgt und theilnehmend fragte, wie es ihr gehe; „aber ich bin so müde und

möchte gern schlafen, wenn ich es nur könnte; doch, ich bin wach und lebendig, trotz aller Sehnsucht zum Schlafen."

Der Vater stand kummervoll am Lager des Lieblings; eine bange, bange Ahnung zog durch seine Seele. Was half ihm sein Wissen, seine Gelehrsamkeit — er konnte seine Emma nicht damit retten! Die Mutter weinte heimlich und hielt die Hand vor die Augen, wenn sie ans Bettchen trat, als blendete sie ein Lichtstrahl, damit die Kleine die verweinten Augen nicht sehe. Die Geschwister waren leise und schweigsam und störten durch kein Geräusch die gebotene Ruhe. Emma aber war still und freudig im tiefsten Gemüth, und der Widerschein dieses Gefühls lag auf den bleichen Wangen und in den klaren Augen. — Man hatte ihr die Lilie und den Rosmarin vor ihr Bett setzen müssen, und sie erfreute sich an den geheimnißvollen Blumen. Sie waren noch immer so frisch, als wüchsen sie im fruchtbaren Boden und schlängten die zarten Wurzeln tief hinein in die ernährende Erde. Die wohlthuende Sorgsamkeit, welche dem Kinde von jeher eigen gewesen war, verließ es auch jetzt nicht. Emma erinnerte stets die Geschwister daran, die Vögel, den Hund und die Blumen zu versorgen, und hatte tausend kleine Aufträge, die sie mit rührender Freundlichkeit, auszuführen bat. Für sich selbst wünschte sie nichts. Ihr fehle und schmerze ja nichts, meinte sie; nur schlafen möchte sie einmal recht lange, weil sie so müde sei.

So waren einige Wochen vergangen, und die Wangen der Kleinen wurden immer blässer, die Augen immer klarer. Da an einem Nachmittage rief sie den Vater zu sich, strich ihm sanft mit der matten Hand übers Gesicht und flüsterte: „Lieb Väterchen, wenn ich manchmal unfolgsam gewesen bin, willst Du es mir verzeihen?“ — Dem Vater brach fast das starke Herz, aber er faßte sich mit Gewalt und sagte mit anscheinender Ruhe: „Emma, ich wüßte nicht, daß ich Dir je etwas zu verzeihen gehabt hätte; Du warst ja stets ein folgsames, liebes Kind!“ — Da schaute die Kleine ihm freudig in die Augen und zog seine Hand an ihre bleichen, trocknen Lippen. Dem Vater wollten die Augen übergehen, aber er schluckte die Thränen nieder, und seine Augen blieben trocken. „Willst Du auch den andern Kindern verzeihen, wenn sie Dich betrübt haben?“ fragte Emma wieder, „Bitte, thue es doch, lieber Vater!“ — Dem Vater stockte fast der Pulsschlag des Herzens — aber er blieb ruhig und sagte freundlich: „Wie sollte ich nicht, wenn Du so herzlich für sie bittest?“ Emma war noch nicht fertig mit ihren Bitten; sie fuhr fort: „Und Juno, und die Vögel und die Blumen, willst Du sie alle nicht vergessen, wenn ich einschlafe und vielleicht lange schlafe, weil ich so müde bin?“ „Nein mein gutes, frommes Kind!“ versetzte der gequälte Vater mit dem Aufwande seiner letzten Kraft; „Nichts, nichts soll vergessen werden!“ „Und wenn der lieben Mutter Geburtstag ist,“ begann die Kleine aufs neue, „und ich dann noch schlafen sollte, willst Du dann auch für schöne Blumen

forgen, und sie ihr des Morgens aufs Bett legen, daß sie gleich die Blumen sieht, wenn sie aufwacht?" — „Die schönsten Blumen besorge ich für die Mutter;" sagte der Vater gepreßt; beugte sich dann nieder, küßte das Kind und wandte sich rasch ab. Die Mutter trat hinzu und heftete den Blick mit unendlicher Liebe und Trauer auf den Liebling ihres Herzens. „Wie ist Dir, Emma?" fragte sie leise. „Mir fehlt nichts," versetzte die Kranke freundlich, „ich bin nur müde und sehne mich zu schlafen, liebe Mutter!" „Versuch einmal die Augen zu schließen, vielleicht schläfst Du ein;" sprach die Mutter. Das Kind nickte mit dem Haupte; die Mutter schob ihm die Kissen etwas höher und trat vom Lager zurück. Emma schaute auf ihre Blumen im Glase; was war das? — Das eine Blatt der Lilie hing welk nieder, der Rosmarin senkte matt die Spitzen. Die Kleine lächelte und spielte mit den Fingern auf der Bettdecke, als haschte sie nach etwas. Da ward es plötzlich licht um sie her; sie vernahm eine sanfte, wohlbekannte Stimme. Sie machte die Augen weit auf, und sieh: an ihrem Bettchen stand der fremde Knabe mit dem blassen, schönen Antlitz und den strahlenden Augen, angethan mit dem wallenden, weißen Gewande und im dunkeln Haar den Immortellenkranz, in den Händen eine glänzende Lilie und dunkelgrünen Rosmarin. „Bist Du schon da?" fragte Emma, „Du hältst Wort!" „Thut es Dir leid, daß ich schon komme?" fragte der Engel zurück. „Magst Du nicht fort von der schönen Erde mit ihren Blumen und Sternen?"

„Wohl mag ich fort von der Erde,“ entgegnete das Mädchen leise, „Du bringst mich ja zu schönern Blumen und zeigst mir glänzendere Sterne und machst mich zum Schutzengel alles dessen, was ich liebe. Wie sollte es mir Leid thun, daß Du schon kommst? — Aber die Aeltern werden weinen, wenn ich fortgehe, und das schmerzt mich ein wenig, das schmerzt mich sehr!“ „Sei ruhig!“ versetzte der Engel, „die Zeit trocknet ihre Thränen und legt eine weiche, sanfte Hand auf ihren Schmerz, daß er still und stiller wird.“ Emma nickte freundlich; dann schaute sie noch einmal nach der Lilie und dem Rosmarin — nur ein Blättchen war noch frisch, die andern hingen welk nieder. Da lächelte sie wieder seltsam und sprach zu dem schönen Fremdling: „O, ich bin recht müde, und sehne mich zu schlafen.“ Der Engel neigte die frische Lilie auf ihre Stirn; ein süßer Duft umwogte sie; er war so stark, so berauschend, daß er ihr durch alle Nerven drang und sich ihr auf die Augenlieder legte, daß sie langsam züfielen. Wenige Secunden, und sie schlief sanft und fest. Die Finger spielten nicht mehr auf der Bettdecke, sondern falteten sich zusammen, als wär' es Betenszeit. Emma lag still und seligen Angesichts da, — ein Bild des schönsten Friedens.

Als die Aeltern wieder ans Lager traten, um nach dem Liebling zu schauen — da fanden sie nur die Hülle eines entflohnem schönen Lebens. Den Engel aber sahen sie nicht. Lilie und Rosmarin standen verwelkt und traurig mitten im frischen Wasser. — —

Meinst Du noch, lieber Leser, daß der Schmerz nicht
einföhre in die glänzenden Wohnungen? Meinst Du noch,
der laute Jubel darinnen scheuche ihn zurück von der blanken
Schwelle? — Dem Leide öffnen sich alle Thüren, sobald
es anklopft.

9.

Die Störche.

9

Faint, illegible text at the top of the page, possibly a title or header.

Second block of faint, illegible text.

Two faint circular symbols or marks, possibly decorative or part of a signature.

A single faint circular symbol or mark.

Large block of faint, illegible text occupying the lower half of the page.

Die Störche.

Es war ein heller, schöner Maitag. Wald und Flur prangten im frischesten Grün; die Frühlingsblumen standen in festlich bunten Kleidern da und strömten dankbar ihre Düfte aus. Ein lauer, sanfter Wind strich über die Gegend hin und flüsterte in den Zweigen, und koste mit den rosigen Blüthen eines breitästigen Apfelbaumes, daß sie würzig dufteten. Schlüsselblume und Maiglöckchen zitterten leise, vom spielenden Hauche berührt; nur die stämmige Ringelblume stand unbewegt und blickte mit den brennendgelben Blättern um den dunkeln Kelch, ganz ruhig in die blaue Luft hinein, als achtete sie des freundlichen Gefellen nicht, der überall sein unschuldiges Spiel trieb.

In einem sauber gepflegten Gärtchen, das unmittelbar an eine Schmiede stieß, saß unter dem alten, blühenden Apfelbaum, auf einer gepolsterten Bank, ein Knabe von vierzehn bis funfzehn Jahren. Er flocht Körbchen aus abgeschälten Weidenstäbchen, welchen er eine zierliche Form zu geben wußte. Zuweilen aber ließ er die Hände sinken und seufzte leise. Er mochte wohl Ursache haben zum Seufzen, denn der Arme war lahm; das zeigten ja die beiden Krücken an,

welche an die Bank gelehnt waren. Das Gesicht des Knaben hatte einen krankhaften Ausdruck; es war bleich, und völlig zerrissen von Blatternarben; keine Stelle war schlicht und weich, alles hart und vernarbt. Was aber auch die böse Krankheit an Schönheit und Kraft zerstört; an das Auge, diesen Edelstein des Angesichts, hatte sie nicht hinangereicht mit ihren krallenden Fingern. Das Auge war unverletzt geblieben; ja, es schien, als ob alle vertriebene Schönheit, alle vertriebene Kraft, sich in diesen kleinen Kristallspiegel der Seele hineingeflüchtet habe. Das Auge des lahmen Knaben erglänzte im tiefsten Blau; das ungewöhnliche Feuer desselben warf einen seltsamen Schimmer auf die zerrissenen Wangen, daß es oft aussah, als glüheten sie im sanften Roth. Der offene Blick fesselte unwillkürlich, denn eine geistige Kraft leuchtete aus demselben hervor. Und wenn der Knabe die beschatteten Wimpern in die Höhe schlug, und das Auge auf der dunkeln Waldung, dort am Abhange des Gebirges, oder auf den saftigen Wiesen, wo die Heerden weideten, haften ließ; dann war es, als schaute man tief hinein in eine Seele voll bezwingender Milde und stiller Behmuth. —

„Ralf!“ sagte die Mutter, die im Gärtchen beschäftigt war, Unkraut auszugäten, denn der frühe Lenz hatte mit dem Schönen und Lieblichen auch das Unkraut üppiger aufschließen lassen. „Ralf, was sinnest und seufzest Du wieder? Sei doch verständig, Kind! Mit Harm und Seufzern gewinnt man nichts!“ Ralf wischte sich eine Thräne aus

dem Auge und antwortete mit einer äußerst wohl lautenden Stimme: „Ach, Mutter, ich seufze ja nicht um mich; ich trage mein Leid wohl. Aber stets quält mich der Gedanke: wäre ich kräftig und könnte die Beine rühren, dann säße ich wohl nicht bei dem Korbflechten, das doch nichts nützt; sondern stände am Amboss und hämmerte lustig auf das sprühende Eisen, daß es sich gestaltete zu beliebigen Formen. — Da steht nun der Vater vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht und hämmert, daß ihm der helle Schweiß vom Gesichte niederströmt und zischend auf das glühende Eisen fällt, — und ich kann ihm kein helfender Sohn sein. Ich schleppe mich auf meinen Krücken vom Hause nach dem Gärtchen, vom Gärtchen nach dem Hause; und wenn's hochkommt, einmal hinaus nach der Waldung am Fuße des Gebirges. Und ich sollte nicht traurig sein?“

Die Mutter war näher zu dem Klagenden getreten. „Kind,“ sagte sie und hob ihm das unschöne Gesicht in die Höhe, und blickte ihm tief in die herrlichen Augen. „Kind, weißt Du nicht, daß das einzige Kraut, welches für Dich gewachsen ist, die Geduld heißt? Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer.“ „Mutter, entgegnete Ralf mit leisem Vorwurf, „Du weißt es, daß ich auf keine Besserung zu hoffen habe, wenn nicht ein Wunder geschieht. Alle Aerzte, die Ihr zu Rathe gezogen, sie haben einstimmig meine Unheilbarkeit erklärt, und doch sagst Du mir ewig: Leiden währt nicht immer. Du weißt ja, daß mein Leiden nie von mir genommen wird als nur im Tode, was tröstest

Du mich denn mit leeren Worten, als wäre ich ein unmündiges Kind?" „Kalf," sagte die Mutter sanft, „soll ich meine Klagen in die Deinen mischen? Soll ich Deinen Kummer steigern durch den meinigen? Das sei ferne von mir! — Siehe, Kind, ich weiß ja, daß Dein Unglück Dir nur deshalb so zu Herzen geht, weil Du dem Vater keine Stütze sein kannst, und er sich nun mit Fremden herumplacken muß, die es doch nicht so treu mit ihm meinen können, wie der eigne Sohn. Ich weiß, Du für Dein Theil trügest Deinen Zustand weit leichter, wenn Dich nur die Sorge um ihn nicht quälte. Aber das darf nicht sein. Du mußt Muth fassen und heiter werden. Wie, wenn der Vater Deine Thränen sähe? Wie würde ihn das bekümmern! Noch ist er kräftig und stark und — weiter Zeit, weiter Rath." Kalf schüttelte den Kopf und sagte traurig: „Meinest Du, ich habe die grauen Haare nicht gesehen, die seit einiger Zeit zwischen den schwarzen Locken des Vaters hervorblißen? Siehe, das sind die Anzeichen des Alters und der überschweren Arbeit." „Nicht doch, mein Kind," versetzte die Mutter etwas betreten, denn sie hatte nicht geahnt, daß Kalf so scharf beobachte, „das macht die übergroße Hitze des Feuers; liegt auch oft in der Natur des Menschen. Der eine ergraut früh, der andre spät." Ach, sie wußte nur zu gut, wie sehr der Vater sich härmte, um das Leid des Knaben, und wie ihm nur der Harm das dunkle Haar bleichte. Kalf schwieg eine Weile und spielte mechanisch mit den Weidenstäbchen, die auf seinem Schoße

lagen. Die Mutter strich ihm sanft das dunkle Haar von der Stirn und sagte tröstend: „Ralf, weißt Du wie das Sprüchwort heißt? „Der Mensch denkt, und Gott lenkt.“ Wer weiß, wie schön er noch alles lenken kann, denn bei ihm ist ja kein Ding unmöglich.“ „Du hast wohl Recht, Mutter,“ sagte nach einer Pause der Knabe, „ich will auch heiter und geduldig sein“ —

Er schlug das Auge in die Höhe und warf den feuchten Blick auf die Wiese, die sich hinter dem Gärtchen hinzog, wo einige Ziegen weideten, und die mit Birken und Eschen und allerlei dichtem Gebüsch umhegt war. Ein lauter Ausruf des Erstaunens entschlüpfte seinem Munde; die Mutter folgte der gleichen Richtung und staunte ebenfalls.

Hoch in der Luft, in geordnetem Zuge, rauschten elf große Vögel daher. Die Vögel waren in dieser Gegend noch nie gesehen worden und so konnte man sich das Erstaunen der beiden genugsam erklären. Der Vater wurde herbeigerufen; Lehrling und Gesell, alles lief zusammen. Vor den Thüren der übrigen Dorfbewohner wurde es lebendig, alle starrten in die Luft nach der seltenen Erscheinung. Die Vögel senkten sich jetzt etwas tiefer herab, daß man sie genauer betrachten konnte. Die Breite von einer Flügelspitze bis zur andern mochte wohl sieben Fuß betragen; die Flügel waren schwarz, Hals, Brust und Bauch glänzend weiß, der Schnabel lang und wie die Beine, von rother Farbe. Der Schmied, welcher in seinen jungen Jahren weite Reisen gemacht und allerlei kennen gelernt und gesehen

hatte, sagte jetzt: „Ei, das ist doch wahrlich ein Wunder! Wie kommt denn der heilige Vogel Deutschlands in ein so weit nördlich gelegenes schwedisches Dorf, wie unser Frintja ist? Das muß ja einen Sommer geben, so heiß, wie wir ihn seit Menschengedenken nicht geschaut haben.“

„Heiliger Vogel Deutschlands?“ fragten die Nachbarn durch einander, die sich nach und nach im Gärtchen des Schmieds eingefunden hatten. „Wie heißt es denn, dies gewaltige Flügelthier? Erzählt doch, Meister Sorröe!“ „Nun ja,“ versetzte der Bestürmte, „es hört sich ganz hübsch an, was man von dem Thiere weiß. Der Vogel heißt eigentlich Storch, doch hat er verschiedene Namen. So nennt man ihn unter anderm Nebare, Arebar, Adebare und Nebär. In Deutschland habe ich ihn am häufigsten angetroffen. Er kommt dort im März an, zieht aber schon im August wieder fort. Auch in Dänemark und im Süden unsers lieben Vaterlandes Schweden kehren die harmlosen Thiere ein und bauen sich Nester, die sie jedes Jahr wieder auffuchen, wenn sie von ihren weiten Reisen südwärts heimkommen.“ „Wohin zieht der Storch denn, wenn er sein Nest verläßt?“ fragte einer der Anwesenden. „Das weiß man nicht sicher;“ versetzte der Schmied, „so viel ist gewiß, daß er südlich bis zum 15° nördl. Br. dringt. Man sagt auch, daß er Aegypten, das südliche Nubien, sogar Ostindien auffuche. In Deutschland scheinen diese Thiere sich vorzugsweise gern aufzuhalten. In den Städten selbst findet man sie nicht; wohl einmal, aber doch selten zu Ende der Vorstädte,

die unmittelbar mit dem offenen Lande in Verbindung stehen. Der Storch baut sich sein Nest, welches groß und groß ist, aus Reisig und in der Regel über der Giebelspitze eines Strohdaches. Zuweilen macht er's auf einem mäßig hohen Baum, etwa auf einer Esche oder Eiche, doch immer in der Nähe der Menschen. Wer ein Storchnest auf seinem Dache hat, wird für glücklich gehalten; man glaubt ihn geschützt vor jeglichem Unfall, als: Hagelschlag, Missernte, Viehseuche. D'rum thut auch niemand dem Vogel etwas zu Leide; der wildeste, böseste Bube wagt es nicht, ihn in seinem Neste zu stören; und ich selbst bin Zeuge gewesen, wie ein solcher Thunichtgut den Stein, welchen er zum Wurfe nach dem Neste in der Hand hielt, nach kurzem Besinnen, wie es schien, nach einem zu Rathe gehen mit sich selbst, langsam wieder auf den Boden gleiten ließ, und sich abwandte. Wenn der Storch, was häufig geschieht, auf Aekern und Wiesen spazieren geht, um sich oder seinen Jungen Nahrung zu suchen, so weicht ihm der Landmann sachte aus, um ihn nicht aufzujagen. So liebt und schätzt man das stille Thier. Auch sagt man von ihm, daß er die neugebornen Kinder aus der Fremde herbringe, weshalb die zarte Jugend den merkwürdigen Vogel mit einer heiligen Scheu, einer stillen Verehrung anschaut. Lenkt ein Storch in seinem Fluge seinen Weg über eine Stadt, sieht man flugs eine Schaar Kinder auf den Gassen sich versammeln, die ihm nachblickt und im lauten, eintönigen Singsang im sassischen Plattdeutsch die Worte ruft: „Aebär, lange Bär, bring

mi 'n lütjen Broder (Sweſter) her!“ — Auch knüpfen ſich ſonſt noch allerlei Vorbedeutungen an die zeitweilige Bewegung des Thieres. Wer den Storch zum erſten Male im Jahre auf dem Neſte ſitzen oder ſtehen ſieht, dem prophezeit man ein ruhiges, behagliches Jahr; wer ihn ſieht, wenn er ſich ſeine Nahrung ſucht auf dem Acker oder an den Sümpfen, der muß ſich's ſauer werden laſſen um ſein tägliches Brot; und wer ihn fliegen ſieht, den reiſt das Geſchick hier hin und dort hin, ſo daß er nicht zur Ruhe kommen kann.“

Während dieſer Erklärung Meiſter Sorröe's, welche die Umſtehenden mit Intereſſe angehört, hatten ſich die elf geſflügelten Fremdlinge auf die Wiefe hinter dem Gärtchen herabgeſenkt; hier gingen ſie langſam umher und ſuchten nach Nahrung. Sie ſchienen ſich auf dem grünen Plage ganz ſicher zu halten, denn keine ihrer Bewegungen verrieth Scheu oder Aengſtlichkeit. Die Ziegen ſchlüpfen bei der Ankunft der Fremdlinge in das dichte Buſchwerk; hier kauerten ſie nieder und lugten mit neugierigen Augen aus ihrem Verſteck hervor, um zu ſehen, was denn wohl die dreiften Eindringlinge beginnen möchten. Die Dorfbewohner gingen leiſe bis an die Hecke, die das Gärtchen von der Wiefe trennte. Kalf hatte ſchnell ſeine Krücken genommen und lehnte ſich weit über die Hecke hinaus, um die ſeltſamen Thiere genau zu betrachten. Sein tiefblaues Auge leuchtete in dieſem Augenblicke ſo muthig, ſo forſchend und doch ſo fröhlich, daß man es vergaß, wie noch eben eine bittere Thräne an der dunkeln Wimper gezittert hatte. —

Da raschelte es in den Büschen des Gartens; noch ein Neugieriger trat hinzu. Die Mützen flogen von den Köpfen, denn es war der Herr Pastor. Er war im vollständigen Jagdanzuge; Büchse, Patron- und Jagdtasche nebst Pulverhorn, nichts fehlte. Eine ziemliche Anzahl Wasservögel, die an einem Riemen über seine Schulter hing, war ein sicheres Zeichen, daß seine Hohehrwürden bereits fleißig am heutigen Tage dem edeln Waidwerk obgelegen hatten. Er drängte sich echt vornehm durch die Menge, die ehrerbietig vor dem Ankommenden zurückwich. Nur Kalf blieb auf seinem Posten und winkte dem Seelsorger der Gemeinde einen leichten Gruß zu. „Ei, ei!“ rief der würdige Pfarrer mit überlauter, schnarrender Stimme, „Das ist doch eine eigenthümliche Erscheinung! Ich sah die gewaltigen Dinger schon im geregelten Zuge daherziehen, als ich bei den tiefen Sümpfen herumkam, die hinter dem Walde liegen. Habe ich doch meine Tage solch großes Flügelthier nicht gesehn! Da lohnte es sich wohl der Mühe, einen Schuß daranzusetzen.“ Und seine Hohehrwürden nahmen die Büchse. „Herr Pastor!“ rief der Schmied ängstlich, „Sie wollen doch nicht —“ „Schießen, allerdings!“ war die kurze Antwort. Und ein Blitz, ein Knall, ein schmerzlicher Aufschrei — alles war das Werk eines Augenblicks. Einer der Störche wälzte sich in seinem Blute; ein zweiter schien ebenfalls getroffen zu sein. Durch die Dorfbewohner ging ein unwilliges Gemurmel. Der Schmied preßte die Lippen zusammen, aus seinem Auge funkelte es wie Born. Kalf

aber jammerte laut über die gemordeten Vögel. Frau Sorröe wischte sich eine Thräne aus den Augen und wandte sich ab. Der Herr Pfarrer blickte siegesfreudig umher, daß er so köstlich getroffen; senkte aber das Auge etwas befremdet, als er dem Unwillen auf allen Gesichtern seiner Pfarrbefohlenen begegnete. Die Störche, welche sich anfangs beim Knall der Büchse in die Luft erhoben hatten, ließen sich jetzt wieder herab. Sie kehrten mit ihren langen, kräftigen Schnäbeln die Getroffenen um und um, fuhren mit den Schnäbeln darüber hin und her, um sich zu überzeugen, ob die Genossen für ihre Weiterreise verloren seien oder nicht. Der Schwergetroffene streckte die Flügel weit von sich und schlug noch einmal heftig damit gegen den Boden; zog sie dann langsam wieder dicht an den Körper, warf sich auf die Seite und regte sich nicht mehr. Der andere schien gänzlich betäubt, denn er lag wie todt; der eine Flügel hing schlaff nieder; wahrscheinlich hatte die Geschicklichkeit des hochwürdigen Herrn ihn abgeschossen.

Die Störche stießen ein seltsames Geschrei aus, als beklagten sie die verlorenen Gefährten; darauf erhoben sie sich und beschreiben enge Kreise über den Getroffenen. Dann wurden die Kreise weiter und weiter, bis endlich die neun Fremdlinge, deren Vertrauen in Frintja so arg getäuscht worden war — in geradem Fluge weiterzogen und ihre Reise fortsetzten. Noch aus weiter Ferne vernahm man jenen seltsamen Schrei der Angst oder des Schmerzes.

Als die Störche sich in geraden Flug gesetzt hatten, so daß man annehmen konnte, sie würden nicht wieder zurückkehren, wollte der Prediger durch das Pfortchen des Gartens auf die Wiese dringen, um sich die heldenmässig erlegten Thiere zu holen, allein Ralf vertrat ihm den Weg. „Ihr habt auf meines Vaters Grund und Boden geschossen,“ sagte der Knabe sanft, aber bestimmt, „das dürft Ihr nicht. Da Ihr's indeß gethan, so folgt daraus nicht, daß das Geschossne Euer Eigenthum ist. Die Vögel gehören meinem Vater, und ich erbitte sie mir von seiner Güte; vielleicht rette ich den einen noch vom schmachlichen Tode.“ Die Ader auf der Stirn des Zurückgewiesenen schwoll mächtig an vor Zorn. Das hatte ihm noch niemand geboten von allen Frintjaern! „Ich will doch sehen, Du ungeschlachter Ränge,“ stieß er heraus, kirschbraun vor Entrüstung, in Gegenwart so vieler Gemeindeglieder also behandelt zu werden; „ich will doch sehen, ob Du Deinen tollen Willen durchsetzen und mir starrköpfig entgegentreten wirst!“ Und aufs neue drängte er gegen das Pfortchen. Ralf aber hatte dicht vor demselben Posto gefaßt und stand unbeweglich. „Geh fort da, Junge!“ rief der Pastor dictatorisch, als stände es ihm gar wohl an, einen solchen Ton gegen Ralf anzunehmen. „Willst Du mich stören, die Wissenschaft zu bereichern?“ Der Knabe heftete einen ernsten Blick auf den hochmüthigen Mann und versetzte leise und langsam: „Ich kann die Wissenschaft nicht ehren, die nur vom Morde sich bereichert.“ — Dann eilte er auf seinen Krücken, so schnell er's

vermochte, durchs Pförtchen dem Kampfsplatze zu. Im jungen, saftigen Grase stand eine dunkelrothe Blutlache. Ralf schauderte; über sein jugendliches, aber narbenreiches Gesicht flog ein leises Zittern; die Augenwimpern zuckten, als wollten sie eine hervorquellende Thräne zurückdrängen. Er ließ sich behende auf den Rasen nieder, legte seine Krücken wie Waffen neben sich, zog den todten Storch dicht heran, und nahm den andern, der jetzt aus seiner Betäubung zu erwachen schien, auf den Schoß. Seine Hochehrwürden hatten allerdings gut getroffen; die Spitzkugel war bei dem todten Thiere durch den untern Theil des Halses gegangen, und hatte beim directen Hinausfahren den Flügel des andern verletzt, so daß es den Anschein hatte, als würde das verwundete Thier das Reich der Luft nie wieder fliegend begrüßen.

Ralf schöpfte mit der Hand das fast noch warme Blut vom Rasen auf und goß die rothe Fluth langsam auf den verletzten Flügel, den er dicht, aber sanft an den Körper drückte. So hatte es den Knaben einst ein durchreisender Vogelhändler gelehrt, und auf diese Weise war's ihm bei kleinern Vögeln oft gelungen, daß ein gebrochener Flügel wieder anwuchs. Der Storch lag still wie ein Todter, und ließ mit sich gewähren. Ralf war unermülich im Aufträufeln; er schien ganz versenkt in die rührende Sorge für das franke Thier, denn er schlug nicht einmal den Blick in die Höhe auf die versammelten Dorfbewohner, die ihm neugierig und theilnehmend zuschauten. Der Pfarrer, welcher

Kalf auf dem Fuße nachgefolgt war, um noch einen Versuch zu machen, die erlegten Thiere mit fortzunehmen, sah bei Kalfs Beginnen und bei seinem festen, wenn auch milden Wesen wohl ein, daß Troß und Gewalt hier nichts fruchten konnten. Er wandte sich deshalb zu dem Schmied und sagte etwas herabgestimmt! „Ich hoffe, lieber Meister Sorröe, Ihr werdet mir die dummen Thiere verabsolgen lassen.“

Der Meister zuckte die Achseln und entgegnete verlegen: „Es ist also, wie Kalf gesagt, Herr Pastor. Man darf ja auf fremdem Grund und Boden nicht schießen, und thut man's dennoch, so gehört das Erlegte dem Eigenthümer des Landes, gleichviel ob er's durch Kauf oder Pacht besitzt.“ „Nun denn,“ warf der Pfarrer hin, „Ihr werdet Euch doch nicht von Euerm Jungen beherrschen lassen; Ihr seid Herr des Bodens, meine ich, und nicht er!“ „Ja, Herr Pastor, seht einmal,“ — entgegnete der Schmied, „ich habe dem Burschen da versprochen, alles Gethier auf meinem Grund und Boden, das besonderer Pflege bedarf, in seine Hand zu geben, wenn es irgend in meiner Macht steht. Er ist einmal wie vernarrt auf die Thiere und namentlich, wenn ihnen ein Leid zustößt.“ „Nun, was denn Eure und Eures Sohnes Güte thut, Meister Sorröe!“ preßte jetzt der Pfarrer mit großer Selbstüberwindung heraus.

„Kalf,“ sagte der Vater, zu dem Sohne tretend, „willst Du nicht wenigstens einen der Vögel dem Herrn Pastor überlassen?“ „Nein, lieber Vater!“ sagte Kalf leise, aber fest, und warf einen ernsten Blick auf den Diener der

Kirche. „Und warum denn nicht?“ fragte der Vater weiter; „weßhalb bist Du so eigensinnig, da Du doch sonst nie ein Nein auf irgend eine Bitte hast?“ „Hätte der Herr Pfarrer die Thiere aus Armuth oder aus Hunger geschossen,“ entgegnete der Knabe mit einem Anfluge von Trübsinn, „o gewiß, ich würde der erste gewesen sein, der sie ihm zuge- tragen. Aber dem ist nicht so. Der Herr Pastor wird in der ganzen Woche noch nicht einmal die erlegten Vögel verzehren können, die er heute heimbringt.“ „Narr!“ brauste der Pfarrer auf, „ist es denn des Verzehens wegen, daß man solche Thiere erlegt?“ Unbefangen versetzte Ralf: „Entweder des Nutzens, oder der Schädlichkeit wegen; einen andern Grund giebt es sicher nicht. Was drüber ist, das ist vom Uebel, also sagt die Schrift.“ „Dummer Junge!“ fuhr jener auf, „ich schieße weder um einen Braten zu bekommen, die werden mir ohnehin genug ins Haus gebracht, noch um mir die Thiere vom Leibe zu halten. Ich schieße nur des Spases halber; ich schieße, weil mir das edle Waldwerk Vergnügen und Zeitvertreib gewährt.“ „Ach,“ versetzte der Knabe, „wie kann Euch dergleichen ein Ver- gnügen machen! Das ist ein gar trauriges Vergnügen! Ja, wäre die Jagd Euer Gewerbe, so hättet Ihr gewiß Recht; denn Jagd muß sein, und Jäger müssen sein. Daß aber die Jagd, das Schießen und Tödten, für andre Leute auch eine Lust ist, das mag wohl sein; aber mir will's doch so gar nicht in den Sinn, daß es Recht ist. Seht, Herr Pastor, wenn ich Euch so mit der Büchse dahinziehen sah,

dann that mir stets das Herz in der Brust weh, und ich war schon oft in Versuchung, Euch zu bitten, ein so blutiges Handwerk den Jägern allein zu überlassen."

Der Pfarrer blickte den Knaben zornig an und stieß heftig mit dem Büchsenkolben auf die Erde. Dem Meister Sorröe war etwas schwül zu Muthe geworden, als er Kalf so ohne Rückhalt reden hörte; solche Offenheiten gegen Höherstehende waren in dem Dorfe Frintja seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Es war dem ehrlichen Sorröe doch unlieb, daß der Knabe dem Pfarrer, in Gegenwart so vieler Gemeindegossen, Worte sagte, in denen ein bitterer Vorwurf für den geistlichen Herrn lag; er wollte den Seelsorger, obwohl derselbe es hier verdiente, doch nicht in den Augen anderer herabgesetzt wissen; und forderte daher seine Freunde und Nachbarn auf, wieder an ihre Arbeit zu gehen. „Meine Kohlen in der Esse werden schon schwarz und kalt geworden sein," setzte er hinzu, „und ich muß heute noch lustig auf den Amboss hämmern, daß das „Pinf, Pank, Pinf!“ fröhlich in die schöne Mailust hineinklinge. Vorwärts, Nikol, und hurtig an den Blasebalg! Die beiden dort werden ihre Sache schon ausmachen; der Herr Pfarrer ist ein gelehrter Herr, und mein Junge — nun der ist auch nicht auf den Kopf gefallen; der weiß die Bibel, so zu sagen von A bis Z auswendig. — Wenn er nur nicht lahm wäre, der arme Bursch!" setzte er leise und seufzend hinzu.

Die Nachbarn folgten arglos der Aufforderung des verständigen Mannes; nur einige von ihnen warfen einen

pfiffigen Blick auf den Meister, welcher anzudeuten schien, daß sie den Grund jener Aufforderung durchschauten. — Die Mutter Nalf's ging wieder an ihre Arbeit im Gärthchen und gätete das Unkraut, damit es den übrigen Pflanzen die Luft und den Raum nicht beenge.

Die Luft war jetzt still; kein Blatt säufelte am Baume, kein Gräschen auf der duftenden Wiese schwankte hin und her; es schien, als wenn der neckische Wind müde geworden und sich schlafen gelegt hatte. Das „Pinf, Pank, Pinf!“ erscholl eintönig aus der Schmiede her. — Der Pfarrer stand noch immer vor dem lahmen Knaben und sah ihm mit verbissenem Ingrimme zu. Dieser zog jetzt ein Ende breiten, weichen Bast's aus der Tasche und band mit geschickten Händen den Flügel am Körper fest. Dann strich er dem Thiere die zerzausten und in die Höhe strebenden Federn glatt, und hauchte leise und anhaltend den warmen Athem auf die wunde Stelle. Als Nalf damit fertig war, schlug er das dunkle Auge in die Höhe; sah den Pfarrer lange an, wie verwundert, daß derselbe noch da sei, und sagte dann mit seiner sanften, klangreichen Stimme: „Wünscht Ihr vielleicht sonst etwas, Herr Pastor?“ Der Angeredete versetzte: „Ich frage Dich noch einmal, Bursche, ob Du mir nicht wenigstens eins von den Thieren verabfolgen lassen willst? Behalte Du den todten Vogel, Du kannst ihn ja austopfen und hast eine hübsche Zimmerzierde daran; gib mir den Lebendigen, ich will ihn schon wieder zuwege bringen.“ „Für Euch der Lebendige, für mich der Todte?“ fragte der Knabe

nachsinrend; dann fügte er nach einer Weile hinzu: „Ach, Herr Pastor, bittet mich nicht weiter darum! — Seht, den todten will ich begraben; ich mag ihn nicht ausstopfen, denn es ist mir widerwärtig, den Körper von der Haut zu entblößen. Diesen hier will ich gesund zu machen versuchen, damit er seinen Genossen mit der Zeit folgen kann.“ „Dummheit, Einfalt sonder Gleichen!“ polterte der Pfarrer ärgerlich heraus. „Junge!“ setzte er dann strafend hinzu, „Du verdienstest eine Züchtigung, und noch dazu eine derbe, exemplarische, denn Du bist ungehorsam und widerstrebst Deinem Lehrer. — Hopfen und Malz sind an Dir verloren!“ „Leider,“ sagte Nalf trübe vor sich hin, „ich bin — lahm, und kann die Beine nicht rühren, um am Amboss zu arbeiten.“ Dann setzte er nach einer Pause hinzu, indem eine glühende Röthe über sein bleiches Gesicht flog: „Aber, was sagtet Ihr? Eine Züchtigung verdiente ich? — Ja, seht, Herr Pastor, um derlei Dinge mich zu züchtigen, das möchte ich doch niemandem, selbst nicht einmal Euch, rathen, denn — in den Armen habe ich ziemliche Kräfte.“ Und er ergriff mit einer Hand beide Krücken, und hielt sie gerade vor sich hin, als gälte es einen Feind abzuwehren. Der Pfarrer trat einige Schritte zurück. Nalf warf schnell die Krücken zur Seite, als schämte er sich seiner Uebereilung, stemmte beide Arme auf die Kniee und stützte den Kopf in die Hände. Eine Weile schien er in Gedanken versunken, dann blickte er in die Höhe und fragte mit einem sanften Tone: „Herr Pastor! Wollt Ihr es nicht übel nehmen, wenn ich Euch

einen Vorschlag mache?“ „Nun, was denn?“ gab der Prediger halb ungeduldig, halb gespannt zurück. Ralf versetzte: „Vermögt Ihr Eure Lust zum edeln Maidwerk durch irgend einen Bibelvers zu rechtfertigen, und — den Mord, den Ihr an diesem harmlosen Geschöpfe begangen habt, zu entschuldigen; so mag's d'rum sein; dann gebe ich Euch den lebendigen Storch, dann ist er Euer!“

Im Auge des Pfarrers leuchtete es auf wie Siegesbewußtsein. Er entgegnete rasch und mit Stolz: „Stehet nicht geschrieben: „Und er soll herrschen über die Vögel unter dem Himmel, über die Fische im Meer und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht?““ Der Knabe schüttelte den Kopf und versetzte sanft: „Der Spruch rettet Euch nicht! Es stehet geschrieben: „Er soll ein Herr sein über die Thiere;“ aber nicht: er soll ein Tyrann sein. Er kann die Thiere tödten zu seinem Nutzen, zu seiner Nahrung und Kleidung, oder zu seinem sonstigen Bedarf; aber er soll den Mord eines Thieres nicht zum Ziel seiner Lust, seines Vergnügens machen, wie Ihr ja selbst es vorhin gesagt. Es stehet auch geschrieben: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes;“ und: „Es fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen eures Vaters.“ Nein, Herr Pastor, sagt mir einen andern, treffendern Spruch.“ Der Pfarrer warf die Gedanken durch einander, um nach irgend einer biblischen Begründung seines Schießvergnügens zu suchen, aber es kam ihm nichts Schlagendes in den Sinn; und verdrießlich ablenkend, rief er aus: „Da seh mir einer! Der Schüler will

den Lehrer meistern? Glaubst Du, Bursche, ich solle meine Lection vor Dir aussagen?" Ralf fuhr in seiner milden Weise fort: „Wenn das Auge Gottes schützend auf den Sperlingen haftet, so ist das doch nur ein Beweis seiner Liebe zu allen Creaturen; und derjenige folgt gewiß nicht seinem Fingerzeige, der aus purer Lust die Büchse abdrückt, um Gottes harmloses Geschöpf zu tödten, oder zu verwunden. — Seht Ihr's nicht, Herr Pfarrer, daß selbst die Bibel gegen Euch ist? Der Storch bleibt mein!“ „Junge!“ rief der Prediger heftig aus, „wärest Du nicht bereits vorige Ostern confirmirt, ich würde mich jetzt weigern, Dich einzusegnen.“ „Herr Pastor,“ sagte Ralf besremdet, „was habe ich denn gethan, als nur die Wahrheit gesagt? Habt Ihr uns doch oft genug dazu aufgefordert in den Lehrstunden.“ „Das war anders gemeint;“ lautete die Antwort, „wenn Du geglaubt, schwagen zu dürfen, wie Dir der lose Schnabel gewachsen ist, so warst Du in gewaltigem Irrthum!“ „Herr Pfarrer,“ entgegnete Ralf, „nur wie mir ums Herz ist, hab' ich gesprochen. Wenn ich Euch dadurch erzürnte, vergebt es mir!“ „Schweig!“ herrschte jener ihn an, „Du bist unverbesserlich!“ Dann setzte er mit Hohn hinzu: „Da Du übrigens so bewandert bist in der Schrift, so wirst Du auch wissen, daß geschrieben steht: „Hüte dich vor dem, den der Herr gezeichnet hat!“ Damit drehten Seine Hochehrwürden sich um und schritten ohne Gruß durch den Garten auf die Landstraße hinaus. Die Mutter Ralfs blickte dem

geistlichen Herrn betroffen nach, ließ dann die Arbeit ruhen und trat zu dem Sohne.

Dieser blickte starr vor sich hin; eine Todtenblässe lag auf seinem Gesichte; seine feinen, schlanken Hände hingen schlaff vom Schoße herab. „Ralf, was ist Dir?“ fragte die Mutter besorgt. Der Angeredete blickte ihr schmerzlich in die Augen und flüsterte tonlos: „Hüte dich vor dem, den der Herr gezeichnet hat!“ „Kind, was soll das?“ drängte die Mutter und faßte die Hand des Knaben. Dieser erzählte zögernd, was er mit dem Pfarrer gesprochen, und wie dieser am Ende jene bösen Worte an ihn gerichtet habe. Das Mutterherz klopfte laut auf in Zorn über solche Unbill, verübt an einem kranken, schwachen Kinde, das sonst niemals irgend einen Anlaß zur gerechtfertigten Klage gab; aber die verständige Frau suchte in ruhiger Weise den Nieder gebeugten aufzurichten, indem sie ihm auseinandersetzte, wie der Pfarrer so gar jähzornig sei, und es ihm häufig geschehe, daß er die Sonne über seinem Zorne untergehen lasse. Ralf schüttelte den Kopf und wiederholte mit Bitterkeit: „Hüte dich vor dem, den der Herr gezeichnet hat!“ „Mein Kind,“ sagte die Mutter, mehr Glauben zeigend, als sie wirklich besaß, „die Trübsal hier währt eine kleine Zeit. — Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Also stehet auch geschrieben. Siehe, Dein Leid dauert vielleicht nicht lange mehr. Wer weiß, wie bald Du wieder frisch und rührig wirst. — D’rum habe Geduld, mein Sohn, und vergiß das heillose Wort des

Pfaffen. — Komm, laß uns versuchen, dem franken Thiere Futter zu verschaffen, es wird Hunger und Durst haben.“ Da riß sich Kalf aus seinen trüben Gedanken empor; setzte vorsichtig den Storch auf das weiche Gras und erhob sich mit Hülfe seiner treuen Krücken vom Boden.

Aber, o Freude! Der verwundete Storch reckte den gefundenen Flügel breit aus einander; streckte ein Bein um das andere weit von sich, als wär' er eben aus einem tiefen Schlaf erwacht. Dann trat er vorsichtigen Schrittes und aufmerksam um sich schauend, vorwärts; er wühlte mit dem langen Schnabel zwischen den zarten Grashalmen und suchte und fand hie und dort ein Würmchen zu seiner Nahrung. Dann schritt er nach einem der kleinen Gräben, welche die Wiesen von einander schieden und trank mit Hast. Dann kehrte er zurück, blickte in die blaue Luft, als wüßte er, daß seine Gefährten dort fortgesegelt seien; betrachtete, wie es schien, mit Aufmerksamkeit jeden Busch und jedes Kraut, und ging dann wieder auf Kalf zu, der den Athem anhaltend, jede Bewegung des Thieres beobachtet hatte. Jetzt aber erblickte der Fremdling den todten Genossen und mit weiten Schritten umkreiste er die Leiche, durchbringende Schmerzenslaute ausstosend. Er versuchte, sich in die Höhe zu schwingen, aber die Kräfte versagten ihm, matt hing auch der andere Flügel am Körper herab. Kalf begriff, daß er das todte Thier schnell auf die Seite schaffen müsse, und indem die Mutter versuchte, dem Storche zu lieblosen und ihn von der traurigen Stelle fortzulocken, grub Kalf

ein tiefes Loch unter einem dichtbelaubten Strauche, der von der Wiese aus durch allerlei Gestrüpp ziemlich unzugänglich war und nur von der Seite des kleinen Grabens bequem erreicht werden konnte. Da hinein legte er das todte Thier, bedeckte es mit Blättern und machte die Erde darüber wieder eben und fest. —

Eine volle Woche verging, bevor der Fremdling sich zurecht fand in seiner neuen Umgebung. Dann aber schien er seine Gefährten vergessen oder verschmerzt zu haben und hing mit so rührender Anhänglichkeit an seinem Beschützer, daß dieser darüber die bösen Worte des Pfarrers fast ganz vergessen hatte. Auch an sein körperliches Ungemach schien er weniger zu denken, wenn er bei seinem Schützling, den er Allrich getauft, im Grase saß oder auf der Bank unter dem alten Apfelbaum, und seine Körbchen flocht, die an Freunde und Nachbarn verschenkt wurden.

Am äußersten Ende der Wiese lag ein schmaler Strich Erdreichs, der weder zu Acker- noch zu Wiesenland benutzt wurde. Der Boden hier war theils sandig, theils steinig; hie und dort moorig und trug nur wildes, nutzloses Gestrüpp, schwankenden Sandhafer und buschiges Brahmreis. Wodurch dieser unfruchtbare Strich zwischen so üppige Wiesen- und Ackerstrecken gerathen war, wußte man nicht genau, kümmerte sich auch nicht weiter darum, da man eben keinen Mangel an gutem Lande litt. Vielleicht hatte hier früher ein altes Gebäude gestanden, bei dessen Abbruch das Erdreich mit zu viel Stein- und Kalkschutt vermischt

worden war. Es erschien seltsam, daß Altrich sich so häufig nach diesem schmalen, sandigen Landstreich begab, welcher ihm für seine Nahrung durchaus nichts bieten konnte. Liebte er vielleicht den glänzenden Sand, den die Sonnenstrahlen oft glühendheiß machten? Liebte er vielleicht das Brahmreis, das hier so üppig wucherte? Wohl möglich, denn er zerrte oft an seinen schmalblättrigen Zweiglein und ließ sich nicht selten mit dem ganzen Körper auf das Buschwerk nieder. Liebte er vielleicht den etwas strengen Geruch dieses unscheinbaren Gewächses? Kalf wußte es nicht; er kannte nicht einmal den Namen des bauschenden Krautes; er wußte nur, daß es Unkraut war, gleich dem übrigen, mit dem der unfruchtbare Boden bedeckt war.

Zuweilen kam der Storch mit einem Zweige des Brahmreises in dem langen Schnabel zu Kalf, legte diesem das Kraut auf den Schoß und sah ihn starr an, als ob er ihm etwas sagen wollte. Kalf nahm das struppige Zweiglein, drehte es in der Hand hin und her und strich dem Vogel neckisch damit über die Augen, indem er lächelnd sagte: „Märchen, was willst Du mit dem dummen Kraute? Deine Speise ist es sicher nicht und die meinige nun eben gar nicht.“ Dann klapperte Altrich laut mit dem Schnabel und schritt im Kreise um Kalf herum; er setzte die langen, rothen Beine so pathetisch zu, daß der Knabe oft laut lachen mußte.

Der Sommer war heiß geworden; keiner der ältesten Dorfbewohner konnte sich eines ähnlichen erinnern. Wenn

Meister Sorröe mit seinem Sohne des Sonntags nach dem dunkeln, schattigen Walde ging und Allrich neben ihnen herschritt, wie ein folgсамиes Hündchen, dann sagte der Schmied oft: „Allrich, Du und Deine Gefährten haben es wohl gewußt, daß ein heißer Sommer kommen würde: sonst wäret Ihr nicht so weit gen Norden gegangen. Hätte der Pfarrer nicht dazwischen gefeuert, wer weiß, die lieben Gäste würden sich am Ende bei uns niedergelassen und uns Glück gebracht haben.“ Kalfs Züge überschatteten sich jedesmal, wenn des Pfarrers erwähnt wurde. Seit jenem Nachmittage hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen den ehrwürdigen Herrn gefaßt und erwähnte seiner niemals. Auch der Pfarrer mißte Meister Sorröe, und wenn der Pastor nach dem Gottesdienste durch die Reihen der Kirchgänger schritt, so war der Gruß, den Kalfs Aeltern empfingen, gewiß der gemessenste und kälteste. „Ich wollte, wir bekämen einen andern Seelsorger,“ sagte Meister Sorröe einst auf einem solchen Spaziergange, „man faßt kein rechtes Herz mehr zu einem Manne, der anstatt zu studiren und seinen großen Garten zu pflegen, alltäglich auf die Jagd geht.“ — „Hüte dich vor dem, den der Herr gezeichnet hat!“ sprach Kalf vor sich hin, bückte sich zu Allrich nieder, streichelte ihn und setzte mitleidig hinzu: „Armes Thier, Dich hat zwar nicht der Herr gezeichnet, sondern der böse Mensch, der dem Schlächter ins Handwerk pfuscht. Du mußt schon gut daran zehren, an dieser Zeichnung. Aber es kommt bei Dir wohl die Zeit, wo Du abschütteln kannst, was man Dir angethan; während

ich — ein Gezeichneter bleiben werde.“ Ulrich klapperte laut, als verstände er was Ralf sagte; Meister Sorröe war betroffen und schwieg; er bereuete bitter, eine so überzarte Saite in dem Gemüth seines Kindes angeschlagen zu haben.

Wie kühl, wie träumerisch war es in dem dichten Walde! Nur einzelne Sonnenstrahlen brachen sich Bahn durch die himmelanstrebenden, lebendigen Säulen mit dem breiten Laubdach als Säulenknauf, Das niedrige Gestrüpp und das Buschwerk, das sich hie und dort ausgebreitet hatte, glänzte in dem saftigsten Grün, als wäre man noch nicht über die Tage des Mai's hinaus. Das grüne Moos wölbte sich am Boden zu weichen Polstern und lud die Wandrer zur Ruhe ein. Ralf war recht müde; der Weg vom Hause bis hier war weit, und das Gehen, namentlich das anhaltende, fiel dem Knaben schwer. Vater und Sohn streckten sich in das weiche Moos, Ulrich nahm dicht bei Ralf seinen Platz und schnoberte mit dem langen Schnabel zwischen dem durren Laube am Boden. So hatten sie eine Weile gefessen, in träumerische Gedanken versenkt, welche die Einsamkeit und Waldstille bei jedem Menschen auftauchen lassen, der nicht ganz erstorben ist für die Erhabenheit und Schönheit der Natur. Dann und wann schlug im fernsten Dickicht ein Vogel an; man vernahm den eintönigen Laut des Baum-spechts, zuweilen unterbrochen von dem hellen „Pinke Pink“ des lustigen Buchfinks. Da raschelte etwas seitwärts unter dem durren Laube, das die fliehenden Jahre dort

nach und nach aufgeschichtet hatten. Allrich folgte seinem Instinct; er schritt hinzu, er witterte ein armes Eidechsen oder einen arglosen Frosch. Meister Corroe und sein Sohn wandten aufmerksam den Blick nach dem Thiere, das jetzt den rothen Schnabel bedächtlich vorausstreckte, um seine Beute zu erhaschen.

Da wurde eine Gestalt sichtbar auf einer Waldhöhe, Allrich gegenüber; aber niemand sah es. Ein Schuß krachte, donnernd ging das Echo durch den stillen Wald; — Allrich stürzte auf die Seite. Ralf wandte Pfeilschnell das Auge nach der Gegend, von welcher der Schuß gekommen, und sah noch eben den Schatten eines Menschen an den sonnigen Baumstämmen verschwinden. Ohne Mühe erkannte er den gigantischen Schatten des Pfarrers. Es knitterte im dürren Laube wie von Tritten; es rauschte, wie wenn jemand dicht an Büschen vorbeieilt, — dann war es still wie vorhin; aber Fink und Baumspecht schwiegen; der Schuß hatte sie für eine Zeit lang stumm gemacht. Eidechsen und Frosch kamen diesmal mit dem Leben davon. — Allrich war unverletzt; der Schuß hatte nur die äußersten Federn des gesunden Flügels gestreift; eine genauere, sorgsame Untersuchung ergab kein gegentheiliges Resultat. Vater und Sohn blickten sich ernst und schweigend an; Meister Corroe schüttelte bedenklich den Kopf und seufzte. „Ach, er wird nicht ruhen, bis er mir meinen Liebling zerstört hat,“ sagte Ralf kummervoll. „Meinst Du denn, der Pfarrer“ — flüsterte Corroe, und sah sich um, als fürchtete er, gehört zu werden. „Kein

andrer als er!" versetzte der Knabe rasch. „Wer sonst sollte mir dies Leid anthun wollen? Wir haben ja keinen Feind in der ganzen Umgegend. Auch habe ich seinen riesigen Schatten zu deutlich gesehen.“ „Ich dachte mir's wohl," sprach der Vater vor sich hin, „daß er den angethanen Schimpf auszuweizen suchen würde. Dergleichen vergift unser Pfarrer so leicht nicht! — Und klagen vor dem Amte? Ach, das würde zu nichts führen; denn Du hast nur den Schatten gesehen.“ — „Was würde es auch fruchten?" entgegnete Ralf, „Seine Hohehrwürden dürften alsdann wohl noch Aergeres für uns ersinnen. — Wäre es nur erst Frühling, daß die Störche heimkehrten; dann möchte Allrichs Flügel bereits stark genug sein, um mit fortfliegen zu können.“ Und Ralf streichelte dem Thiere den schlanken, weißen Hals, als wollte er den Erschreckten beruhigen.

Man trat jetzt den Heimweg an und freute sich an Allrich, wie ihm Schuß und Schreck so gar nicht geschadet hatten, sondern wie er pathetisch und gemessen, ganz wie gewöhnlich, neben ihnen herschritt. Die Mutter kam ihnen eine Strecke entgegen; das Abendbrot wartete bereits, denn Vater und Sohn waren länger geblieben, als es sonst der Fall war. Als die verständige Frau Kenntniß von dem Vorgefallnen erhielt, sagte sie zu Ralf: „Schautest Du bisher mit zwei Augen, so siehe jetzt mit vier; d. h. habe die Augen überall! Aufpassen, das ist die Lösung für Jung und Alt, die keiner genug beherzigen kann.“ Von dieser Zeit an ließ Ralf den Vogel nicht aus den Augen; so hoffte

er ihn am besten zu schützen. Der Pfarrer schien diese verdoppelte Achtsamkeit zu merken: wenigstens hatte Ralf keinen Grund, sich auf ähnliche Weise über denselben zu beklagen.

Noch Ausgang Septembers herrschte eine übermäßige Sommerhitze. Ralf und Allrich kauerten oft unter dem dichten, schattigen Buschwerk, das die Wiese einfriedete; neben ihnen lagen traulich die Ziegen, welche schon lange mit dem Rothschnabel gute Freundschaft geschlossen hatten. Eines Nachmittags, es war schon gegen Abend, denn die Sonnenstrahlen fielen schräger und glühten röther, zupfte Allrich wieder an dem Brahmreis, streckte sich auf dasselbe hin, stand dann wieder auf, als wollte er Ralf auffordern, sich hier zu lagern. Ralf tätschelte das Thier mit den feinen Händen und ließ sich willenslos nieder. Ihm gingen allerlei Gedanken durch das Hirn. Er stand am Amboss und schlug lustig auf das sprühende Eisen, der Vater stand neben ihm und schaute ihm vergnügt zu; dann war er auf Reisen, sah fremde Länder und Städte; und tausend Herrlichkeiten erblickte sein staunendes Auge. Er strich mit der Hand übers Gesicht und die Bilder verschwanden wie Nebel. „Ach!“ seufzte er, „wer gehen könnte!“ — Die Sonne warf ihm eben einen rothen Pfeil in das narbenreiche Gesicht; er drehte den Kopf und lag gerade mit demselben auf dem Brahmreis. Der Storch kroch ihm unter den Arm und kauerte sich nieder. Die Lüfte rauschten leise in den Gesträuchen; die Käfer summten, die Fliegen schwirrten; aus der Schmiede erscholl das eintönige „Pank, Pank, Pank!“ — Alles wirkte so

betäubend, so einschläfernd auf die reizbaren Nerven Ralf's, daß er alsbald einschlief. Er mochte kurze Zeit geschlafen haben, da glaubte er ein seltsames Summen und Singen zu vernehmen. Er schlief und meinte doch zu wachen; er glaubte die grüne Wiese zu sehen, und seine Augen waren doch geschlossen. Er horchte und horchte, woher das Summen und Singen komme und wie die Worte des seltsamen Liedes lauteten; da endlich verstand er klar und deutlich folgende Worte:

„Brahmreis, auf Kohlen heiß —
Dampf in die Höh',
Bringet das Weh.
Dampf in das Mark hinein,
Schafft Glieder schlank und fein.“

Ralf richtete sich in die Höhe; er wachte hell und klar. Wer hatte denn gesungen? — Der Storch lag noch ruhig unter seinem Arm. Der Knabe starrte auf das Kraut nieder — es gingen ihm wunderliche Gedanken von Geistern und Wundern durch den Kopf — aber das Kraut stand unscheinbar wie vorher, nur grün- und goldigglänzende Käferlein schlüpfen über die Blätter. Ralf ging gedankenvoll nach Hause und sann über den seltsamen Vers nach. Was war denn Brahmreis? Er sann und sann, aber er erfann nichts Verständiges, nichts Zusammenhängendes. Der Knabe ward stiller und ernster. Wenn er im Gärtchen oder auf der Wiese seine Körbchen flocht, dann sanken ihm oft die Hände in den Schoß, und er heftete sinnend das

schöne Auge auf die ziehenden Wolken oder auf ein Blatt, das der Wind so eben vom Baum abgelöst hatte. Der Storch saß zu seinen Füßen und blickte ihn verständig mit klugen Augen an, und wenn Ralf zu lange so träumerisch da gesessen, zerrte Allrich mit dem Schnabel an den Kleidern des Knaben, bis dieser aufmerksam wurde. Dann schritt der Storch dem schmalen, unfruchtbaren Landstrich zu, schaute sich um, blieb stehen, bis er sah daß Ralf ihm folgte. Und der Knabe streckte sich alsdann wieder auf das Brahmreis; eine betäubende Müdigkeit legte sich auf seine Augen, und schlafend vernahm er stets denselben Gesang wie das erste Mal:

„Brahmreis, auf Kohlen heiß,
Dampf in die Höh',
Bringet das Weh.
Dampf in das Mark hinein,
Schafft Glieder schlank und fein.“

Ralf hatte sich oft an andern Stellen des Gartens und der Wiese niedergelegt, aber nie den wunderlichen Vers vernommen. „Wüßte ich doch was Brahmreis wäre!“ sagte er oft in Gedanken zu sich selbst. Es tauchte eine Ahnung in ihm auf, aber sie war verworren, er vermochte sie nicht zu enträthseln. Ein seltsames, unerklärliches Gefühl hielt ihn zurück, seinen Aeltern den eigenthümlichen Vorfall mitzuthellen und so trug er allein an dem Geheimniß.

Eines Tages im Spätherbst hielt ein Fremder bei der Schmiede an; es war eine Kleinigkeit an seinem Wagen

zerbrochen, welche der Schmied in einer Viertelstunde herzustellen versprach. Meister Sorröe's Frau nöthigte den Fremden ins Zimmer; er schlug es aus, indem er sagte: „Ich sehe, Ihr habt ja draußen ein sorgsam gepflegtes Gärtchen und dahinter eine schöne Wiese. Ich liebe dergleichen. Wenn's Euch recht, bringe ich dort das Viertelstündchen zu.“ Ralf's Mutter war es gern zufrieden, sie geleitete den Fremden hinein und zeigte ihm ihre ländlichen Herrlichkeiten. Ralf saß auf der Wiese, in der Nähe des unfruchtbaren Erdstrichs, wie gewöhnlich beschäftigt. Der Storch lag verborgen vom dichten Buschwerk, nur hie und da blitzte eine weiße oder schwarze Feder durch das dunkle Laub. Der Fremde trat auf die Wiese hinaus, durchmaß sie mit großen Schritten und blieb vor Ralf stehen, der ihn unbefangen grüßte, ohne sich jedoch zu erheben. „Gi!“ sagte der Fremde mit etwas in die Höhe geworfenem Kopfe, „das ist ja ein großer, schlank gewachsener Bursche; wie kommt's, daß der die Zeit vertrödelt mit Korbflechteien? Junge, warum stehst Du nicht lieber am Amboss und lässest den wuchtigen Hammer aufs Eisen fallen?“ Ralf schoß eine Purpurgluth in das blasse Gesicht und seine Lippen zuckten schmerzlich. Die Mutter sagte weich: „Ach Herr, Ihr würdet nicht also sprechen, wenn Ihr wüßtet, was dem Buben fehlt. Seht ihm einmal ins Gesicht. Die Blattern haben es ihm zerrissen und nur seine lieben Augen verschont. Doch, das ist nicht das Schlimmste; seit jener unseligen Krankheit ist er lahm an beiden Beinen und nicht im

Stande, ohne Krücken von einer Stelle zur andern zu kommen.“ „Armer Junge!“ sagte mitleidig der Fremde, „vergieb mir meinen raschen Ausspruch von vorhin; ich kannte ja Dein Leid nicht.“ „Ist schon vergeben,“ sagte Ralf freundlich und bot dem Fremden die Rechte, die dieser herzlich schüttelte. „Gott gebe Dir Geduld, Kind!“ nahm der Fremde wieder das Wort, „zwar hat man kein Beispiel, daß dergleichen Lähmungen gehoben worden sind, allein, bei Gott ist ja kein Ding unmöglich. Er schickt uns oft aus dem Unscheinbarsten eine Hülfe.“ — Ralf faltete unwillkürlich die Hände. Dann wandte der Fremde den Blick auf das verschiedene Strauchwerk, welches die Wiese umhegte und nannte die Namen desselben, indem er mit dem zierlichen spanischen Rohr auf jedes einzelne hindentete. Der Herr mußte wohl ein großes Interesse für das Pflanzenreich haben, da er so genau die Namen von diesem und jenem kannte. In diesem Augenblick ging er an dem Brahmreis vorüber, welches Ralf schon manche schlaflose Nacht verursacht hatte, schlug mit dem Stöckchen daran und sagte im Umkehren: „Ei, Ihr habt hier ja von allem; sogar das Brahmreis des nördlichen Deutschland hat hier ein Plätzchen gefunden.“ Jetzt rief Meister Sorröe, daß der Wagen hergestellt sei; der Fremde grüßte den Knaben flüchtig und verließ mit der Frau den Garten. Das Knallen der Peitsche kündete bald darauf seine Weiterreise an. Ralf aber saß wie vom Donner gerührt. Brahmreis! Brahmreis! klang's ihm wie ein heller seliger Ruf in die Ohren. Und er kroch ohne seine Krücken,

auf dem Boden hin nach der seltsam singenden Pflanze und drückte sein erglühtes Gesicht tief in die sträubenden, harten Zweiglein. Die Käfer summten, die Fliegen schwirrten; das Laub raschelte leise von den Bäumen; von der Schmiede her ertönte das einförmige „Pink, Pant, Pink!“ Es umwogte den Knaben wie warmer, brütender Nebel und er schließ ein. Wie war's denn doch so seltsam! Er schließ und glaubte doch zu wachen. Er sah die grüne Wiese um sich her, und seine Augen waren doch geschlossen. Er horchte und horchte, und er vernahm wiederum den wohlbekannten, wunderlichen Vers:

„Brahmreis, auf Kohlen heiß,
Dampf in die Höh',
Bringet das Weh.
Dampf in das Mark hinein,
Schafft Glieder schlank und fein.“

Mit dem letzten Worte wachte er hell und klar. Er starrte auf das Kraut — das stand unscheinbar wie vorher; nur buntschillernde Käfer schlüpfen an den Stengeln auf und nieder. — Ralfs Herz jubelte. Nun verstand er alles. Nun waren ihm die Gedanken klar, die von Geistern und Wundern in seiner Seele geflüstert hatten. Nun wurde ihm jene verworrene Ahnung eine blühende Hoffnung! — Er herzte Ulrich in überwallender Liebe und küßte ihm die schwarzen, klugen Augen, die ihn so treu und so verständig anschauten.

Ralf verbarg seine Hoffnung wie sein ganzes gegen-

wärtiges Thun und Treiben vor den Aeltern. Er schnitt eine reichliche Masse von dem Reise ab, das auf der sandigen Strecke so üppig wucherte, er verbarg sie in seiner Kammer und ließ die Nacht herankommen. Als alles schlief im Hause, selbst der treue Storch, schlich Kalf so leise als er es mit seinen Krücken vermochte, in die Küche und holte sich ein Stübchen mit lustigblinkenden Kohlen. Dann verriegelte er die Thür, warf eine Hand voll Brahmreis auf die leckende Gluth, und ein starker, scharfer Rauch durchströmte das Kämmerchen. Kalf hielt nun mit Anstrengung eines seiner franken Beine über die wohlthätigen Dämpfe und wurde nicht müde, bis die Kohlen zu Asche zusammensanken und das Reis aufgezehrt war. Dann legte er sich zu Bett und schlief fest bis zum Morgen. Als Kalf erwachte, öffnete er sogleich das Fenster, damit der starke Geruch sein Geheimniß nicht vor der Zeit verrathe. Dann fiel ihm plötzlich der Gedanke an Alrich aufs Herz, ob der Vogel wohl die starken, durchdringenden Dämpfe habe aushalten können; hatte er doch gestern in der Aufgeregtheit seines Gemüths gar nicht daran gedacht. Zögernd und scheu näherte er sich dem Korbe, der dem Storch zum Lager diente, ängstlich warf er einen Blick hinein — aber der gute Bursche lag noch ruhig und schlief wie ein Siebenschläfer in den hellen Tag hinein, und als Kalf ihm mit der Hand über den weichen, glänzenden Rücken fuhr, daß er aufwachte, riß er den langen Schnabel weit auf, als gähnte er noch vor lauter Müdigkeit.

So wie am gestrigen Tage trieb es Ralf vierzehn Tage lang, ohne irgend eine Veränderung seines Zustandes zu spüren. Aber er wurde nicht laß, und ließ den Muth und die Hoffnung nicht sinken, denn es hatte sich seiner ein unerschütterliches Vertrauen auf die geheimnißvollen Kräfte des unansehnlichen Krautes bemächtigt. Am funfzehnten Abend, als er mitten unter Dämpfen saß, die seltsam auf- und niederwogten und allerlei Figuren und Bildungen annahmen, wenn der Hauch seines Mundes hineinblies, — da zuckte es ihn schmerzlich durch die bis dahin völlig gefühllosen Glieder. Es knitterte ihm in den Knochen, als drehen und wendeten sie sich hin und her, und Ralf hätte ausschreien mögen vor Schmerz und Jubel zugleich, denn nun wußte er, daß die Cur nicht ohne Erfolg sein konnte. Vierzehn Tage lang wühlten die Schmerzen in seinen Gliedern, in dem innersten Mark seiner Gebeine. Sein Gesicht wurde noch bleicher vom verhaltenen Leid. Die Aeltern fragten ihn besorgt, aber er lächelte heiter und schwieg. Er stöhnte wohl leise des Nachts, wenn der Schmerz zu sehr in ihm tobte, aber seine Seele flammte auf im feurigen Danke. —

Die Tage wurden kürzer; der Reif legte sein silbernes Netz über Feld und Wiese; das Laub schillerte roth, braun und gelb, nur die Tannen am Abhange des Berges prangten im dunkeln Grün. Zur Mittagszeit aber, wenn die Sonne hoch stand und ihre warmen Strahlen wie Abschiedsküsse auf die Flur drückte, dann schleppte Ralf sich zuweilen nach der sandigen Strecke, die für ihn die nachhaltigsten Früchte

trug, begleitet von seinem treuen Störche. Hier legte er sich auf das segensreiche Brahmreis nieder und horchte auf den wunderlichen Vers, der seit einigen Tagen schwächer in sein Ohr klang. Auch heute war er dort. Einzelne Käfer summten noch, auch hin und wieder schwirrte eine Fliege; das dürre Laub rauschte stärker von den Bäumen nieder, und von der Schmiede her ertönte das einförmige „Pank, Pank, Pank!“ Kalf entschlief und alsbald klang's vor seinem Ohr, aber der Sang war zum Flüstern geworden:

„Brahmreis, auf Kohlen heiß,
Dampf in die Höh',
Bringet das Weh.
Dampf in das Mark hinein,
Schafft Glieder schlank und fein.“

Da erwachte er plötzlich, schaute mit klaren Augen um sich, sah die bunten Käfer auf- und niederschlüpfen an den Zweigen des Brahmreises — und wußte, daß seine Genesung noch nicht vollbracht war.

Noch vierzehn Tage vergingen. Da verloren sich die Schmerzen allgemach; das Wühlen und Knattern in den Gliedern, das Bohren in dem innersten Mark seiner Gebeine hörte auf, und — o Bonne! er vermochte den Fuß zu rühren, die Zehen nach hinten und vorn zu biegen; — die Kniee wurden gelenkig, die Hüften spannten sich an und alle Glieder wurden elastisch und sehnig. Er stand in seinem Kämmerchen allein, ohne Krücken aufrecht, er ging ohne Krücken auf und nieder; er setzte sich, er stand auf ohne die

gewohnte Hülfe. Da sank er auf seine Kniee, und ein lautloses, aber brünstiges Gebet aus der tiefsten Tiefe seines reinen Gemüths stieg, das herrlichste Dankopfer, zu dem grauen Herbsthimmel empor. Noch aber sagte er nichts, noch hielt er an sich mit seinem Jubel, noch drückte er das jauchzende Herz zurück in die verschwiegene Klausel; denn erst wollte er sich vollkommen überzeugen, ob das Werk seiner Genesung wirklich beendet sei. Er mußte sein geheimnißvolles Kraut befragen; der nach und nach zum Flüstern gewordene Sang mußte gänzlich verstummen — dann erst durfte er die Cur als vollendet ansehen.

In der Mittagszeit, als die Sonne noch ziemlich warm schien, nahm er seine Krücken und sprang dem wohlbekanntem Orte zu. Er streckte sich schmerzlos und biegsam nieder und drückte das Haupt tief in das Reis. Die milden Sonnenstrahlen lagen auf dem vernarbten, aber mit dem Ausdruck der Seligkeit übergossenen Antlitze. Die Käfer summten, die Fliegen schwirrten, das Laub flüsterte und rauschte seltsam; von der Schmiede her ertönte das einförmige „Pinf, Pank, Pinf!“ Dem Knaben war wunderselig zu Muthe. Es flimmerte ihm wie Gold- und Silberstaub vor den Augen: das war der Schimmer der Freudenthränen, die an den langen, seidnen Wimpern zitterten. Er schloß die Augen und schlief ein. Er glaubte zu wachen und schlief doch; er sah die gelb werdende Wiese um sich her und hatte doch die Augen geschlossen. Er horchte und horchte — aber kein Ton ließ sich vernehmen; kein flüsternder Sang schlug an

sein lauschendes Ohr. Da plötzlich wachte er wieder hell und klar. Er schaute auf das Brahmreis, das stand still und unscheinbar wie zuvor; aber er sah kein goldigblinkendes Käferlein auf- und abschlüpfen an den grünen Stengeln. Wie, hatten ihm die Käfer den Vers ins Ohr gesummt? — Wer weiß es! — Ralf sprang ohne Mühe in die Höhe. Sein Herz pochte ungestüm. Jetzt wußte er, daß er genesen war.

Seine Krücken über die Schultern geworfen, den Storch neben sich, ging er langsam über die Wiese, — er genoß den Gang, das freie, fessellose Bewegen zum ersten Male seit zwölf Jahren! — Er schritt zögernd und doch eilend durch den Garten, in das älterliche Zimmer, wo Meister Sorröe sich so eben zum Mittagsschläfchen niedergelassen hatte. Die Mutter zupfte emsig den silbernen, glatten Faden aus dem Rocken und ließ das Mädchen lustig schnurren. „Mutter!“ sagte Ralf, vor sie hintretend, ihr die Krücken hinhaltend und seine Bewegung mit Macht bändigend; „Mutter, siehe, es giebt noch Wunder auf Erden.“ Die Mutter fuhr von ihrem Sitze auf; sie starrte den Sohn sprachlos an; sie streckte die Hände nach dem geliebten Kinde aus und ein leises Zittern ging durch ihren ganzen Körper. Das waren die heiligen Schauer der reinen Freude. Keines Wortes mächtig, zog sie den Genesenen an sich; nur das laute Klopfen ihres Herzens sagte, was in ihr vorging. Jetzt hielt Ralf sich nicht länger; er brach in ein leises Weinen aus und die Thränen neigten das Gesicht der theuern

Mutter. Endlich gewann Frau Sorrøe die Sprache wieder: „O mein Gott!“ rief sie erschüttert aus, „ist es denn möglich, ist es denn wahr, daß es für Deine Aeltern noch eine solche Seligkeit giebt, Dich gesund zu sehen?“ — Dann faßte sie sanft die Hand des schlafenden Gatten und sagte leise: „Lieber Sorrøe, es ist Zeit zum Aufwachen; es giebt fröhliche Kunde für Dich.“ Der Gerufene riß die Augen weit auf, richtete sich auf seinem Sorgenstuhl in die Höhe und blickte fragend auf Weib und Kind. „Lieber Vater!“ begann Ralf lächelnd, „es ist ein neuer Lehrling da, der möchte bei Dir das ehrsame, klingende Schmiedehandwerk lernen.“ Meister Sorrøe gähnte müde, denn er hatte ja noch nicht ausgeschlafen; dann versetzte er: „Ja, der käme uns eben recht; der Nikol wird Lichtmeß Gesell, da müssen wir doch einen für ihn in den Platz stellen. Ist der Bursche groß und kräftig?“ „Wie ich!“ versetzte Ralf lakonisch. Der Vater seufzte. Es mischte sich ein unsaglicher Ausdruck des Schmerzes in den Blick, mit welchem er über den stattlichen Sohn mit den lahmen Beinen hinglitt. Plötzlich rief Sorrøe erschrocken aus: „Knabe, Du stehst ja ohne Krücken; nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst! Nimm die Krücken, Junge! Lahme Beine brechen wie Glas und sind wie das Glas schlecht wieder zu heilen.“ — Ralf lächelte und ging erst langsam, dann schneller im Zimmer auf und ab. Der Vater sprang auf, faßte den Sohn bei den Schultern, schaute ihm in das tiefblaue Auge, worin die Flämmchen der Lust auf- und niederbligten, — betastete den Körper Ralfs, indem er

mit den nervigen Händen an dessen Hüften hernieder-
glitt und war dann eben so sprachlos wie vorhin Frau
Sorröe. „Vater!“ rief Ralf jubelnd, und stürzte ihm um
den Hals, „fasse Dich! Ich bin gesund durch ein Wunder!
Ja, die Wunder wohnen noch jetzt unter den Menschenkindern
und lauschen heimlich in Baum und Strauch und Kraut bis
die gelegene Stunde kommt.“ „O, Du mein gütiger Gott!“
Das war alles, was Meister Sorröe hervorbringen konnte
im Uebermaß seiner Freude. „Siehe Vater,“ nahm Ralf
wieder das Wort, „ich bin der Lehrling, der bei Dir das
Handwerk erlernen will, und Du sollst einen kräftigen, füg-
samen Burschen an mir haben.“ Der Vater hielt den Sohn
lange umschlossen und weinte wie ein Kind.

Als der erste Sturm der Freude vorübergebraust war,
als die wallenden Wogen der innern, jubelnden Wonne sich
gelegt hatten, da ging's ans Fragen, — und nun erzählte Ralf
ruhig und in geordneter Folgereihe die ganze Begebenheit
von ihrem ersten Entstehen an. Wir brauchen die Ver-
wunderung und das Staunen der Aeltern nicht zu schildern;
ein jeder wird sich ohnehin ein treues Bild davon entwerfen.
Als aber Ralf von den heftigen Schmerzen sprach, die
er ausgestanden, als das heilsame Kraut zu wirken begonnen
habe; wie er laut vor Schmerz und Qual hätte aufschreien
mögen und doch in seiner Seele gejubelt habe — da fing
die Mutter wieder an zu weinen, und auch der Vater fuhr
mit der Hand über die feuchten Augen. „Daher sah er auch
so blaß aus,“ sagte die Mutter, „weil er so viele Schmerzen

litt, und wir wußten's nicht; und wenn wir fragten, sagte er es nicht. Ralf, hättest Du doch ein Wort gesprochen, wie manches hätten wir Dir lindern, wie oft Dir helfend beistehen können." Ralf versetzte fröhlich: „Dann wäre es aber aus gewesen mit der schönen Ueberraschung, die ich Euch bereiten wollte. Komm Allrich!“ setzte er dann hinzu, „Du hast den größten Theil am Wunder; hättest Du mich nicht hingezerrt nach dem Brahmreise, es stände noch unbeachtet in seiner Unscheinbarkeit.“ Der Storch schmiegte sich an Ralfs Kniee und schnoberte mit dem langen, rothen Schnabel an seinen Händen.

Von nun an war Freude in Hülle und Fülle in Meister Sorröe's Hause. Die Nachbarn, wie alle Dorfbewohner eilten herbei, als sie die frohe Mär hörten und bewiesen ihre ungeheuchelte Theilnahme in schlichten, herzlichen Worten, denn ein jeder hatte den sanften Ralf mit den schönen Augen und der wohl lautenden Stimme so recht von Herzen lieb und freute sich an seiner Genesung. Allrich wurde von dieser Zeit an mit einer Art Ehrfurcht betrachtet. — Wer indessen nicht erschien bei Meister Sorröe, das waren Seine Hohehrwürden. Der Diener des Evangeliums schien den Spruch: „Freuet euch mit den Fröhlichen,“ ganz und gar vergessen zu haben. Er grollte dem Burschen nach wie vor, und seit die letzte Kugel fehlte, die er im verschwiegenen Walde auf den Storch abgedrückt hatte, vermied er die Sorröesche Familie geflissentlicher denn je. —

Der Winter schickte seine Stürme ins Land, die segten

Schnee und Eis in großen Massen zusammen. Die fröhlichen Wellen des Baches standen still und erstarrten allgemach vor Kälte. Der blizende Schnee lag auf Flur und Wald. Die Bäume standen fahl und erstorben; nur den Tannen hatte der Winter das schöne, grüne Nadelkleid nicht abgestreift; etwas Grün wollte er doch seinem blendenden, starren Weiß heimischen. Die Tannen schauten d'rum auch lustig mit den blanken, grünen Zweigen in die Landschaft hinaus, als wären ihnen Frost und Schnee so recht erwünschte Gefellen. Auch das Brahmreis blickte frisch unter der schneeigen Decke hervor und wuchs lustig in den kalten Tag hinein. Allrich fröstelte vom Morgen bis zum Abend, und hockte am Ofen oder in der Nähe der glühenden Esse. Er zeigte so recht seine südliche, nach Wärme sehnsüchtige Natur. Den weichen Bast, den Kalf ihm damals um seinen gebrochenen Flügel gelegt, hatte er schon längst mit dem kräftigen Schnabel abgezupft, ein Beweis, daß der Flügel bereits angeheilt war. Kalf hatte seine Lust am Thiere, wenn es einen Flügel um den andern ausbreitete, als wollte es versuchen zu fliegen. Der Storch rannte dann mit weiten Schritten im Hausflur auf und nieder, schlug mit den Flügeln so gewaltig in die Luft, daß die Asche in der Esse in die Höhe, stob als führe ein lustiger Wind dazwischen. „Gedulde Dich, Allrich!“ sagte Kalf dann und klopfte ihm den schlanken Hals, „wenn die Bäche wieder fröhlich strömen und die Bäume grünen und die Maiglocken duften, dann ommen hoffentlich Deine Genossen wieder und nehmen den

Verlorengeglaubten mit sich. Dann kannst Du nach langer
Rast die Lüfte durchschneiden nach Herzenslust und Dich
baden hoch oben im goldnen Sonnenschein."

Der Winter war vorüber; Schnee und Eis zerschmolzen
gehorsam vor dem feurigen Strahl der Sonne. Die Bäche
murmelten; die Bäume grüntem und blühtem, und die Blumen
schautem träumerisch mit den bunten Augen in die blaue
Luft, als wären sie so eben aus einem langen, festen
Schlaf erwacht. Der Mai stand hell und schön über der
ganzen Gegend und seine ausnehmende Wärme schien wieder-
um einen heißen und frühen Sommer zu verkünden. Ulrich
kauerte im Sonnenschein vor der Thürschwelle und blickte
mit den verständigen Augen in die lichte, grüne Landschaft
hinaus. Ralf stand mit dem Vater und Nikol am Amboss,
und das Eisen glühte noch einmal so heiß, und das „Pink,
Pank, Pink!" klang noch einmal so lustig und kräftig als
sonst. Da trat ein Nachbar in den Hausraum, rückte flüchtig
an dem runden Käppchen und rief fröhlich: „Gute Kunde,
Meister Sorrvö, wir bekommen einen neuen Pastor! Unser
Nimrod ist versetzt; weit weg von hier, mehr nach dem
südlichen Schweden." Sorrvö ließ den Hammer sinken.
„Was Ihr da sagt, Nachbar," entgegnete er, „das ist wirklich
eine frohe Kunde. Ich hab's mir oft im Stillen gewünscht."
„Ihr habt Recht," war die Antwort, „fast das ganze Dorf
hatte seit jenem Schuß auf die Störche so recht kein Herz
mehr zu dem hochwürdigen Herrn. D'rum ist's gut also."
„Aber wißt Ihr's auch gewiß, lieber Nachbar?" fragte Ralf,

dessen Augen vor Freude leuchteten. „Wie sollte ich nicht!“ versetzte jener, „die Wirthschafterin auf dem Pfarrhose hat mir's erzählt. Man ist dort schon lustig am Einpacken. In vierzehn Tagen geht's über die Berge!“

Mit der Versetzung des Pfarrers hatte es seine völlige Nichtigkeit. Als vierzehn Tage verflossen waren, stand das Pfarrhaus leer. Es wurde nun geschauert und geweißt, restaurirt und verbessert; dann zog der neue Seelsorger ein. Das war ein fleißiger, stiller Mann, der fast immer über seinen Büchern lag und tüchtig studirte; oder er arbeitete im Garten, zog Blumen und legte sich eine Baumschule an; da gab's genug zu ordnen und in Stand zu setzen. Auf die Jagd ging er gar nicht; er besaß zwar eine schöne, künstlich mit Blumen ausgelegte Büchse, doch, das war ein Erbstück von seinem Vater, und als solches hielt er sie hoch und werth. Im Uebrigen rührte er nicht einmal ein Mordgewehr an und hatte ein unüberwindliches Grauen vor einem jeden, der in die Waldeinsamkeit drang um aus Vergnügen irgend ein Thier zu erlegen. Gegen seine Gemeindegengenossen war der stille, freundliche Mann die Güte und Liebe selbst, und stets bereit mit Rath und That beizuspringen wo es erforderlich war. Mit Meister Sorröe und dessen Frau unterhielt er sich gern und faßte zu dem jetzt so kräftigen und gesunden Kalf eine besondere Zuneigung. Als dieser ihm einst das Wunder seiner Genesung erzählte, hörte er mit der größten Theilnahme zu und ward ganz blaß vor innrer Bewegung. „Ja, mein lieber Kalf,“ sagte er darauf,

„das war Gottes Finger! — Es giebt noch Wunder unter den Menschenkindern; aber Du hast Recht wenn Du sagst: sie flüchten sich in Baum und Strauch und Kraut, und hier harren sie heimlich bis die gelegene Stunde da ist.“

Es war bereits am letzten Tage des Mai's, und noch immer erschienen die Genossen Alrichs nicht. Der Storch schritt unruhig auf und ab auf der Wiese und schnoberte am Brahmreis, oder wühlte mit dem Schnabel den lockern, heißen Sand des unfruchtbaren Erdstrichs auf. Dann blickte er mit den scharfen Augen in die Ferne, als erwartete er jemand von dort; dann schlug er mit den breiten, schwarzen Flügeln, erhob sich und rauschte im niedrigen Fluge über die duftende Wiese. Die Biegen, die in behaglicher Ruhe in dem schwelenden Grase lagen, sahen ihm neugierig zu, denn fliegen hatten sie den Hausgenossen noch nicht gesehen. Er flog höher, auf das Dach der Schmiede, auf den breitästigen, blühenden Apfelbaum, unter welchem Kalfs gepolsterte Bank stand. „Alrich! was machst Du?“ rief Frau Sorröe, die im Gärtchen beschäftigt war. „Du bist ja heute so ungeduldig; willst doch am Ende nicht allein davongehen? Komm herab Alrich!“ Alrich aber hörte nicht auf den freundlichen Ruf. Er flog wieder auf das Dach und streckte den Hals weit voraus, als erspähete er etwas. Plötzlich fing er an zu klappern und machte ein so lautes Getöse mit den mächtigen Flügeln, daß Kalf aus der Schmiede trat, um nach der Ursache des lauten Lärmens seines Lieblings zu sehen. Alrich geberdete sich gar wunderbar. Er drehte

sich auf der Spitze des Daches wie ein Rad im Kreise herum, hackte mit dem Schnabel das Moos aus den Fugen und warf es hinab; dann stand er plötzlich still, zog das eine Bein unter den Bauch, wie es bei diesen Thieren Art und Weise ist, wenn sie Wache stehen, und lugte unverwandt in die Ferne; dann klapperte er wieder mit dem Schnabel und schlug mit den Flügeln, daß es seltsam rauschte. Kalf folgte dem Blick des Thieres, aber so scharf des Knaben Auge war, er konnte nichts entdecken. Endlich, nach langem Spähen sah Kalf in weiter Ferne schwache, dunkle Punkte, die jetzt nach und nach immer größer wurden, so daß man schon unterscheiden konnte, daß es Vögel waren. „Das sind die Störche!“ jubelte Kalf und rief den Vater, der eilig die Werkstatt verließ und mit Nikol auf die Wiese hinausstrat. „Ja, das sind die Störche!“ wiederholte Meister Sorröe, ich erkenne schon den weißen, glänzenden Bauch, den rothen Schnabel. Willkommen, willkommen in Frintja, Du heiliger Vogel Deutschlands! Diesmal schießt kein Pfaff nach Euch.“ — Aber, was hatte das zu bedeuten? Als die Störche nahe genug gekommen waren, um geraden Fluges auf das Dorf loszusteuern, — wandten sie sich plötzlich seitwärts. Wollten sie an Frintja vorübersegeln? Hatten sie eine Erinnerung an die Unbill, die sie hier erlitten? — Es konnten dieselben sein, denn richtig, es waren neun an der Zahl. Als Allrich den seitwärtsgekehrten Flug seiner Genossen bemerkte, rauschte er in die Höhe; durchschnitt quer die Luft, um jenen den Vorsprung abzugewinnen und

stieß ein lautes, durchdringendes Geschrei aus. Die Störche wandten sich bei diesem wohlbekanntem Laut, sie hielten an im Fluge und ließen den Einsamen herankommen. Jetzt war er dicht in ihrer Nähe, sie hoben und senkten sich und antworteten mit demselben Geschrei. Sie schienen den verwundeten, zurückgelassenen Gefährten wiederzuerkennen, und umkreiseten ihn in engem Fluge. Als Alrich nun umkehrte und geraden Weges auf sein liebes Dorf zusiegelte, da machten sie alle links um und folgten dem Führer sorglos.

Wie im vorigen Jahre senkten sie sich auf die Wiese nieder und suchten nach Nahrung. Die Ziegen flüchteten wie damals in die Gebüsche und lugten neugierig daraus hervor, um das Treiben der Ankömmlinge schweigend zu beobachten. Wie damals versammelten sich die Dorfbewohner an der Gartenhecke; aber nicht wie damals sandte ein hochwürdiger Diener der Kirche eine tödtliche Kugel unter die harmlosen Thiere. Der stille, freundliche Pfarrer stand mitten unter seinen Gemeindegliedern, drückte diesem und jenem herzlich die Hand und sagte leise: „Lassen wir die seltsamen Thiere still gewähren; wer weiß, vielleicht bleiben sie dann bei uns und machen Wohnung in unserm Dorfe.“ Die Störche ließen sich auch durchaus nicht stören; sie schienen sich hier vollkommen sicher zu fühlen. Es vergingen Stunden und noch immer spazierten sie auf den Wiesen und benachbarten Aekern umher. Alrich machte den Anführer, es hatte den Anschein, als ob er seinen Genossen die nächste Umgebung zeigen wollte.

Die Dorfbewohner verliefen sich nach und nach, denn ein jeder hatte im Hause oder auf dem Felde zu schaffen; nur Ralf und seine Hausgenossen nebst dem Pfarrer standen noch beobachtend. „Vater!“ sagte Ralf, „heute helfe ich das Eisen nicht mehr schmieden; ich muß ja den Altrich im Auge behalten und sehen, was er treibt und wo er bleibt.“ Der Vater nickte ihm freundlich zu, klopfte ihm die narbenreiche, jetzt aber schon kräftig gebräunte Wange und ging nach kurzem Verweilen mit Nikol an die Arbeit, denn es gab noch viel zu schaffen heut' am Ambos. — Da plötzlich erhoben sich die Störche mit lautem Geschrei, flogen in weiten Kreisen um die Wiese, ums Dorf, und lenkten dann ihren Flug zu der dunkeln Waldung und den sanftabgerundeten Bergen, die grün und frisch auf die liebliche Gegend schauten. Und als sie hier in die Kreuz und in die Quer hin- und hergezogen waren, als hätten sie sich alles aufmerksam angeschaut, da flogen sie in geordnetem Zuge in gerader Richtung immer weiter und weiter, so daß zuletzt nur noch schwarze Punkte in der tiefblauen Ferne sichtbar waren. Als auch diese verschwanden, da wandten der Pfarrer und Ralf die angestregten Blicke ab und sahen sich schweigend an. „Altrich!“ rief Ralf endlich aus, „Altrich! gehst Du so ohne Gruß, ohne Abschied von Deinem Freunde fort?“ und eine helle Thräne rann über seine Wange. Der Pfarrer schüttelte den Kopf und sagte: „Seltsam! Die rothbeinigen Gäste scheinen hier keine Herberge machen zu wollen; sie gehen noch weiter nördlich. Ich weiß

doch nicht was den flüchtigen Gesellen bei uns nicht zusagen könnte. Hier ist Wasser, Wald, Berg und Wiese. Also Nahrung für sie in Hülle und Fülle, und die Sümpfe dort an der Waldung herum möchten ihnen manche leckere Mahlzeit liefern. — Ich hätte die Vögel gern hier behalten, denn sie sind so harmlos und dabei so eigenthümlich. Um Dich aber, guter Junge, thut mir's vor allem leid, Du habtest Dich so an Deinen Liebling gewöhnt, daß es Dir schwer ankommen wird, ihn nicht mehr um Dich zu wissen.“ Ralf schaute still vor sich hin und spielte mit einem abgerissnen Blatt — dann versetzte er nach einer Pause: „Ich habe es dem Thier oft gewünscht, mit seinen Genossen in die weite Welt fliegen zu können; — was sollte es hier für immer in der Einsamkeit? — Und nun, da der Bursche auf und davongeht, ist mir zu Muth, als wäre mir ein lieber Freund fortgegangen.“

„Beruhige Dich!“ sagte Meister Sorröe, als Ralf den Aeltern die schnelle Flucht Altrichs erzählte; „Es ist einmal der Welt Lauf so: ein jeder sucht das Seine. Doch, vielleicht sind die Störche nur ausgeflogen um die Gegend zu recognosciren und kommen morgen wieder und bauen sich hier an.“ Ralf schüttelte traurig den Kopf und schwieg.

Seit einem vollen Jahre war es heute das erste Mal daß Ralf allein in sein Kämmerchen ging. Da stand der große, leere Korb, der dem Flüchtigen so lange zum Lager gedient hatte. Ralf fuhr mit der Hand über die Augen und legte sich mit trüben Gedanken zu Bette; er konnte den

Storch nicht vergessen. „Wäre er nur noch einmal zu mir gekommen,“ dachte er im Stillen, „hätte er mit dem Schnabel nur noch einmal an meinem Kleide gezerrt, dann würde ich gedacht haben: siehe, er sagt Dir doch auf seine Weise ein Lebewohl. Aber so —“ Trotz seines Kammers schloß Ralf endlich ein und schloß recht fest, bis der erste Sonnenstrahl wie ein rothiger Strom über die saftige Wiese schoß. Es war ein sonderbares Gefnatter, das er jetzt vernahm, oder das ihn vielmehr aufgeweckt hatte. Es war, als ob jemand dürre Reiser auf einander schichtete, von denen hin und wieder eins zusammenknickte. Der Knabe fuhr in die Kleider; das ging jetzt schnell wie ein Blitz und ganz anders als damals, wo er noch auf den Krücken einherstrampelte. Er flog hinab in das Gärtchen, das noch thauigfrisch funkelte, und warf den Blick umher, nach der Ursache des eigenthümlichen Tons spähend. An der Hecke standen Meister Sorröe und seine Frau mit freudestrahrenden Gesichtern und blickten nach dem Dache des Hauses empor. Sorröe winkte. „Schau!“ sagte er leise, „die Störche bauen in Frintja!“ Mit einem Sprunge war Ralf bei ihnen und folgte der Richtung ihres Auges. — O Freude und Jubel für den trauernden Ralf! — Auf der Spitze des Daches erhob sich ein halbfertiges Storchnest, und zwei Störche waren lustig daran Reis um Reis zu dem kunstvollen, breiten Bau zusammenzufügen. „Allrich!“ rief Ralf mit seiner milden, wohlklingenden Stimme. Das mußte ja Allrich sein, denn er war größer als die andern Störche, die gestern ange-

kommen, auch hatte er mitten auf dem einen Flügel einen weißen Punkt, daran konnte er ihn schon erkennen. Und Alrich war es wirklich; er drehte sich bei dem wohlbekanntem Ruf von dem Storchweibchen ab, kam mit lautem Flügelschlagen und Geflapper von seiner Höhe herunter und lief in engen Kreisen um Ralf herum, immer schneller, immer enger, bis er zuletzt dicht bei ihm war und ihm den rothen Schnabel in die Hand steckte, als wollte er ihm andeuten, wie fröhlich er nun sei. Ralf streichelte ihm den schlanken Hals, fuhr ihm über die glatten Flügel und sagte: „Willst Dein Nest bei uns bauen, guter Junge? Willst uns Glück bringen in Frintja? Nun, so fliege nur wieder auf; siehe, Dein Weibchen lauert schon auf Meiser, es hat bereits alles verbaut.“ Und Alrich flog fort, als hätte er die Weisung verstanden, und zupfte und zerrte am Neste, daß er es hübsch ordne und wöhnlich mache.

Meister Sorröe sagte jetzt zum Sohne: „Nun Ralf, schaue Dich einmal um und siehe den reichen Segen an auf den Dächern. Und Ralf wandte den Blick und staunte. Alle Störche von gestern waren wieder zurückgekehrt nach dem Dorfe. Sie hatten in der Umgegend weit und breit wohl kein schöneres, freundlicheres Plätzchen gefunden als Frintja; hatten nun beim ersten Morgengrauen sich ihr Dach ausgesucht und waren lustig an die Arbeit gegangen, um den ehrlichen Frintjaern beim Aufstehen eine Ueerraschung zu bereiten. Vier halbfertige Nester, außer dem auf der Schmiede, erhoben sich auf den Giebeldächern, jedes

mit zwei Störchen bevölkert. Die beschenkten Häuser lagen ziemlich entfernt von einander und nahmen sich mitten zwischen Gärten und Aeckern recht malerisch aus; man mußte gestehen, daß die Fremdlinge es verstanden hatten, sich die besten Plätze auszuwählen. Ralf war hoch erfreut, als er eins der Nester auf dem Dache des Pfarrhauses entdeckte, welches mitten unter uralten Linden und Ahorn, wie ein trauliches Asyl dalag. Dem guten, stillen Manne vor allem gönnte Ralf diesen Zuwachs. Und richtig! Stand der Pfarrer nicht auch schon in seinem Garten mit dem sammtnen Morgenkäppchen auf dem bereits ergraunden Scheitel und schaute aufmerksam den geflügelten Bauleuten zu? —

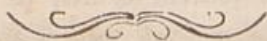
Plötzlich erhoben sich jetzt die Störche alle, wie auf ein gegebenes Zeichen, durchschnitten mit scharfem Flügelschlage die rothglühende Morgenluft und flogen der Waldung zu. Hier verschwanden sie im Dickicht. Doch nicht lange dauerte es, so tauchten sie nach und nach wieder in die Höhe, in den breiten Schnäbeln neues Baumaterial tragend. So trieben sie es bis Abend; da waren die Nester fertig, und nun standen die rothbeinigen Gesellen aufrecht darinnen und klapperten, als sprächen sie den Segensspruch über ihren Bau, wie es alter Brauch ist bei frommen Bauleuten.

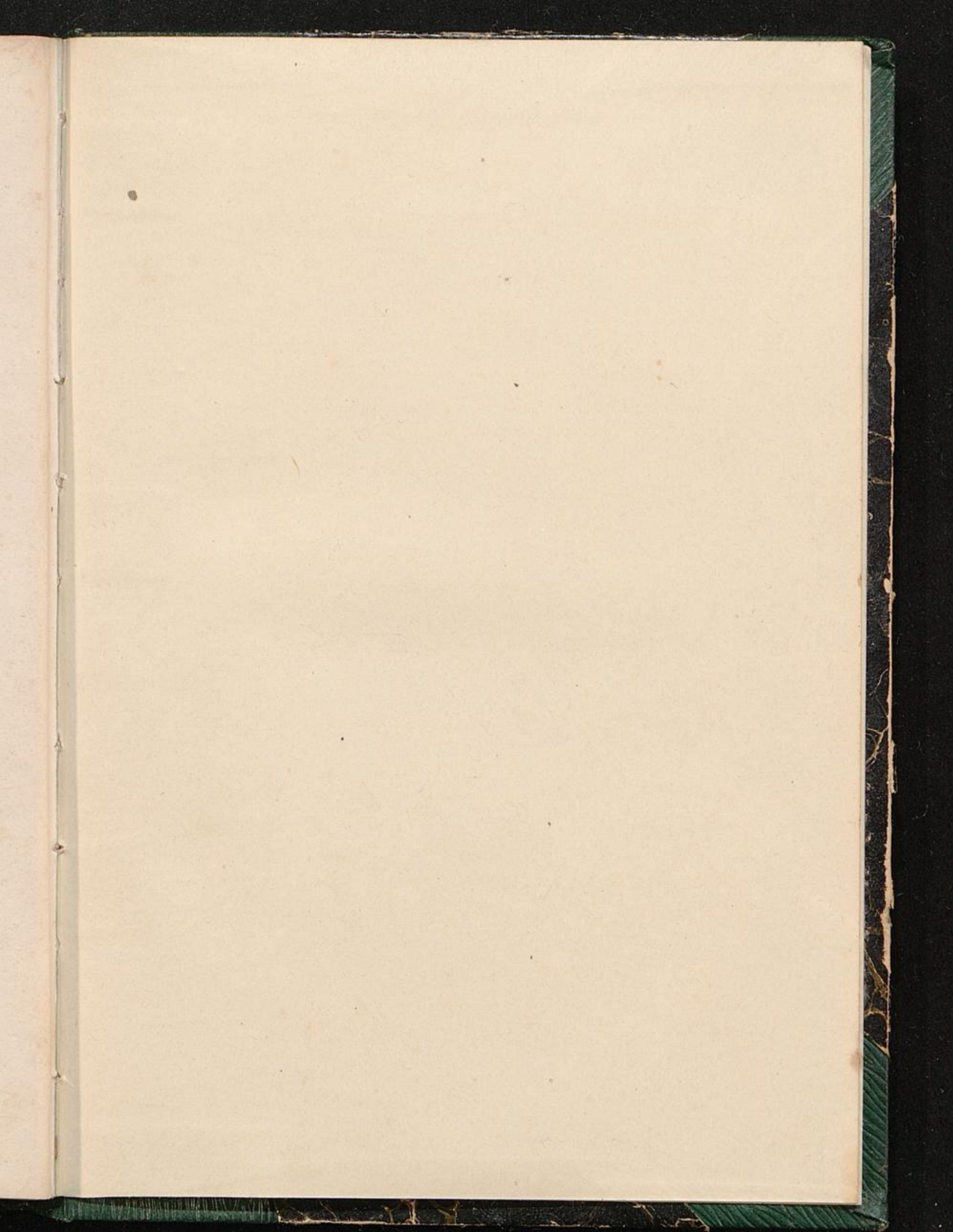
Die Dorfbewohner hatten den heutigen Tag über vollkommen gefeiert; Harke und Spaten, Rocken und Webstuhl, Hammer und Amboss, ja selbst des Pfarrers mächtige Foli-
anten mit den großen, buntgedruckten und seltsam ver-

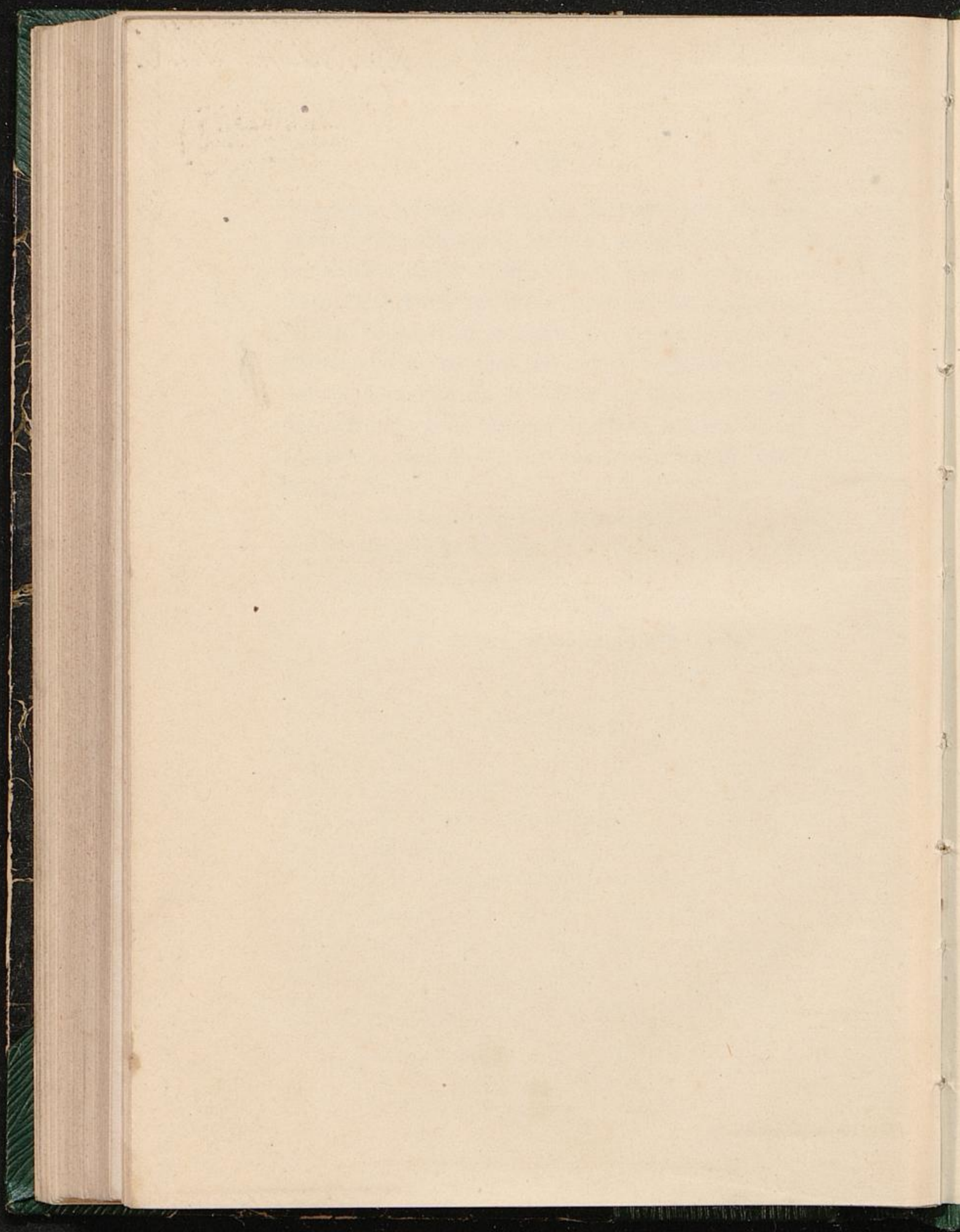
schnörkelten Anfangsbuchstaben — alles hatte Ruhe gehabt, denn der heutige Tag machte ja eine Epoche in der Geschichte des schwedischen Kirchdorfes. Am nächsten Tage aber war alles wieder in voller Thätigkeit. In Meister Sorröe's Schmiede brauste der Blasebalg, glühte die Esse, und das „Puf, Puf, Puf!“ scholl klingend in den sonnigen Junitag hinein. Um die Mittagszeit jedoch, wo Meister Sorröe sein kurzes Schläfchen hielt, da eilte Kalf ins Gärtchen und lockte seinen Allrich. Das fromme Thier kam auf den ersten Ruf und schnoberte an den Händen und Kleidern seines alten Freundes; das Weibchen aber schaute schüchtern und neugierig aus dem Nest, es wagte sich noch nicht hinab, sondern blieb still im sichern Versteck. Die Mutter trat zu Kalf, hob ihm wie damals, als er traurig unter dem alten Apfelbaume saß, das Gesicht in die Höhe und blickte ihm tief in die schönen, leuchtenden Augen. Wie kam ihr der Knabe doch so ganz anders vor in seinem Glück, in seiner Zufriedenheit und Kraft! Schien's doch, als ob die Freude, die auf seinem Antlitze lagerte, die Narben ebner gemacht hatte, die eine böse Krankheit als mahnende Spuren zurückließ. Wohl mochte Frau Sorröe Recht haben, denn die echte Freude glättet und verschönert die Züge. „Siehst Du, Kalf,“ sagte die Mutter weich, „die Trübsal währt oft nur eine kleine Zeit. Und wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Nicht allein ist Dein Leid von Dir genommen, auch die Freude ist bei Dir eingekehrt.“ Kalf küßte seine Mutter; das Auge ward ihm feucht in stillem Entzücken. Er sah sich nach

Allrich um; der hatte die sandige Erdstrecke aufgesucht und zupfte an dem Brahmreis, gleichsam als wollte er Ralf an das heilsame Kraut erinnern; dann flog er wieder aufs Dach. Ralf blickte mit stillem Dank auf die unscheinbare Pflanze, die der Wind sanft bewegte. Buntschillernde Käfer schlüpfen an den Stengeln auf und ab, die Fliegen schwirren, der Wind flüsterte, die Käfer summten. Ralf aber sang mit leiser, leiser Stimme die Worte, wie er sie so oft vernommen, wenn er auf dem wunderbaren Kraute eingeschlafen war:

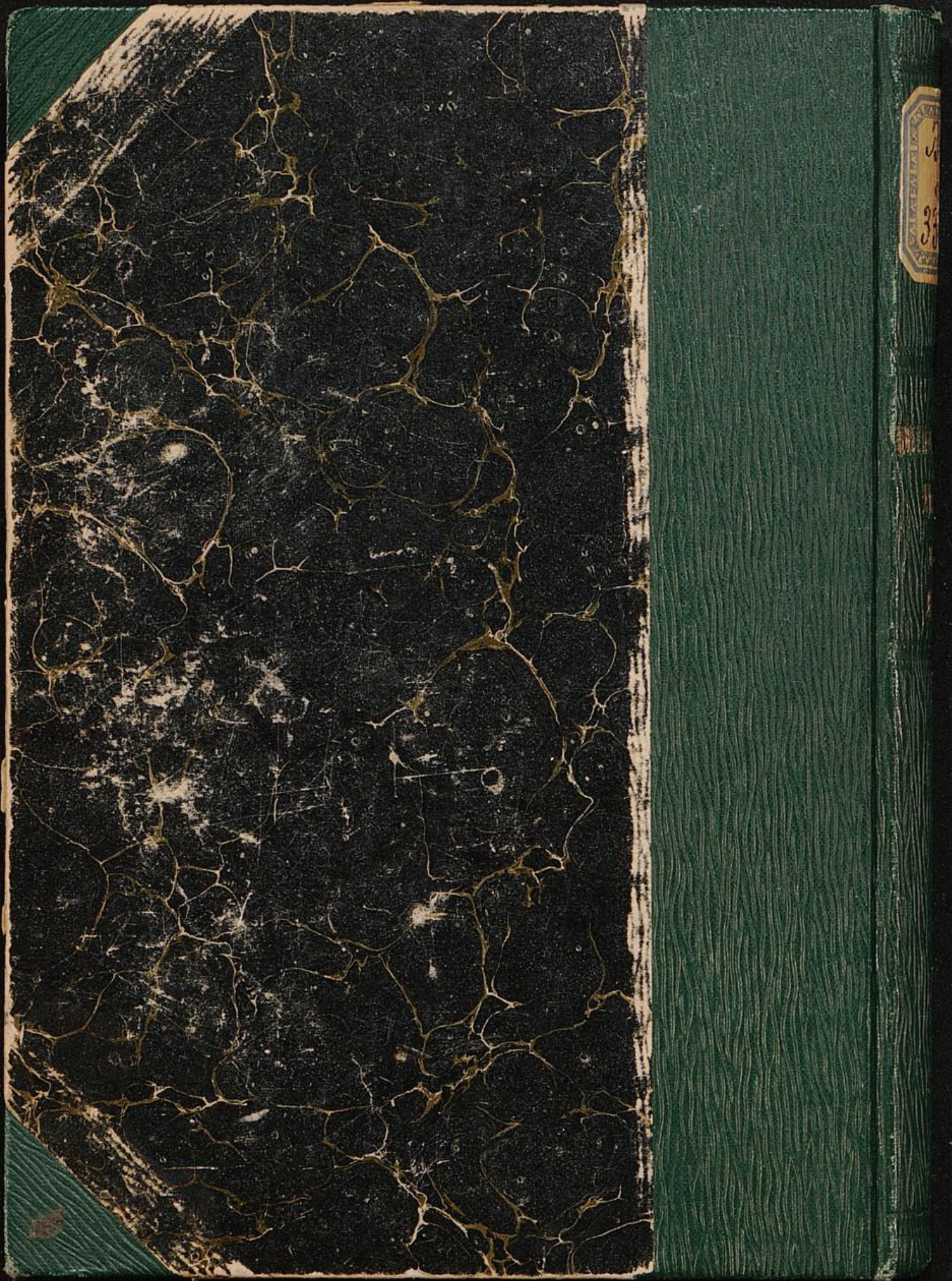
„Brahmreis, — auf Kohlen heiß,
Dampf in die Höh',
Bringet das Weh.
Dampf in das Mark hinein,
Schafft Glieder schlank und fein!“







C. ROCKMANN
Buchbinderei
Bremen.



LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
38
CAMBRIDGE

Bern
e
3333

Hindermann

Heide

und

Moor